48552.10

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

FROM THE FUND GIVEN
IN MEMORY OF
GEORGE SILSBEE HALE
AND
ELLEN SEVER HALE

Digitized by Google

# August's von Kotzebue

ausgewählte

# prosaische Schriften.

Enthaltend:

Die Romane, Erzählungen, Anekdoten und Miszellen.

Neununddreißigster Band.

Wien, 1843.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Digitized by Google

M 35552.10

HARVARD COLLEGE
JUN 24 1940
LIBRARY
Hale fund

# Die Grille,

oder:

# Neue kleine Schriften

von

## August von Kotzebue.

Zweiter Theil.

Wien, 1843.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Digitized by Google

# Die Grille.

# Der Hofmann.

Freilich ſind die meiſten Menſchen Sklaven, aber doch nur ihrer eigenen Leidenſchaften und Thorheiten, der Höfling iſt ein Sklave fremder Launen. Er genießt ſein Brot (oder Konfekt) zwar nicht im Schweiße des Angeſichts, und doch iſt es das ſauerſte, das auf Erden genoſſen wird; ſeine Kunſt eine der ſchwerſten.

Man ſollte glauben, nur ein alter, vollendeter Hofmann könne die Regeln dieſer Kunſt lehren, und eben weil Verſtellung eines ihrer Haupterforderniſſe jederzeit geweſen, ſo könne auch kein Ungeweihter mit Kenntniß davon ſprechen. Aber ein Spanier, Balthaſar Gracian, hat das Gegentheil bewieſen, obgleich der Hof, an dem er lebte, nur ein Jeſuiterkollegium in Catalonien war. Durch ein tiefes Studium der menſchlichen Schwachheiten und der Art, wie ſie am beſten zu gängeln ſind, haben bekanntlich die Jeſuiten ihre einſt furchtbare Macht gegründet; ſie mußten folglich vor allen Dingen auch Höflinge ſein, und es iſt weniger zu verwundern, daß Gracian ſich dieſe Kunſt zu eigen gemacht, als daß er ihre Geheimniſſe ausſchwatzen durfte. Es ſind nun faſt zweihundert Jahre, als er es that, und ſein Buch, heute wieder an's Licht gezogen, gleicht dem unverweſten Körper eines Großvaters, in dem der Enkel noch vollkommen die Familienähnlichkeit erkennt. Man wirft dem Verfaſſer Dunkelheit vor, und als Ame-

Digitized by Google

lot de la Hauſſaye, ein bekannter Schriftſteller unter Ludwig XIV.; den Hofmann überſetzte, ſagte eine damalige Literatur-Zeitung: das Original ſei dunkel, und die Ueberſetzung finſter.

Aber Amelot bewies wenigſtens ſchon in ſeiner Zueignungsſchrift an den König, daß er einen echten Beruf hatte, das Original nicht allein zu überſetzen, ſondern auch mit Noten zu verſehen, denn es iſt nicht möglich, feiner und gröber zugleich einem Könige zu ſchmeicheln, als er in dieſer merkwürdigen Dedication.

Sire, ſagte er, ich zittere, wenn ich bedenke, was Sie ſind, und was ich bin. Nie würde ich gewagt haben, vor Ihnen zu erſcheinen, wenn nicht ein ſo geſchickter Hofmann, als Gracian, mich bei Ihnen einführte. — Hätte er noch zwanzig Jahre gelebt, und wäre Zeuge Ihrer Eroberungen geweſen, er würde nicht behauptet haben, daß ſeine Mutterſprache die allgemeine, und ein Schlüſſel der Welt zu nennen ſei. — Ich ſchweige von dieſen Eroberungen, die ſelbſt Augenzeugen beſſer bewundern, als erzählen können. Sie ſind der Achill von Europa, und ganz Europa iſt Ihr Homer. Sie ſind der Mann des Ruhmes. In den Krieg ziehen, heißt bei Ihnen zu Triumphen ausziehen. — In vierzig Jahren Ihrer Regierung haben Sie mehr gethan, als vierzig Könige, und Ihre Nachkommen werden einſt ſprechen wie Philipp II. bei Erblickung des Bildniſſes Ferdinand des Katholiſchen: Dieſem verdanken wir Alles! — Aber Sire, werden dieſe Nachkommen auch Ihr Andenken *lieben* können? — Die Unmöglichkeit, Sie nachzuah-

men, wird vielleicht mehr Neid, als Dank erwecken, weil die Unterthanen von ihnen begehren werden, sie sollen Ludwig dem Großen gleichen. — Wenn es jemals einen Meisterkönig gab, das heißt einen solchen, dessen Eigenschaften unter hundert andere vertheilt, aus Jedem einen großen Mann gemacht hätten, so bekennt Europa, daß Sie es sind. — Ein Fürst geboren werden, sagt Tacitus, ist nur ein Geschenk des Glücks, aber ein geborner König sein, und es zu sein wie Sie, das heißt sich selbst zum Könige erheben, das ist das non plus ultra des Königthums. — Viele Fürsten sind groß gewesen, weil sie glücklich waren, aber Sie sind glücklich, weil Sie groß sind. — Als ganz Europa sich gegen Sie verschwor, um den Strom Ihrer Eroberungen aufzuhalten, da verloren Sie keine Zeit damit, den gordischen Knoten zu lösen, sondern Sie hieben ihn entzwei, Sie vernichteten durch Einen Wink des Kopfes, durch Einen Streich des Schwertes die lange gebrütete Tücke der Feinde Frankreichs. — Oft haben Sie diesen Feinden gezeigt, daß Sie mit dem Muthe Alexander's und Cäsar's auch deren Schnelligkeit verbinden. Selbst mitten im Winter haben Sie oft Provinzen erobert, ehe man noch wußte, daß Sie in's Feld gerückt waren. — (Sogar Ludwig's schändliche Intoleranz zu loben, schämt sich der Schmeichler nicht; ein neuer Beweis, daß ein Machthaber, so lange er lebt, immer feile, niederträchtige Schriftsteller findet, die auch seine schlechtesten Handlungen preisen.) Sire, fährt Amelot fort, Sie haben die Hugenotten gedemüthigt, oder vielmehr vernichtet, aber nicht durch ge-

waltſames Aderlaſſen, wie vormals Karl IX., ſondern durch eine lange Hungerkur, die ihnen nicht allein alles Fett, ſondern auch alle Kräfte entzog. Sie haben dieſe Ketzer von allen Aemtern und Ehrenſtellen ausgeſchloſſen, und ſich dadurch eben ſo gut, als gerecht bewieſen. (!) — Wenn es ſchon ſchwer iſt, Ihren Ruhm theilweiſe zu verkünden, um wie viel ſchwerer wird es ſein, Ihre Geſchichte zu ſchreiben, einen Univerſal-Fürſten darzuſtellen, ein Groß-Ganzes (ein Grand-tout). — Wenn jemals die Monarchie unter einem Ihrer Nachfolger ſich zum Untergange neigte, ſo würde man nur Sie bedauern, nur Sie zurück wünſchen, weil Sie der Einzige wären, der ſie wieder herſtellen könnte. — (Man ſieht, die Schmeichler ſind falſche Propheten.) — Viele Fürſten hat die Geſchichte verewigt, aber keinen, der immer groß, und in Allem groß geweſen wäre. — (Einen ſolchen wird es auch wohl nie auf der Welt geben.) — Salomo war zuletzt nicht, was er anfangs geweſen. Auguſtus fing ſchlecht an, und endete gut, Tiber umgekehrt; Nero begann wie ein Phönix, und endete wie ein Baſilisk. Viele haben ihre erſten Jahre mit Lorbeern, ihre letzten mit den Blumen der Wolluſt gekrönt. Nur unter Ihrer Regierung, Sire, iſt Alles ſchön und majeſtätiſch, von gleicher Kraft und Fülle, und Sie können ſagen wie Alfons, der König von Neapel und Arragonien, daß Sie keinen Tag Ihres Lebens übel angewendet. —

Es ekelt mir, dieſem elenden Schmeichler länger nachzuſchreiben, aber lächeln muß ich, wenn ich an die Verzweiflung denke, die manchen heutigen Schmeichler ergrei-

Digitized by Google

ſen wird, wenn er ſieht, daß ſchon vor mehr als hundert Jahren Alles in dieſer Kunſt erſchöpft worden, und es unmöglich iſt, noch etwas Neues hervorzubringen.

Amelot hat Gracian's Maximen mit Noten begleitet, die größtentheils aus den übrigen, nicht minder ſchlauen Schriften dieſes Jeſuiten geſchöpft ſind. Viele Gemeinſprüche laufen freilich mit unter; aber ein Auszug aus dem Ganzen verdient in der That das Breviarium der Höflinge zu bleiben, und gewährt ſicher auch jedem Leſer Genuß, dem tiefe Blicke in das menſchliche Herz erfreuen.

1. Man bedarf jetzt mehr Eigenſchaften, um Einen Weiſen zu bilden, als vormals deren ſieben, und es iſt in unſern Tagen mehr Geſchicklichkeit vonnöthen, um mit Einem Menſchen zu unterhandeln, als vormals mit einem ganzen Volke. (Ein Satz, aus dem vielleicht Herr Merkel einen neuen, aber ſehr zweideutigen Beweis ziehen würde, daß die Menſchheit fortſchreitet.)

2. Schweigen iſt das Heiligthum der Klugheit. Es birgt nicht blos Geheimniſſe, ſondern auch Fehler.

3. Der Kluge zieht abhängige Menſchen den Dankbaren vor. Hoffen laſſen, iſt ſchlau, auf Erkenntlichkeit lauern, einfältig; denn dieſe vergißt, Hoffnung erinnert. Wer getrunken hat, kehrt dem Brunnen den Rücken. Mit der Abhängigkeit ſchwindet auch die Dankbarkeit. Darum muß man ſich den Fürſten immer nothwendig machen.

4. Alle Ueberlegenheit iſt gehäſſig, aber die eines Unterthanen über ſeinen Fürſten thöricht oder Unglück bringend. Der Schlaue birgt ſeine Vorzüge wie ein Frauenzim-

Digitized by Google

mer die Schönheit unter einem Negligee. Man mag wohl Andern manche Ueberlegenheit einräumen, nur nicht die des Geiſtes, am wenigſten mögen das Fürſten. Eine ſolche ihnen zeigen, iſt ein Staatsverbrechen. Ein Höfling, der eines Tages Philipp dem Zweiten mehrere Schachpartien abgewann, kam betrübt nach Hauſe, und ſagte zu ſeinen Kindern: es iſt aus mit uns! der König weiß, daß ich beſſer Schach ſpiele als er. — Man muß nie Rath ertheilen, ſondern nur gleichſam an das Vergeſſene erinnern.

5. Von ferne ſtehen iſt bisweilen gut. Man hegt von Abweſenden immer eine höhere Meinung, als von Gegenwärtigen.

6. Es gibt gewiſſe behagliche Menſchen, die überall beliebt ſind. Was ſie dazu macht, lernt ſich nicht aus Büchern oder in Schulen. Sie wiſſen Alles, was in der Welt vorgeht, kennen alle Gebräuche, und beobachten ſie; merken ſich die ſchönſten Stellen aus Büchern, das Wichtigſte aus den Zeitungen, das Pikanteſte aus Satyren. Sie erzählen Anekdoten aus der galanten Welt, bringen bald ein Epigramm, bald den Spruch eines Weiſen an, und ſchonen immer dabei derer, mit welchen ſie ſich unterhalten. Was beleidigen könnte, verſchweigen ſie, und wenn ein Dritter tadelt, ſo entſchuldigen ſie. Wer dieſe Kunſt beſitzt, dem nutzt ſie mehr, als wenn er Meiſter der ſieben freien Künſte wäre.

7. Stelle dich bisweilen, als wüßteſt du nichts, um Andern das Vergnügen zu gönnen, dich zu unterrichten.

Viele finden darin ein göttliches Vergnügen, und lieben den, der es ihnen verſchafft.

8. Haſt du Fehler, ſo mache es wie Julius Cäſar: bedecke den Kahlkopf mit Lorbeern.

9. Das Unglück iſt gewöhnlich ein Kind der Thorheit. Suche die Glücklichen, um ſie zu nutzen, meide die Unglücklichen. Die größte Kunſt im Piquetſpiel iſt das Wegwerfen, die kleinſte Karte im Trumpf gilt mehr, als die höchſte in einer andern Farbe.

10. Rede wie das Volk, aber denke wie die Weiſen im Volke. Der Weiſe vermeidet eben ſo ſehr zu widerſprechen, als widerſprochen zu werden.

11. Sanftmuth ſchließt den Muth nicht aus. Honig trägt die Biene, aber auch einen Stachel zur Vertheidigung.

12. Lerne warten. Philipp II. ſagte: Die Zeit und ich, wir ſind ſo gut als zwei andere. Die Zeit mit ihrer Spindel bringt größere Dinge hervor, als Herkules mit ſeiner Keule. Der weiſe Bias pflegte zu ſagen: Jupiter würde längſt ſchon keine Blitze mehr haben, wenn er nicht Geduld hätte. Wer ſich ſelbſt beherrſchen kann, wird bald auch andere beherrſchen. Bedenke lange, thue ſchnell. Das koſtbarſte Metall reift am langſamſten.

13. Wer durch die Pforte des Vergnügens in den Tempel des Glücks ſteigt, der geht gewöhnlich durch die Pforte des Kummers wieder hinaus.

14. Es iſt ein gewaltiger Vortheil, der Erſte zu ſein, der in einer Sache ſich auszeichnet. Das iſt die Vorhand im Spiel; man gewinnt, ohne beſſere Karten zu haben, als

der folgende. Mancher wäre ein Phönix in seiner Art geworden, wenn nicht schon andere vor ihm gewesen wären. Oft ist der Ruhm ein Majorat, das nur die ältesten Söhne erben.

15. Erspare dir allen Verdruß. Diese Regel ist die Hebamme der Zufriedenheit. Es gibt Menschen, die täglich ein wenig Verdruß haben müssen, wie Mithridat ein wenig Gift. Hast du zu wählen zwischen dem Vergnügen eines Andern oder deinem eigenen Mißvergnügen, laß Jenen sich kümmern. Thue auch nie etwas dir Unangenehmes einem Rathgeber zu gefallen.

16. Lerne mit guter Manier abschlagen. Von Manchen hört man lieber ein Nein, als von Andern ein Ja, weil ein höfliches Nein mehr vergnügt, als ein brummisches Ja. Es gibt Leute, die immer ein Nein auf der Zunge haben, und doch wohl hinterher alles zugestehen; aber dann weiß man es ihnen keinen Dank mehr, weil das ungewürzte Nein schon erbittert hat. Man muß auch nicht mit dem Nein so gerade in's Haus fallen, sondern es langsam zu verschlucken geben, immer noch einige Hoffnung durchschimmern lassen, und immer mit Höflichkeit die Leere ausfüllen. Ja und Nein sind ein paar kurze Worte, doch ehe man sie ausspricht, sollte man lange darüber nachdenken.

17. Bleibe dir immer gleich. Manche sind heute nie das, was sie gestern gewesen, haben täglich eine andere Meinung, einen andern Willen, ein anderes Benehmen. Das ziemt der Klugheit nicht. Ein Höfling muß keine Lau-

nen haben. Nur wenn die Geſtalt der Dinge um ihn her ſich wandelt, verwandelt er ſich mit.

18. Unentſchloſſenheit iſt ſchlimmer, als ſchiefe Thätigkeit. Tacitus ſagt: es gibt Dinge, die keinen Aufſchub leiden, und wo Verwegenheit beſſer iſt, als guter Rath. Man darf nicht zaudern, wenn man vorausſieht, daß nur das Geſchehene gerühmt werden wird. Stehendes Waſſer verdirbt. Manche thun nie etwas, ohne von andern dazu geſtoßen zu ſein.

19. Geiſtreiche Menſchen finden ſich ſchnell in das Mißlingende. Durch eine artige Wendung entſchlüpfen ſie jedem Labyrinth. Durch ein graziöſes Lächeln vermeiden ſie bisweilen drohenden Zwiſt. Widerſpruch kleidet ſie in eine höfliche Zweideutigkeit. Es iſt eine ſchöne Kunſt, nie allzuverſtändlich zu werden.

20. Sei nicht unzugänglich. Dieſen Fehler beſitzen nur diejenigen, die das Glück übermüthig gemacht hat. Man geht bei ſolchen Leuten zur Audienz mit Furcht und Vorſicht bewaffnet, als ob man ein wildes Thier bekämpfen müßte. Zuvor krochen ſie vor aller Welt, um ihren jetzigen Poſten zu erſchleichen, nun rächen ſie ſich an aller Welt durch ihren Uebermuth.

21. Ein großer Theil des Lebens verſtreicht unter Nachfragen. Was wir ſehen iſt das wenigſte. Wir leben auf Treue und Glauben anderer. Das Gehör iſt öfter die Pforte der Lüge als der Wahrheit. Dieſe ſieht man bisweilen, aber man hört ſie ſelten, und am ſeltenſten gelangt ſie rein bis zu unſern Ohren, beſonders wenn

ſie von weitem kommt; denn immer findet ſie auf ihrem Wege Leidenſchaften, von denen ſie einige mitnimmt. Erforſche den, der lobt, noch mehr den, der tadelt, und glaube ihm nicht eher, bis du weißt, warum er einen Hieb verſetzen will.

22. Weder das Gute noch das Böſe muß man zu tief ergründen, ſelbſt im Genuß nie zu weit gehen. Wer zu viel Milch haben will, der zieht endlich Blut aus dem Eiter.

23. Der Neid iſt eine Art von Blitz, der gewöhnlich nur die hohen Gegenſtände trifft. Begehe bisweilen mit Fleiß kleine Fehler, damit der Neid etwas zu begeifern hat. Plinius ſagte von einem geſchickten Redner: er hat gar keinen Fehler, außer den, daß er keinen Fehler hat.

24. Benutze deine Feinde. Man muß kein Meſſer bei der Schneide faſſen, ſondern beim Griff. Der Weiſe zieht mehr Vortheil von ſeinen Feinden, als der Narr von ſeinen Freunden. Jener macht aus dem Haß der Feinde einen Spiegel, in dem er ſich beſchaut.

25. Es iſt erbärmlich, wenn man zu nichts taugt; aber eben ſo erbärmlich, wenn man Allen Alles ſein will. Verſchwende dich nicht ſelbſt an Jeden. Das Vortrefflichſte wird gering geſchätzt, wenn es häufig iſt. Je heller eine Fackel leuchtet, je ſchneller verzehrt ſie ſich.

26. Es iſt ſehr leicht einen üblen Ruf zu erlangen, denn das Schlechte wird immer am liebſten geglaubt, und ſolche Eindrücke ſind ſchwer zu verwiſchen. Hüte dich vor Verleumdung! ſie iſt leichter zu verhüten als zu bekämpfen.

Digitized by Google

27. Alle Handlungen, die zweifelnd unternommen werden, ſind gefährlich, es wäre beſſer ſie zu unterlaſſen. Jeder Zweifel iſt eine Art von Furcht, und Furcht ſchadet der Ausführung jedes Unternehmens.

28. Haſt du einen gangbaren Furt durch den Strom gefunden, ſo laß Niemanden merken, wie tief er iſt. Alle Welt müſſe dich kennen, aber Niemand ganz. Pittacus, der Weiſe von Mitylene, hatte wohl Recht zu ſagen, die Hälfte ſei mehr als das Ganze; nämlich eine Hälfte, die man geſchickt verbirgt, gilt oft mehr als ein Ganzes vor Jedermanns Augen.

29. Unſere Leidenſchaften ſind die Ohnmachten unſers Rufes. Iſt man nicht immer Herr darüber, ſo muß man es machen, wie die Königin Iſabelle von Spanien, die, wenn ſie ihre Niederkunft erwartete, ſich in das abgelegenſte Zimmer begab, damit Niemand ſie ſchreien hören möchte.

30. Ein Theil der Welt verſpottet den andern, und beide lachen über ihre gemeinſchaftliche Thorheit. Der iſt ein unerträglicher Narr, der da will, daß Alles nach ſeiner Fantaſie gehen ſoll. Der Geſchmack der Menſchen iſt ſo verſchieden als ihre Geſichtsform! Es gibt keinen Fehler, der nicht ſeinen Vertheidiger, keine Tugend, die nicht ihren Bekrittler fände. Laß den Muth nicht ſinken, wenn Einer tadelt, was du thuſt, denn ſicher wird ein Anderer es loben.

31. Der Vielredner iſt ſelten geſchickt. Das Gute iſt doppelt gut, wenn es kurz iſt.

32. Prunke nicht mit deinem Glücke. Iſt es denn nicht genug, daß du beneidet wirſt? willſt du auch gehaßt werden?

33. Zeige dich nicht unzufrieden mit dir ſelbſt, das iſt Schwachheit; aber auch nicht zufrieden, das iſt Thorheit.

34. Es gibt widerhaarige Menſchen, die, nicht aus Leidenſchaft, ſondern weil es ihnen ſo natürlich iſt, Alles tadeln, Alles beſſer wiſſen. Bei dem Einen verdammen ſie, was er gethan hat, bei dem Andern, was er thun will, übertreiben Alles, und machen Berge aus Sonnenſtäubchen. Sie ſind unausſtehlich und könnten die eliſäiſchen Felder in Galeeren verwandeln.

35. Warte nicht bis deine Sonne untergeht; oder ahme vielmehr die Sonne nach, die, untergehend, ſich in eine Wolke zu verhüllen pflegt, ſo daß man nicht recht weiß, ob ſie noch über dem Horizonte iſt oder nicht. Ein guter Reiter läßt bisweilen ſeinem Roſſe den Zügel ſchießen, damit es ſich nicht bäume und ihn zum Gelächter mache. Eine Schöne zerbricht ihren Spiegel, ehe er ihr zeigt, daß ſie altert.

36. Unſer ganzer Lebensgenuß iſt von Andern abhängig. (?) Das beſte Mittel, Freunde zu haben, iſt, ſich deren zu machen. Aber Viele murren, daß ſie gehaßt werden, und thun doch nichts, um geliebt zu werden. Viele verlaſſen ſich ganz auf ihre Verdienſte, dadurch gewinnt man aber die Herzen nicht.

37. Im Glück bereite dich vor auf das Unglück. Sammle im Sommer deinen Wintervorrath. Vernach-

läſſige im Glück keinen deiner vielen Freunde, denn im Unglück werden dir wenige bleiben, und du wirſt vielleicht froh ſein, dir Einen zu erhalten, den du jetzt gering achteſt. Thoren haben nie Freunde, weder im Glück, weil ſie dann Niemanden kennen, noch im Unglück, weil dann Niemand ſie kennen will.

38. Füge dich in die Launen derer, mit welchen du lebſt. Man gewöhnt ſich ja an häßliche Geſichter, warum nicht auch an böſe Launen?

39. Höflichkeit bezaubert Jedermann. Du haſt viel gewonnen, wenn man dich für verbindlich hält. Grobheit iſt entweder die Wirkung des Hochmuths — und dann verachtungswürdig — oder der Dummheit — und dann verächtlich. Höflichkeit koſtet nichts und trägt doch hohe Zinſen. Wer Andere ehrt, wird von Andern geehrt. Geſchieht das letztere aber auch nicht, ſo muß man ſprechen, wie jener Philoſoph, über den einer ſeiner Freunde ſich wunderte, daß er einen Menſchen grüße, der ihm den Gruß nicht zurück gebe: »Iſt es denn eine Schande für mich, höflicher zu ſein als Jener?« — Darum ſei aber nicht gegen Jedermann auf gleiche Weiſe höflich, denn man ſchneidet nicht Zwiebeln mit demſelben Meſſer, mit dem man das Brot geſchnitten.

40. Kenntniſſe beſitzen, iſt nicht an jedem Hofe Mode, und in einem ſolchen Falle thuſt du ſehr wohl, den Unwiſſenden zu ſpielen. Schicke dich in Zeit und Geſchmack. Füge dich in die Gegenwart, wenn auch die Vergangenheit

dich beſſer dünkte. Wenn der Weiſe nicht leben kann wie er will, ſo lebt er wie er kann.

41. Es iſt ein Zeichen eines böſen Rufes, wenn man den Ruf Anderer gern beflecken möchte. Verzeihe Andern, als ob du ſelber täglich fehlteſt, und hüte dich vor Fehlern, als ob du Andern nie verzieheſt. Durch fremde Gebrechen ſich für eigene tröſten, iſt Narrentroſt. Solche Leute haben den übelriechendſten Athem.

42. Haſt du eine Thorheit begangen, ſo biſt du darum noch kein Thor, aber du wirſt einer, wenn du ſie nicht zu verbergen weißt. Verſtändige Leute bemänteln ihre begangenen Thorheiten, Narren zeigen auch die, die ſie noch begehen wollen. Selbſt deinem Freunde, ſo ſehr du ihn auch lieben magſt, vertraue nie deine Fehler.

43. Es gibt ein ich weiß nicht was, welches größtentheils ein Geſchenk der Natur iſt. Man nennt es Zauber, weil es die Herzen beſtrickt; Feinheit, weil es faſt unmerklich iſt; Weltton, wegen ſeiner Geſchmeidigkeit; es iſt aber unmöglich, es zu definiren. Die Handlungen der Menſchen haben ihre Hebamme, der ſie es verdanken, wenn ſie glücklich zur Welt kommen; dieſe Hebamme iſt ich weiß nicht was. Ohne ſie werden ſie meiſtens todtgeboren, ohne ſie iſt das Beſte unſchmackhaft. Man fühlt es wohl, aber man kennt es nicht.

44. Großherzigkeit iſt die Tugend der Könige. Das Herz Alexander's war ein Erzherz, denn die ganze Welt hatte Platz in einem Winkel desſelben, und es konnte noch

ſechs andere Welten beherbergen. Das Herz iſt der Magen des Glücks. (!)

(Der Beſchluß folgt.)

## London und Paris.

Wir haben eine angenehme Zeitſchrift, die denſelben Titel führt, aber ſich blos mit der Gegenwart beſchäftigt. Der Grillenfänger, der gute Urſachen hat, ſich mit der Gegenwart nicht zu befaſſen, ſucht Unterhaltung in der Vergangenheit, und da ſtößt ihm ein Büchlein auf, welches ein Ritter Petty vor mehr als hundert Jahren geſchrieben hat. Es enthält Verſuche in politiſcher Rechenkunſt, betreffend die Städte und Hoſpitäler von London und Paris, und gibt intereſſante Veranlaſſungen, das Geweſene mit dem, was iſt, zu vergleichen. Petty will beweiſen, daß London anſehnlicher ſei, als Paris und Rouen zuſammen genommen, und überhaupt als irgend eine Stadt in der Welt. Er gründet ſich erſtens auf die Mittelzahl der in den Jahren 1683, 84 und 85 in London Geſtorbenen, wobei er bemerkt, daß keine außerordentlichen Krankheiten herrſchten, und daß die Gebornen im gewöhnlichen Verhältniſſe zu den Geſtorbenen ſtanden. Ein Jahr in's andere gerechnet, wurden jährlich zwei und zwanzig tauſend drei hundert ſieben und dreißig Menſchen begraben, in Paris hingegen, wo die Sterblichkeit gerade ſehr groß war, nur neunzehn tauſend acht hundert ſieben und achtzig, wovon

noch ein großer Theil im Hôtel dieu aus Mangel an guter Pflege gestorben sein soll.

Zweitens bemerkt Petty, daß die dreizehn tausend Häuser, welche im Jahr 1666 in London abbrannten, nur den fünften Theil der Stadt ausmachten, die aus sieben und achtzig tausend Häusern bestehe, da hingegen Moreri, der Paris zur größten Stadt in der Welt machen will, dort nur fünfzig tausend Häuser zählt. Da nun — so schließt er ferner — die Einwohner von Paris sich zu denen von London wie sechs zu sieben verhalten, und die Zahl ihrer Häuser wie sechs zu neun, so folgt, daß die Pariser sehr viel enger logirt sein müssen, als die Londner. Auch die englischen Hospitäler sollen besser sein, weil in den französischen von fünfzehn Personen zwei stürben, in den englischen nur von sechzehn zwei, wobei noch zu bedenken sei, daß die Zahl der Engländer, die sich in die Hospitäler begeben, zu der Zahl der Franzosen, die ein gleiches thun, sich verhalte wie eins zu zwanzig, woraus denn klar erhelle, daß in Paris mehr Armuth herrsche als in London. Aus der größern Sterblichkeit in den französischen Hospitälern leitet Petty auch noch den Schluß her, daß entweder die Luft in London gesunder, oder die Aerzte besser wären als in Paris.

Dann kommt er auf die übrigen großen Städte der Welt. Von Peking, Deli und Agra weiß er nichts zu sagen; aber daß in Konstantinopel täglich fünfzehnhundert Menschen an der Pest starben, und in Cairo dreiundsiebzig tausend in zehn Wochen, macht ihm keine Sorgen, denn

in London ſtarben 1665 ſiebenundneunzig tauſend Menſchen an der Peſt, und das war doch nur der fünfte Theil der Bevölkerung. Was würde er aber geſagt haben, wenn er in Chardin's Reiſen geleſen hätte, daß die perſiſchen Geſchichtſchreiber der Stadt Rey faſt zwei Millionen Häuſer oder öffentliche Gebäude zuſchreiben? und daß vor vierhundert Jahren in einem einzigen Quartier der Stadt Tauris vierzigtauſend Menſchen durch die Peſt hingerafft wurden?

## Der haarkräuſelnde Künſtler.

Als ich neulich in den Zeitungen las, daß ein Schneider in Dresden ein Buch über ſeine Kunſt geſchrieben (denn es gibt keine Handwerke mehr unter der fortgeſchrittenen Menſchheit), da fiel mir ein gewiſſer Lefevre ein, Meiſter Koeffeur, der im Jahr 1778 zu Paris einen Traktat herausgab: »Von den Grundſätzen der Kunſt, die Damen zu koeffiren, wo gezeigt wird, daß mit ein wenig Nachdenken man leicht lernen kann, ſich und Andere zu koeffiren.« Das Büchlein enthält einhundert achtundſechzig Seiten. Kurz vorher war ein ähnliches erſchienen: »Von der Kunſt, die Nachtigallen zu füttern.« Der Verfaſſer desſelben erhob in ſeiner Vorrede dieſe Kunſt ſo hoch über alle andere, ſelbſt die nothwendigſten, daß es ſchien, als ob er zum mindeſten die Errichtung einer Ehrenſäule von der Dankbarkeit ſeiner Mitbürger erwarte.

Der Haarkräusler Lefevre hat auch keine geringe Meinung von der Erhabenheit seiner Kunst. »Eigenliebe,« sagt er, — »ist die Schwachheit der Menschen. Wenn ich es wage, mich in diesem Werke den Malern und Bildhauern beizugesellen, so thue ich solches, weil auch sie, gleich mir, genöthigt sind, bei Verzierung ihrer Köpfe sich nach dem Kostüm ihrer Zeit zu richten. (?) Wenn gleich berühmte Männer in diesen beiden Künsten sich verewigen, so bleiben sie doch Menschen, folglich Brüder, und, was mehr ist, Mitbrüder aller Stände.« (Welch ein bündiger Schluß!)

»Unter allen Künsten sollte die zu koeffiren eine der geachtesten sein. Malerei und Bildhauerei erhalten zwar die Menschen lebendig noch Jahrhunderte lang nach ihrem Tode, aber sie können mir doch den Titel eines Mitbruders nicht streitig machen, denn sie können nicht läugnen, daß sie meiner Kunst bedürfen, um ihre Werke zu vollenden. Sie brauchen Muster, um ihre Hände und ihre Einbildungskraft zu leiten, folglich können sie meine Kunst nicht entbehren, folglich gehen diese Künste Hand in Hand.« (Die Maler brauchen auch Pinsel, folglich gehen sie mit den Pinselmachern Hand in Hand.)

Ferner sagt unser Pinsel: »Meine Kunst ist ohne Zweifel die glänzendste von allen, da sie den Künstler täglich mit allem, was groß, schön und köstlich auf der Welt ist, in Berührung bringt. Ueberdies muß er, beim Anblick einer Physiognomie, sogleich zu errathen im Stande sein, welche Gattung von Haarschmuck sie am besten kleiden wird. Er muß, indem er der allgemeinen Mode sich un-

terwirft, ſie doch gewiſſermaßen durch beſondere Modifikationen beherrſchen. Eine Frau muß koeffirt ſcheinen wie alle andere, und doch eigentlich nur nach ihrem Geſichte koeffirt ſein. Folglich gibt es keine Toilette, wo der haarkräuſelnde Künſtler nicht täglich das ſchwerſte Wunder der Natur erneuerte, nämlich das: ſtets einförmig und doch mannichfaltig in ſeinen Schöpfungen zu ſein."

In dem Werke ſelbſt iſt nichts vergeſſen, was die erhabenſte aller Künſte betrifft. Man findet da ſogar ein Kapitel über die Kunſt, Haarwickeln im wahren Sinne des Papiers zu ſchneiden.

Wir lächeln. Gibt es denn aber nicht unter den deutſchen Schriftſtellern viele, die nur Haarwickeln liefern und doch ſich einbilden, große Männer zu ſein? — Man betrachte zum Exempel den Herrn Doktor Garlieb Merkel — er ſchreibt jeden Poſttag einige Zeitungsartikel ab, würzt ſie hie und da durch alberne Hohnſprechereien, begeifert was ihm in den Weg kommt, und glaubt nun ſo berühmt zu ſein als irgend einer. Fürwahr, er gleicht dem Haarkräusler, der ſich den Malern und Bildhauern gleich ſtellt.

## Auch ein Modeartikel, aber ein alter.

Zu den Zeiten Richard des Zweiten waren die Schnäbel an den Schuhen und Siefeln ſo ungeheuer lang, daß man endlich durch ein Geſetz beſtimmen mußte, ſie ſollten nicht länger als zwei Zoll ſein.

Unter Heinrich VIII. wechſelten die Moden ſehr häufig, weshalb auch ein Kupferſtich erſchien, betitelt: Introduction to Knowledge. Man erblickte darauf einen Engländer ganz nackend mit einem Stück Tuch und einer Schere in der Hand. — Anna Boleyn trauerte damals gelb um Katharinen von Arragonien. Der König und die Großen kleideten ſich ungefähr wie noch heutiges Tages die Yeomans der Garde.

Seit dem Kardinal Polus war die Kardinalskleidung in England unbekannt, aber das ausgezeichnetſte Stück derſelben ging auf die Weiber der niedrigſten Stände über und wurde eine Kardinale genannt.

Unter der Königin Marie wurden die Reifröcke aus Spanien nach England gebracht. Howell ſagt in ſeinen Briefen, daß der ſpaniſche Name derſelben buchſtäblich Kinder verſtecken bedeute, als ob die Reifröcke erfunden wären, um Schwangerſchaften zu verbergen. Ein Mädchen in der Jugendblüte verhüllte ihre Reize damals ſorgfältiger, als jetzt eine runzlichte Alte ihre entfleiſchten Knochen verbirgt. Die Bruſt war bedeckt, der Arm bis zum Knöchel der Hand. Man trug ſehr lange Röcke und einen leichten Schleier, der den Rücken hinab wallte, mit dem man aber gelegentlich das Geſicht bedeckte.

Die alten Portraits zeigen, daß die Männer die langen Bärte ſehr liebten. Der Biſchof Gardine hatte einen Bart, der mit einem Kometenſchweif verglichen wurde.

Unter der Königin Eliſabeth ſchnitten ſich die Engländer das Haar auf der Scheitel ab und ließen es nur

an den Seiten wachſen. Die weiten Gewänder kamen nun aus der Mode, und die Frauenzimmerkleider glichen langen Kamiſölen. Die Reifröcke der Männer (denn auch dieſe trugen Reifröcke) beſchränkten ſich nun auf eine mäßige Größe und die Damen verkleinerten auch die ihrigen. Nur einige Windbeutel erſchienen noch in Reifröcken ſo groß als der der Königin und mit ſehr langen Degen. Eliſabeth nahm das übel und beſtellte Aufſeher, die, bis auf ein gewiſſes Maß, den jungen Herren die Reifröcke beſchneiden und die Degen abbrechen mußten. — Die Beinkleider gingen nicht bis über das Knie, wohl aber aufwärts die Strümpfe. — Ein Graf von Pembroke war der erſte in England, der geſtrickte Strümpfe trug. Ein gewiſſer Rider hatte ſie einem italieniſchen Kaufmanne nachgemacht, der ein Paar aus Mantua brachte. — Aus Italien brachte auch ein Graf von Oxford die erſten geſtickten und parfümirten Handſchuhe; er ſchenkte ſie der Königin und ſie ließ ſich damit malen.

Damals trug man Hüte von ſehr ſonderbarer Form, gleich dem Geſchirre eines Nachtſtuhls, mit ſehr breitem Rande. Nach dem Tode der Königin fand man in ihrer Garderobe nicht weniger als drei tauſend Kleider von allen erſinnlichen Moden. — Die Korſets wurden außerordentlich lang getragen.

Die Grafen von Oxford ſcheinen ſich als Prieſter der Mode ausgezeichnet zu haben, denn unter Jakob dem Erſten trat wiederum einer derſelben zum erſten Male mit einem weißen Federbuſche auf dem Hute auf. Die Ge-

cken fingen an ihr Haar zu kräuſeln, in Locken zu legen und Ohrringe zu tragen. — Der König pflegte im Reifrock auf die Jagd zu gehen. — Auf dem Lande gingen die Edelleute in gelben Strümpfen.

Ein ſeidenes Knieband wurde unter dem Knie in eine Schleife gebunden. Aehnliche Schleifen in Geſtalt der Roſen ſchmückten die Schuh. — Die Gräfin von Eſſex, nachdem ſie von ihrem Manne geſchieden worden, erſchien bei Hofe in jungfräulicher Kleidung mit flatternden Haaren, die ihr faſt bis auf die Füße hingen. Eben ſo, aber mit mehr Recht, kleidete ſich nachher die Prinzeſſin Eliſabeth, als ſie mit einem Prinzen aus dem pfälziſchen Hauſe ſich vermählte. Die Gräfin von Eſſex trug einen reichen Kopfſchmuck und entblößte ihren Buſen mehr als bis dahin gewöhnlich geweſen.

Unter Jakob dem Erſten fingen die Damen an, Geſchmack an fremden Spitzen zu finden. — Eine Miſtreß Turner, die Witwe eines Arztes, brachte die Mode der gelben Reifröcke aus Frankreich nach England. Sie wurde nachher wegen einer Vergiftung hingerichtet und beſtieg ſogar das Schaffot mit einem ſolchen Reifrocke, wodurch aber die Mode in Mißkredit kam. — Uebrigens gab es wenig Modenwechſel unter dieſer Regierung, denn die Damen waren vom Hofe verbannt.

Unter Karl dem Erſten ſah man Hüte in Form einer Krone, auch in Kegelgeſtalt. Die Haare wurden in's Geſicht gekämmt und nicht gelockt. Der König, und folglich auch die Höflinge, trugen an der linken Seite ein Fa-

Digitized by Google

voritchen, eine Locke, die weit länger war als das übrige Haar. Ein gewisser Pryne, dem diese Mode lächerlich vorkam, schrieb ein Buch in Quarto gegen diese Favoritchen. — Der Bart schrumpfte nach und nach bis auf einen Schnurrbart zusammen, und auch dieser verschwand unter Jakob II., gleich als ob das Schicksal der Bärte mit dem des Hauses Stuart verknüpft gewesen wäre.

Nach einem sehr langen Regiment im Reiche der Mode machten endlich die Reifröcke den großen Halskragen Platz, die Vandyk bei seiner Ankunft in England vorfand. — Spanische Stiefeln mit Sporn zog man an, wenn man auf den Ball ging. — Spitzentücher kamen sehr in die Mode unter den Damen, man nannte sie Vandyke's. Busen und Arme wurden nun entblößt. Die Schuhabsätze waren so hoch, daß die Damen ungeleitet nicht gehen konnten, und die Schleppen so lang, daß sie ihnen nachgetragen werden mußten, wenn sie nur aus einem Zimmer in's andere gingen.

Benlowes, in seiner 1652 gedruckten Theophila, beschreibt einen Mann nach der Mode während des Interregnums. Ein Federhut mit breitem Rande schief gesetzt, als ob er fallen wolle, langes Haar, doppelte Manschetten, ein Halskragen, der bis auf die Beinkleider hängt, ein ungeheurer Degen an einem Wehrgehänge über der Schulter, weite Hosen, um das Knie gepuffte Bänder wie gefüllte Blasen, kurze Stiefeln mit Franzen, und so weit als der Rand des Hutes, Schönpflästerchen im

Digitized by Google

Geſicht. — Im Winter trugen die Damen ſchwarze Larven bis über die Naſe.

Unter Karl II. waren die Hüte à la Monmouth lange Zeit Mode. Frankreich lieferte die erſten Perücken. Die Prediger auf der Kanzel ſprachen mit Abſcheu davon. Aber die Perücken ſchienen Ehrfurcht einzuflöſſen. Die Richter und Aerzte bemächtigten ſich ihrer. Ein gewiſſer Landedelmann, der viele Gemälde von Vandyk beſaß, ließ ihnen allen durch einen Sudelmaler Perücken aufſetzen. — Zum erſten Male wurden die Schuhe mit Schnallen befeſtigt.

Ein Verzeichniß aller Moden wäre zwar die treueſte, aber auch zugleich die langweiligſte Geſchichte der menſchlichen Thorheit.

## Shakeſpeare.

Das engliſche Univerſalmagazin lieferte vor dreißig oder vierzig Jahren eine ſogenannte Rhapſodie über das Genie und die Schriften Shakeſpeare's, die vorzüglich gegen Voltaire gerichtet war und die blind anbetende Verehrung beweiſt, welche die Engländer für dieſen, eben ſo oft höchſt gemeinen als höchſt erhabenen Dichter hegen.

Shakeſpeare's Schöpfungen, ſagt der Wortführer, ſind ſo aus der Natur gegriffen, daß man nicht allein im Großen, ſondern auch durch das Mikroſkop ſie mit Bewunderung betrachten kann. Ein fremder Schriftſteller (Voltaire) wirft uns einen übertriebenen Enthuſiasmus für die-

ſen Barbaren vor, der ſeinen Herausgebern freilich ſehr wenig zu verdanken hat. Die meiſten derſelben waren berühmte Schriftſteller; allein ſie beſaßen entweder ſelbſt zu große Domainen auf dem Parnaß, um ernſtlich für fremden Ruhm zu arbeiten, oder ſie wollten, wie Warburton nur durch ſinnreiche Konjekturen glänzen. Ein anderer hat unſern großen Dichter ſogar als einen wilden oder verrückten Proteus dargeſtellt und mit dem Schwert der Kritik ihm jedesmal die Flügel behauen, wenn er ihm nicht nachfliegen konnte.

Indeſſen gibt es doch immer noch Leute, welche feſt überzeugt ſind, daß dieſer Wilde, dieſer Barbar ohne Geſchmack, ohne Bildung, noch nicht die Hälfte des verdienten Ruhms empfangen hat. Dieſe hoffen, daß einmal ein neuer Ariſtoteles aufſtehen werde, der, nicht zufrieden von der Oberfläche zu ſchöpfen, in den Geiſt des Dichters, in die Geheimniſſe ſeines Genies eindringen und ihn von fremden Flecken reinigen wird. Wenn einſt der Strom der Zeit alle ſeine Herausgeber und alle ſeine Ausleger verſchlungen hat, wenn der Name Voltaire und die Sprache, in der Voltaire ſchrieb, längſt aus dem Gedächtniſſe der Menſchen verſchwunden ſein werden, (!) ſo wird man noch am Ohio und auf den blauen Gebirgen die Zaubertöne dieſes Barbaren vernehmen; die Zeit wird weder König Lear's Schmerzen noch Roſalindens Reize vertilgen. Von ihm wird nichts untergehen.

Gelehrt war er freilich nicht, aber doch vielleicht zu gelehrt für ſein Genie und für ſeinen Ruhm. (?) Mil-

ton und er werden die abgenutzten Lumpen der Mythologie der spätesten Nachwelt überliefern, wohin sie durch eigenen Werth nie gelangt sein würden. Ovid's Metamorphosen, der Unsterblichkeit unwürdig, werden sich durch Shakespeare und Milton dazu erheben.

Shakespeare ist und bleibt durchaus von allen andern Dichtern himmelweit verschieden. Wir begreifen seine Schönheiten weniger als wir sie fühlen, und man kann mit Wahrheit öfter sagen, daß er uns versteht, als daß wir ihn verstehen; denn er ist der Herrschaft über unsere Herzen so sicher, daß er sich um unser Urtheil wenig bekümmert. Wir können seinem Gange nicht folgen, den Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung nicht entdecken, aber wir werden von blinder Bewunderung hingerissen. Vieles scheint zufällig, und doch fühlen wir, daß alles mit Verstand geordnet ist. Seine Personen handeln und reden nicht allein der Natur, sondern auch uns am angemessensten. (?) Er macht mit uns was er will. Alles geht untereinander und doch steht Jedes einzeln; Alles scheint zusammen gefügt, und doch ist Alles einfach. Es ist erstaunenswürdig, daß eine bloße menschliche Kreatur eine so vollkommene Kraft und Kunst besitzen konnte! deren Wirkung oft Weiber und Kinder fühlen, während die Ursache den geschicktesten Auslegern entschlüpft. Ein Scepter oder ein Strohhalm bringen in seinen Händen gleiche Wirkung hervor. Er braucht nicht zu wählen; was er berührt, wird kostbar. Nichts ist ihm zu hoch, nichts zu niedrig. Könige

oder Bettler, Helden oder Wahnſinnige, Alle erregen, von ſeinem Genie beſeelt, gleiche Bewunderung.

Mit welcher Zauberkraft weiß er Begebenheiten vieler Jahre in eine Stunde zuſammen zu drängen. Er unterjocht die Vernunft; durch Kindermärchen blendet er das reife Alter; alle Ordnung iſt vernichtet, alle Geſetze der Natur werden vergeſſen, und nur ein gewiſſer Schauder bleibt in den Gemüthern zurück. Wir bemerken weder die Verwechslung des Orts noch die Entfernung der Zeit, wir träumen bis der Vorhang fällt. (!)

Bisweilen erwacht wohl einmal ſo ein Träumer, und macht dem Zauberer einen Prozeß im Namen des Ariſtoteles; doch Ariſtoteles ſelbſt, wenn er zurückkehren könnte, würde zu den Füßen des großen Mannes fallen, und ſprechen: »O du höchſtes Muſter der dramatiſchen Vollkommenheit! Lege mir die Unverſchämtheit dieſer albernen Menſchen nicht zur Laſt. Die Griechen waren eingezwängt in die Feſſeln des Chors und konnten nur treulich die Einzelnheiten der Natur kopiren. Ich ſah nicht voraus, daß es möglich ſei, das Drama ſo weit auszudehnen, als der menſchliche Geiſt reicht. Jetzt begreife ich erſt, daß man ſich eine weit einfachere Natur ſchaffen kann, — die wahre Poeſie iſt nicht die Natur, ſondern eine Zauberei. Man ſieht die Wirkung, allein die Urſachen bleiben verborgen oder unbekannt. Ich habe keine Regeln für Zauberer geſchrieben, ihre Kraft iſt ihr Geſetz u. ſ. w.«

# Worauf deutet die Handschrift eines Menschen?

Es ist bekannt, daß Lavater über diesen Gegenstand mancherlei geträumt und geschrieben hat, allein es möchte weniger bekannt sein, daß er auch hierin, wie in allen seinen physiognomischen Träumereien, schon Vorgänger hatte. Hier ist z. B. ein Aufsatz, der im Jahre 1678 für eine Dame geschrieben wurde. Wenn — sagt der Verfasser — meine Konjekturen Ihrer Erwartung nicht entsprechen, so werden sie wenigstens durch den Reiz der Neuheit Sie interessiren. Er hätte noch hinzufügen können: auch durch den Reiz der Sonderbarkeit.

Ich setze erstens voraus — fährt er fort, daß die Hand der Bewegung des Herzens folgt. Zweitens, daß der Schreiber seine Handschrift gar nicht, oder doch nur zufällig verändert, nämlich wenn Tinte und Federn nichts taugen, oder dergleichen. Ich unterscheide drei Arten der Handschrift, die große, mittlere und kleine. Der großen gebe ich wieder eine Unterabtheilung. Sie ist entweder mit Tinte sehr überladen und unangenehm anzusehen, oder reinlich, leserlich, kühn. Ich sage kühn; denn wenn sie blos zierlich und überall gleich ist, so ist das ein fast untrügliches Zeichen bei allen Gattungen von Handschriften (die der Schreibmeister ausgenommen), daß derjenige, der sie anfertigte, ein Schwachkopf ist. Denn gleich wie eine übermäßige Sorgfalt in der Kleidung, bei Männern noch mehr als bei Weibern, einen eingeschränkten Geist andeutet, so auch eine geschnirkelte Handschrift.

Die von mittler Größe theile ich gleichfalls in ſolche, die viel, und ſolche, die wenig Tinte brauchen. Die letztere kann abermals kühn, reinlich, wohl verbunden und leſerlich ſein, oder ungleich, unverbunden, dünn und unleſerlich.

Der kleinſten Handſchrift gebe ich keine Unterabtheilung, weil ſie faſt immer ſchwarz und tintenreich iſt. (Hier irrt der Herr Verfaſſer gar ſehr.)

Nun zur Beurtheilung der Charaktere, welche aus dieſen verſchiedenen Handſchriften hervor leuchten. Wer große, mit Tinte überladene Buchſtaben macht, denkt wenig an das, was er thut, iſt ſehr ſinnlich, und liebt entweder eine leckere Tafel, oder den Wein, oder die Weiber. Wer liederlich lebt, der ſchreibt auch liederlich, und wer gewohnt iſt, ſeine Finger in Brühen zu tunken, der gewöhnt ſich auch unreinlich zu ſchreiben.

Sind die Buchſtaben groß und reinlich, aber ſchlecht verbunden, ſo beſitzt der Schreiber viel Eigenliebe, iſt dabei blöde und vielleicht auch geizig. Sind ſie wohl verbunden, ſo beweiſt das Eitelkeit, Ehrgeiz, Hang zum Luxus. (Die drollige Erklärung erlaſſe ich dem Leſer, weil ſie eben ſo dunkel als albern iſt.)

Die erſte Gattung der mittlern Handſchrift deutet auf Mißtrauen, Habgier und Arbeitſamkeit. Es iſt die der Kaufleute und Geſchäftsmänner, die gewöhnlich alle dieſe Eigenſchaften beſitzen. Sie muß aber ſonſt wohlgebildet ſein, denn wäre ſie das nicht, und wären die Buchſtaben

zu weit auseinander gezogen, so würde es Schwermuth bedeuten und folglich (?) Liebe zu den schönen Künsten.

Die zweite Gattung der mittlern Handschrift, nämlich die kühne, reinliche, wohl verbundene, bezeichnet Güte, Freigebigkeit, Liebe zu den Wissenschaften, und besonders Höflichkeit. Ist sie aber ungleich, dünn und unleserlich, so ist der Schreiber launenhaft, verdrießlich, spitzbübisch und faul. Das letztere nämlich, wenn er sich nicht die Mühe geben wollte, besser zu schreiben, in welchem Falle er auch unreinlich ist und das Spiel liebt.

Die kleinste Handschrift endlich ist ein Zeichen des Mißtrauens und des Geizes. Gewöhnlich bedienen sich alte Leute derselben. Wer Papier und Tinte so gewaltig schont, der ist gewiß auch eben so sparsam in andern Dingen.

So weit der Verfasser. Der Herausgeber der Grille muß bekennen, daß seine Handschrift zu der letztern Gattung gehört, und daß er von seinen Freunden oft, wegen seiner Papiersparniß, aufgezogen wird; doch ist das, dem Himmel sei Dank, der einzige Geiz, den er kennt, so wie der gänzliche Mangel an Mißtrauen ihn nur zu oft geschadet hat. Ueberhaupt findet er die Andeutungen des Verfassers durch keine der vielen Handschriften seiner Korrespondenten bestätigt. Lavater stellte ganz andere Kennzeichen auf, die auch in der That etwas wahrscheinlichere Beweise lieferten. Z. B. die flüchtige, oder die schief nach der linken Hand liegende Schrift u. s. w.

## Kleine Gallerie von Albernheiten.

Als die Schweizer vor mehreren hundert Jahren gegen das Haus Oesterreich so erbittert waren, schlugen sie unter andern alle Pfauen in ihrem Lande todt, weil über dem österreichischen Wapen ein Pfauenschweif prangte. — Einst saß ein Schweizer bei Tische und hatte ein Glas Wein vor sich stehen, welches eben von der Sonne beschienen wurde. Dadurch zeigten sich auf dem Tischtuche die Regenbogenfarben. Aber Einer aus der Gesellschaft, ein hitziger Patriot, erblickte darin blos einen Pfauenschweif, zog seinen Säbel, hieb das Glas in Stücken und war nun so vergnügt, als ob er einen Todfeind überwunden hätte.

* * *

Camus, Bischof von Bellay, galt zu seiner Zeit für einen großen Prediger. Einst behauptete er auf der Kanzel, daß die Fleischeslust unter allen Verbrechen das schändlichste wäre, und um das zu beweisen, sagte er: die übrigen kleinern Verbrechen, als Gotteslästerung, Verleumdung, Diebstahl, Mord und dergleichen, könne Ein Mensch begehen, zur Fleischeslust aber gehörten immer zwei, folglich u. s. w.

* * *

Ein Vertheidiger der mystischen Theologie und ihrer seltsamen Redensarten behauptet in einem Buche (La theologie reelle), man würde sich eben so lächerlich machen, wenn man diese Redensarten bespöttelte, weil man sie nicht versteht, als ein der Geometrie Unkundiger, der die

Kunſtausdrücke Ellipſe, Hyperbole, Trapezium u. ſ. w. verſpotten wollte.

* * *

Ein Engländer, Namens Dunton, hat ein Buch geſchrieben, von der Kunſt inkognito zu leben (The art of living incognito). Es enthält hundert Briefe. Der neunte z. B. handelt von dem Geſang der Vögel; der zehnte von der Art, wie man aus Liebe närriſch wird, geſchrieben bei der Gelegenheit, als der Doktor Creech ſich aus Liebe zu einem hübſchen Mädchen aufhing; der eilfte, von dem nicht Alleinſchlafen in einem Hauſe, wo es ſpukt: der vierzehnte, von der Verſchiedenheit der Geſichter ſeit Erſchaffung der Welt. Man kennt das Ganze, wenn man dieſe Ueberſchriften kennt.

* * *

Es gibt ein altes Buch, Miscellanea curiosa, in dem erzählt wird: Ein junger Menſch habe durch ein dreitägiges Fieber den Gebrauch der Sprache verloren, doch jedesmal zu Mittag, Punkt zwölf Uhr, eine Stunde lang geſprochen, und Punkt Ein Uhr plötzlich wieder aufgehört. Vergebens habe man die Uhren verrückt, um ihn irre zu machen, ſeine Zunge ſei die beſte aſtronomiſche Uhr geweſen, und habe genau gewußt, wenn die Sonne kulminire. — Dieſes Wunder iſt aber noch nichts gegen ein anderes, in demſelben Buche Enthaltenes. Nämlich eine ſchwangere Müllersfrau, bei Naumburg, kam im Jahre 1672 mit einer Tochter nieder, die nicht einmal gleich nach ihrer Geburt fähig geweſen wäre, eine Veſtalin zu werden, denn

ſie war auch bereits ſchwanger, bekam nach acht Tagen ordentliche Wehen, und gebar abermals ein Töchterlein, welches freilich nur ſo lang als ein Finger war, jedoch ſo lebendig, daß man keinen Anſtand nahm, es zu taufen. Die Großmutter befand ſich wohl, aber die kleine Mutter und die kleine Tochter ſtarben Tags darauf.

## Der Thee.

Dieſe koſtbaren und doch ſo unnützen Blätter ſind nun ſchon längſt bei uns eingebürgert und ein Arzt, der dafür oder dawider ſchreiben wollte, würde etwas ſehr Ueberflüſſiges unternehmen; beſonders im letztern Falle, da ſogar Franklin täglich vier Taſſen trank. Aber vor fünf Viertel Jahrhunderten war es noch anders. Da ſchrieb ein gelehrter däniſcher Arzt, Simon Pauli, ein Buch vom Mißbrauch des Tabaks und Thees, worin er beſonders den letztern ſehr geringſchätzig behandelt. Noch jetzt glauben manche (und der Grillenfänger muß bekennen, daß er es auch glaubt), der Thee ſei blos ein ehrbarer Zeitvertreib, ein Kopfkiſſen für die Trägheit, ein Mittel, um die Langeweile in einem Zirkel von Damen zu verſcheuchen. Schädlich mag er wohl nicht ſein, denn man hat nicht gehört, daß, ſeit er Mode geworden, mehr Menſchen ſterben als zuvor.

Ein anderer gelehrter Arzt, Namens Pechlin, ging etwas höflicher mit dem Thee um, als Simon Pauli, in

einem ſogenannten Dialog, den er Theophilus Bibaculus betitelte. Den Theeſtrauch kannte er noch nicht, ſo wenig als Simon Pauli, der ihn für eine Gattung der Mirte hielt. Pechlin meinte, es ſei die Pflanze, aus welcher die Trogloditen, nach Strabo's Zeugniß, ein Getränk brauten. Er kam aber auch von dieſem Irrthum zurück. Heilſame Wirkungen ſchreibt er dem Thee ſchon deshalb zu, weil man ihn mit warmem Waſſer trinke, und er ſpricht bei dieſer Gelegenheit von dem Gebrauch des warmen Waſſers bei verſchiedenen alten und neuen Völkern. Den ſkorbutiſchen Krankheiten könne der Thee wohl vorbeugen, weil ſein flüchtiges Salz ſich dem Blute mittheile und das Gerinnen desſelben verhüte.

Aus dieſer Schrift erfährt man auch, daß der Thee anfangs nicht allein mit Milch, ſondern auch mit Fleiſchbrüh getrunken wurde. Pechlin mißbilligte beides, wie auch, daß man ihn gleich nach einer ſtarken Mahlzeit nehme, oder nachdem man viel Wein getrunken.

Im Ganzen iſt er doch dem Thee, als einer neuen Modearzenei, nicht günſtig. Auch er klagt ſchon, daß ſogar die Heilmittel der Mode unterworfen ſind, bald geprieſen, bald verſchrien werden, bald im Strome ganz untergehen, bald wieder oben auf ſchwimmen. Er führt das Spießglas zum Beiſpiel an. Vor dem zwölften Jahrhundert bediente man ſich deſſen blos zum Verfertigen der Schminke. Dann erfand ein gewiſſer Mönch, Baſilius Valentin, die Kunſt, es ſo zu präpariren, daß es ſeine ſchädlichen

Eigenſchaften verlor. Nun ſchrieb er ein Buch: Currus Antimonii Triumphalis, in welchem er das Spießglas als Univerſalarzenei anpries. Es wurde viel in den Klöſtern gebraucht und behauptete eine Zeit lang ſeinen Ruhm. Dann wurde es wieder vergeſſen, bis faſt dreihundert Jahr nachher Paracelſus es wieder zum Vorſchein brachte. Die Chemiker präparirten es auf allerlei Weiſe, wandten es aber auch mit unter ſehr zur Unzeit an, und ſo kam es abermals in Mißkredit. Man ſchrieb ſo viel dagegen, daß endlich das Parlament von Paris im Jahre 1566 es ganz verbannte. Dies Verbot beſtand ſehr lange. 1609 wurde ein Arzt aus der Fakultät ausgeſchloſſen, weil er ſich des Spießglaſes bedient hatte. Freilich hatte er auch ſeine Patienten damit geheilt, aber wie durfte er ſich unterſtehen, ſie, gegen den Willen des Parlaments, durch Spießglas geſund zu machen! — Nach und nach verſchwand das Vorurtheil, und 1637 wurde es endlich unter die abführenden Mittel förmlich aufgenommen. Weil aber das Parlament noch nichts dazu geſagt hatte, ſo währte der Zank fort bis 1650, wo das Verdammungsurtheil vom 1566 endlich zurück genommen wurde. Gewiß hat ſeitdem das Spießglas noch manchen Glückswechſel erlebt.

Eben ſo ging es mit der China. Sie wurde in der Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts nach Europa gebracht und machte großes Aufſehen. Ein Engländer kam nach Paris und verkündete an allen Straßenecken, daß er die Fieber unfehlbar heile. Er hatte großen Zulauf; wer das Fie-

ber nicht hatte, bekam es um der Mode willen. Er heilte den Dauphin, wurde mit Geſchenken überhäuft und mit einem Orden geziert. Das war den franzöſiſchen Aerzten ſehr verdrießlich. Sie bedienten ſich der China gar nicht mehr, und fünfzehn Jahre lang war ſie in Vergeſſenheit begraben, dann kam ſie wieder empor. Das Pfund hatte ſechzehn Thaler gekoſtet, nun koſtete es hundert, bis ein Apotheker aus der Provence, Namens Alari, durch ein neues Fiebermittel ſie noch einmal verdrängte.

(Dasſelbe Schickſal wird ihr auch in unſern Tagen durch die Spinnewebe angedroht. Der Herausgeber der Grille hat damit auf dem Lande mehrere Verſuche gemacht, die einen ganz außerordentlichen Erfolg gehabt haben.)

Ob wohl auch der Thee endlich aus der Mode kommen wird? — Ob wir Thoren wohl endlich aufhören werden, ſo viele Millionen jährlich zu verſchwenden, um uns den Magen mit einem übelſchmeckenden Dekokt von chineſiſchen Blättern zu überſchwemmen? — Haben wir denn nicht Schlüſſelblumen, die zehnmal angenehmer ſchmecken? — aber freilich, ſie koſten nichts. In China mögen ſie vielleicht nicht zu haben ſein, und wenn das iſt, ſo möchte ich faſt wetten, daß, wenn man eine Ladung getrockneter Schlüſſelblumen nach China ſchickte, man dort den Thee verdrängen und große Summen gewinnen würde.

# Das Glück der Dummen Vormund, oder Leiden und Freuden des jungen Hans Strohleder.

## Ein Schwank.

(Die gegebenen Worte, aus welchen der Verfasser jenen Satz beweisen und diese wahrhafte Geschichte zusammensetzen mußte, waren: blöder Schäfer — Wapen — Spottgedicht — Schatz — Heirath aus dem Stegereif — Luftschifferin. Die Aufgabe war diesmal leicht, denn der uralte, hier wieder aufgewärmte Satz liefert den Gaukeleien der Fantasie einen so reichhaltigen Stoff, daß der Verfasser ohne Bedenken jedem Leser eine Wette anbieten darf, aus allen nur beliebigen Worten, die man ihm zusenden möchte, die Wahrheit desselben eben so gründlich zu erweisen, als hier geschehen ist.)

### 1. Der blöde Schäfer.

»Lieber Mann,« sagte Madame Strohleder, »ich bitte dich um's Himmelswillen! was sollen wir mit den vielen Kindern anfangen?«

»Gottes Segen,« antwortete er.

»Sieben Söhne!« wehklagte sie. »Ja, wenn man sie in eine Höhle schicken könnte, wie die Siebenschläfer, daß sie den Hunger sieben Jahre lang verschliefen und dann zum Lobe Gottes wohl genährt hervor träten —«

»Und wenn es ihrer vierzehn wären,« meinte der Mann, »sie werden ihr Brot schon finden.« —

»Suchen, willst du sagen.«

»Wer sucht, der findet.«

»Futter für Pulver, das werd' ich erleben.«

»Das Pulver muß auch sein Futter haben, damit die

Quadratmeilen nicht allzubevölkert werden. Vor alten Zeiten half die Peſt, nun iſt das Pulver in der Mode.»

»Du biſt ein unmenſchlicher Vater.»

»Nicht doch, Sibillchen, gräme dich nicht. Ein paar Söhne müſſen unter die Fahnen, das verſteht ſich, das iſt Bürgerpflicht. Max und Heinrich ſind ſtarke Buben, wenn ſie Unrecht haben, ſchlagen ſie gleich zu und behalten dann gewöhnlich Recht. Die mögen Soldaten werden. Den Fürchtegott ſuchen wir beim Zoll anzubringen. Gartlieb ſoll ſtudiren, er weiß immer alles beſſer. Traugott mag ein Kaufmann werden, Kontrebande macht reich; und Siegfried ein Zuckerfabrikant aus Runkelrüben, das bringt ſchweres Geld.»

»Aber Hans, lieber Mann? was ſoll der anfangen?

»Was ihm beliebt. Er iſt ſchön, er iſt dumm, was willſt du mehr? Der ehrliche Gellert hat ſchon geſagt: Hans kommt durch ſeine Dummheit fort. Und kommt nun vollends die Schönheit dazu — o gewiß, wir werden Freude an ihm erleben. Ganz ungeſchickt iſt er doch auch nicht; er ſchreibt eine herrliche Hand.»

Madame Strohleder beruhigte ſich, zumal da wenige Wochen nach dieſem Geſpräch des Vaters Prophezeiung in Erfüllung zu gehen ſchien; denn das Glück, nach ſeiner Gewohnheit, fing ſchon an, das Hänschen aufzuſuchen, und ſich zu deſſen treuen Vormund aufzuwerfen. Eines Tages beſchäftigte er ſich im Park mit der edlen Schmetterlingsjagd. Eine ſtark geſchminkte Dame, die den Brunnen trank, ging ſpaziren. Das Pirmonter Waſſer bekam ihr ſehr gut

und wirkte erwünſcht, weshalb ſie ſich öfter im Gebüſch verlor, ohne den Schmetterlingsjäger in ihrer Nähe bemerkt zu haben. Plötzlich wurde ſie von ihm überraſcht und Hans wider ſeinen Willen in Geheimniſſe eingeweiht, die bei den Römern nur einer Göttin verrathen wurden. Anfangs zürnte die holde Sterbliche, als aber der ſchöne Hans bebend vor ihr ſtand, und ſie, in ſeiner ſchnell gemuſterten Geſtalt, einen zweiten Antinous erkannte, entrunzelte ſich die hohe Stirn. Sie lächelte ihm gnädig zu, ließ ſich in ein Geſpräch mit ihm ein, fragte nach ſeinem Stand und Namen, wurde von ſeiner liebenswürdigen Einfalt bezaubert und verließ ihn mit einem freundlichen Kopfnicken, ſah ſich auch noch mehr als einmal nach ihm um.

Nicht wenig erſtaunte der alte Strohleder, als einige Tage nachher ihm der Antrag gemacht wurde, ſeinen Sohn Hans dem Herrn Grafen von X als Handſekretär zu überlaſſen. Mit Freuden willigte er ein, denn der Graf galt viel bei Hofe und hatte einen ſehr ausgedehnten Wirkungskreis, da er den Titel eines Obergarderobemeiſters führte.

»Siehſt du nun wohl?« ſagte er zu ſeiner Frau, »das Glück ſucht unſern Hans, wenn er ſich nur finden läßt.«

Wie es damit zuging, konnte Niemand begreifen, denn das Abenteuer der Brunnenkur hatte der keuſche Hans verſchwiegen oder vergeſſen. Man zerbrach ſich alſo auch den Kopf nicht weiter, ſondern öffnete dem anklopfenden Glücke die Pforten, ohne zu fragen: woher es komme? — Hans wurde von der Mutter mit hübſchen Kleidern ausſtaffirt und vom Vater mit der guten Lehre entlaſſen: »Halte

fleißig das Maul, mein Sohn; thuſt du es aber auf, ſo lobe, dann wird es dir wohlgehen auf Erden.»

Hans trabte wohlgemuth zu dem Palaſte des Herrn Grafen von X, wo ein ſchöner, wohlgewachſener Schweizer ihn ſcheel anſah, doch einließ, und wiederum ein ſchöner, wohlgewachſener Kammerdiener ihn mit grimmigen Blicken maß, doch meldete. Se. Excellenz geruhten, Dero neuen Handſekretär vor ſich kommen zu laſſen.

Nun führte man ihn zu der Frau Gräfin, welche in ihrem Boudoir auf einem Divan von ſchwarzem Atlas im leichten Morgenkleide lag und mit einer Meerkatze ſpielte. Sie erſchien im Herbſt ihres Lebens, aber es war ein fruchtreicher Herbſt, denn Arme und Buſen prangten noch in üppiger Fülle. Die Meerkatze war ſo muthwillig, daß bald hier bald dort der nebelgleiche Muſſelin ſich verſchob, und manche derbe Reize enthüllte. Die Frau Gräfin ſchien nicht darauf zu achten. Immerfort mit dem Liebling ſpielend, warf ſie dann und wann einige Worte und Blicke dem an der Thür feſt gewurzelten Hans entgegen. »Hat mein Gemahl Sie hergeſchickt?» fragte ſie endlich.

Stammelnd antwortete Hans: »Der Herr Graf haben befohlen, daß ich Ihro Excellenz dankbarlich die Hand küſſen ſoll.»

»Nun,» ſagte die Gräfin lachend, »ſo kommen Sie her und küſſen Sie mir die Hand.»

Er wankte zum Sofa mit niedergeſchlagenen Blicken, ergriff die dargebotene Hand mit den Fingerſpitzen und berührte ſie mit geſpitzter Lippe, wobei die Meerkatze ihm auf

die Achſel ſprang und ſein Haar zerzauſte. Ehrfurchtsvoll verſuchte er, ſich der Zudringlichen zu entledigen, aber ſie biß ihn in den Finger und die Gräfin wollte ſich todt lachen. Doch ließ ſie ſich herab, ihm ſelbſt kölniſches Waſſer auf die blutende Wunde zu gießen und ein wenig engliſches Pflaſter darauf zu kleben, wobei ſie, als von ungefähr, mit allen ſeinen Fingern ſpielte, er aber, an jedem Gliede zitternd, den Angſtſchweiß auf der Stirn verſpürte.

»Sein Sie kein Kind,« ſagte die Gräfin endlich, indem ſie ſeine Hand los ließ und ihn ſcherzend mit den Fingern darauf ſchlug: »Sie ſind ein wohlgebildeter junger Mann, es fehlt Ihnen nur noch an einer gewiſſen edlen Dreiſtigkeit. Nun das wird ſich bald geben. Das Glück hat Sie in ein Haus von gutem Ton geführt, wo Sie ſich ausbilden können, wenn Sie nur wollen.« Sie legte auf dieſes wollen einen beſondern Nachdruck. »Gehen Sie, mein junger Freund, Ihre Geſchäfte werden Ihnen Zeit genug übrig laſſen, mir bisweilen vorzuleſen; man wird Sie rufen, wenn es mir gefällig iſt.«

»Viel Ehre!« ſtotterte Hans, die Gräfin nickte freundlich und er taumelte rücklings zur Thür hinaus.

Nach einigen Tagen wurde er zu dem Herrn Grafen beſchieden, der ihn mit wichtiger Miene empfing und ihm auftrug, einen Brief an ſeinen Jäger auf dem Lande zu ſchreiben. Auf der Stelle ſollte ſich der Jäger in die Reſidenz verfügen, um einen kranken Pudel in die Kur zu nehmen, den Se. Excellenz mit Dero Wohlwollen beehrten. Hans mußte den Patienten ſelbſt beſuchen, damit er den

bedenklichen Zustand desselben um so dringender schildern könnte.

Dieser Brief war in den ersten drei Wochen das einzige Geschäft, welches ihm zu Theil wurde. Hingegen empfing er öfters Befehle von der Frau Gräfin, ihr den Faust von Göthe vorzulesen, in welchem die Hexenscenen auf dem Blocksberge ihr besonders wohl gefielen. Da sie seit einiger Zeit über histerische Beschwerden klagte und nichts Beengendes an sich leiden konnte, so war sie bei diesen Vorlesungen immer sehr leicht gekleidet, und ein minder bescheidener Jüngling, als der ehrliche Hans Strohleder, würde manche Symptome zu seinem Vortheil erklärt haben; doch es hielt schwer, seine Blicke vom Buche wegzuziehen, da das Lesen ihm ohnehin sauer genug wurde, und die Frau Gräfin sah sich genöthigt, seine Schüchternheit mit allen den Waffen zu bekämpfen, die eine lange, wohlbenutzte Erfahrung ihr lieh. Nur die Lebhaftigkeit ihres Temperaments stand ihr bisweilen dabei im Wege, und öfter, wenn alle Pfeile abprallten, wollte der Geduldsfaden reißen.

Endlich glaubte sie doch den entscheidenden Augenblick hinlänglich vorbereitet zu haben. Das strohlederne Herz schien zu wanken und sie beschloß einen Sturm zu wagen. »Ich habe schlaflose Nächte,« sagte sie eines Morgens zu dem schönen Antinous von Marmor, »ich muß Sie schon bitten, mir bisweilen Abends spät noch etwas vorzulesen, vielleicht daß Ihre Stimme mich sanft einlullt.« — Hans bückte sich und versicherte, er stehe in jeder Stunde zu Befehl.

»Sehr wohl. Wir wollen heute Abend den Anfang machen. Kommen Sie um eilf Uhr. Aber was leſen wir?«

»Alles was Ihro Excellenz befehlen.«

»Ich bin des deutſchen überdrüſſig. Die Italiener entzücken mich. Schade, daß Sie kein italieniſch verſtehen. Doch man hat gute Ueberſetzungen. Kennen Sie den Paſtor Fido?«

Hans meinte, dieſer Fido ſei ein Prediger in der Stadt und geſtand, er gehe ſelten in die Kirche, weshalb er nicht alle Paſtores kenne. Die Gräfin biß ſich auf die Lippen. »Nicht doch, mein lieber Strohleder,« ſagte ſie, »Paſtor Fido heißt der treue Schäfer und iſt ein Gedicht, ein ſchönes Gedicht.«

»Allerdings, außerordentlich ſchön!« ſtotterte Hans.

»Es gibt aber nicht blos treue Schäfer,« fuhr die Gräfin fort, »ſondern auch blöde Schäfer, verſtehen Sie mich? Kennen Sie vielleicht einen der letzteren?« Bei dieſer Frage ſah ſie ihn zärtlich an. Hans verſicherte unterthänigſt, er habe nichts davon gehört.

»Doch, doch,« ſagte die Gräfin, indem ſie ihn ſchalkhaft auf die Wange klopfte, »der blöde Schäfer iſt Ihnen nicht unbekannt, den bringen Sie mir heute Abend mit.«

»Wo werd' ich ihn her bekommen?«

»Sie finden ihn auf Ihrem Zimmer.«

»Erlauben Ihro Excellenz, wie ſollte der blöde Schäfer auf mein Zimmer gekommen ſein?«

»Ich ſage Ihnen, Sie werden ihn da finden — vor

dem Spiegel, wo ich nicht irre. Gehen Sie, mein lieber Strohleder, und bewegen Sie jedes meiner Worte in Ihrem Herzen.»

Hans that, wie ihm befohlen war, er ging hin, und ſuchte den blöden Schäfer, nicht allein auf der Kommode vor dem Spiegel, ſondern auch in allen Winkeln ſeines Zimmers, allein vergebens. Er trollte ſeine vier Treppen wieder hinab, um der Frau Gräfin zu rapportiren, daß er die kühne Vermuthung hegen müſſe, ſie habe ſich geirrt; doch Ihro Excellenz waren ſchon ausgefahren, und als ſie nach zehn Uhr aus dem Schauſpiel heimkehrten, ein verführeriſches Negligee um die ſchwellenden Glieder warfen, und des Vorleſers harrend, auf dem ſchwarz atlaſſenen Sofa ſich behaglich ausſtreckten; da ſchlief Hans ſchon längſt in guter Ruhe, denn er hatte gemeint, da der blöde Schäfer nicht zu finden ſei, ſo werde die Frau Gräfin heute auch keine Vorleſung begehren. Daß ſie unterdeſſen, anfangs ſehr verdrießlich, zuletzt ein wenig wüthend wurde, ahnete er nicht, bemerkte aber doch am andern Mittag, als er in den Speiſeſaal trat, einige ungnädige Blicke, die unter den gemalten Augenbrauen hervor auf ihn geſchoſſen wurden. Er hielt daher für ſeine Pflicht, eine demüthige Entſchuldigung zu verlautbaren, trat dicht vor die Gräfin, die eben mit ihrem Gemahl geſprochen hatte, und hub ſeinen Spruch alſo an: »Ihro Excellenz werden verzeihen, daß ich geſtern Abend nicht beſtellter Maßen mich eingefunden; allein ich kann, bei allem was mir heilig iſt, verſichern, daß der blöde Schäfer, den ich mitbringen ſollte, durchaus nicht zu finden war.»

Paff! hatte er eine Ohrfeige, daß ihm die Backe hochroth glühte. Er taumelte zurück, und wußte nicht, wie ihm geschah. »Ei,« sagte der Herr Graf, »was hat das zu bedeuten?«

Die Gräfin zog ihren Gemahl an's Fenster, und erzählte einige Minuten lang sehr lebhaft, worauf Se. Excellenz sich mit hohem Ernst zu dem Erschrockenen wandten, und ihm zuherrschten: »Geh' Er auf sein Zimmer. Nach einer empfangenen Ohrfeige speist man nicht an meiner Tafel. Wir sprechen uns morgen.«

Hans schlich auf sein Dachstübchen, und konnte gar nicht begreifen, warum er die Ohrfeige bekommen? Er dachte darüber nach, bis ihm die Augen zufielen, aber es blieb dunkel in seinem Gehirnkasten. Am andern Morgen wurde er zu dem Grafen gerufen, und erschien zitternd. Es war Sr. Excellenz anzusehen, daß es Sie Mühe kostete, Dero gewohnte Würde zu behaupten, den jeden Augenblick standen Dieselben in Gefahr, in ein gemeines Lachen auszuplatzen.

»Mein lieber Strohleder,« sagte der Graf, »nehme Er mir's nicht übel, Er ist ein Esel. Meine Gemahlin hat mir den ganzen Vorgang mit ihrem Kammermädchen erzählt. Es ist ein hübsches, rundes Ding, und ich verdenke es ihm gar nicht, daß Er verliebt in sie ist. Aber hatte Er denn nicht gemerkt, daß sie beschlossen hatte, nicht unerbittlich zu sein? — Sie bestellt Ihn zu sich bei nächtlicher Weile, sie trägt ihm auf, den blöden Schäfer mitzubringen, und Er begreift nicht,

daß Er ſelbſt der blöde Schäfer iſt! und daß man Ihn mit Verlangen erwartet. Meine tugendhafte Gemahlin hat ſich krank darüber lachen wollen. Nun ſieht Er wohl ein, daß eine Dame von ihrem Range ſich ſtellen mußte, als ignorire ſie eine Intrigue ihres Kammermädchens. Wie konnte ſie ſich einbilden, daß Er öffentlich hintreten, und mit Ihro Excellenz von einer Sache ſprechen würde, die nur ihr Lieschen anging? — Er hat folglich die Ohrfeige nach Gebühr empfangen, und hätte ſie ſchon dadurch verdient, daß Er das ſchöne Rendezvous verſäumte. Ein anderes Mal, mein Freund, ſei Er klüger. Es thut mir leid, daß ich Ihn verabſchieden muß, aber Er hat es auch gar zu dumm angefangen. Meine Gemahlin iſt eine ſehr tolerante, aber auch eine ſehr keuſche Dame, und kann nach einem ſolchen ſkandalöſen Eclat Ihn nicht länger unter meinen Domeſtiken dulden. Leb' Er wohl. Der Haushofmeiſter wird Ihm Seinen Lohn auszahlen."

Mit dieſen Worten entfernten ſich Se. Excellenz in Dero Studirzimmer, wo ſie Fliegen zu fangen pflegten. Dem ehrlichen Hans war zu Muthe, als ob man perſiſch mit ihm geſprochen hätte. Er verſtand nicht ein Wort von dem allen, bis auch ſein Vater ihm wiederholte, er ſei ein Eſel geweſen. Die Mutter hingegen hatte eine fromme Freude an der Geſchichte. Sie verglich die Gräfin mit Potiphar's Weibe, und ihren Sohn mit dem keuſchen Joſeph, obgleich er ſeufzend ausrief: „Ach! hätte ich das nur gewußt! aber Geduld, Papa, es ſoll mir nicht zum zweiten Male widerfahren."

## 2. Das Wapen.

Die eitle Mutter konnte das Abenteuer ihres schönen Sohnes nicht auf dem Herzen behalten, sie vertraute es einigen Gevatterinnen. Die Anekdote ging von Munde zu Munde, stieg aus den bürgerlichen Theegesellschaften in die Hofzirkel hinauf, ergetzte selbst den Fürsten, und Jedermann war begierig, den blöden Schäfer zu sehen. Unter andern erfuhr sie auch der Oberceremonienmeister, der vor mehreren Jahren mit dem Obergarderobemeister einen heftigen Wortwechsel über die Frage gehabt hatte: welcher von ihnen beiden dem Staate die ersprießlichsten Dienste leiste? Seit dieser Zeit waren sie Feinde, neckten einander wo sie konnten, und wem der Obergarderobemeister seine Protection entzog, der war sicher, an dem Oberceremonienmeister einen Gönner zu finden. Kaum zehn Tage waren daher verstrichen, seit sich Hans außer Diensten befand, und die besorgte Mutter nicht wußte, was sie mit ihm anfangen sollte, da wurde ihm abermals eine Sekretärstelle bei Sr. Excellenz dem Grafen Y angetragen.

Hier machte er sich durch seine schöne Handschrift sehr beliebt, denn Se. Excellenz waren gesonnen, zum Heil der Menschheit ein großes Werk zu unternehmen. Sie wollten nämlich eine neue, vermehrte und verbesserte Auflage von Lünig's theatrum ceremoniale historico-politicum herausgeben, ließen daher dieses dickleibige Werk auf gebrochenen Bogen sauber abschreiben, und versahen es mit Dero Zusätzen und Anmerkungen. Bei dieser, den Kräften des jungen Stohleder angemessenen Arbeit hätte er mehrere Jahre

hindurch ſich ſehr wohl befinden mögen, zumal da im Hintergrunde ihm die Ausſicht lächelte, einſt Hofcourier zu werden, und es lag nicht an Fortunens redlicher Vormundſchaft, daß er dieſes glänzende Glück nicht erreichte. Aber ſein dämiſcher Genius ſpielte ihm abermals einen böſen Streich.

Die Frau Gräfin Y war eine ſehr ehrwürdige Dame, die weder den Pyrmonter Brunnen trank, noch den Doktor Fauſt las, ſondern zur Vervollkommnung ihres Geiſtes einen weit höhern Schwung genommen hatte. Sie ſammelte nämlich alle adelichen Wapen aus der ganzen Chriſtenheit, und ihre Sammlung belief ſich bereits auf viele tauſende, die in einer Reihe von Folianten, mit lebendigen Farben gemalt, prangten. Es war ihre ſüßeſte Herzenswonne, in dieſen Folianten zu blättern, und ſie wußte auf ein Haar die Punkte und Striche, die Schilder und Helmzierathe, die Hörner und Narrenköpfe zu deuten. So oft ein Fremder bei Hofe erſchien, deſſen Geſchlechtswapen ihr noch unbekannt war, ſo ruhte ſie nicht eher, bis ſie ihn vermocht hatte, es für ſie abbilden zu laſſen.

Vor Kurzem hatte ſich ein vornehmer Portugieſe am Hofe eingefunden, der weitläuftig mit der Familie Braganza verwandt war. Alſobald machte ſie Jagd auf ſein Wapen. Er verſprach es ihr ſehr höflich, und ſie erwartete es mit der edelſten Ungeduld. »Ich bin gezwungen,« ſagte ſie zu dem Portugieſen, »meinen Gemahl auf einige Tage auf ſeine Güter zu begleiten; haben Sie nur die Gewogenheit, das Wapen, ſobald es fertig iſt, unſerm Sekretär

zuzuſchicken, von dem ich es gleich nach meiner Zurückkunft erhalten werde.“

Der Portugieſe verſicherte, ſie ſolle es dann gewiß ſchon vorfinden. Hans wußte von dieſer Verabredung nichts. Das Wapen wurde ihm auch nicht abgeliefert, da der Maler nicht Wort gehalten hatte. Hingegen war der Gräfin erſtes Wort bei ihrer Heimkunft: »Bringen Sie mir noch dieſen Abend das Wapen.“

»Welches Wapen, meine Gnädigſte?“

»Das von dem Portugieſen. Ich kenne es ſchon halb und halb aus ſeiner Erzählung, aber ich brenne vor Begierde, es zu ſehen. Auf dem Helme prangen zwei große Hirſchgeweihe, im Mittelfelde ſteht ein Hahn. Ich bin ſehr müde, ich werde mich ſchlafen legen, aber das thut nichts, bringen Sie mir es nur, daß ich wenigſtens noch einen Blick darauf werfe.“

»Erlauben Sie, wo ſoll ich das Wapen hernehmen?“

»Es liegt auf Ihrem Zimmer, ganz gewiß auf Ihrem Zimmer. Suchen Sie es dort nur, ich erwarte Sie.“ Mit dieſen Worten ſchlüpfte ſie in ihr Schlafgemach.

»Holla!“ dachte Hans, »was hat das zu bedeuten? — Offenbar iſt die Frau Gräfin Y auch in mich verliebt. Die vornehmen Damen drücken ſich verblümt aus. Ich ſoll ein Wapen aus meinem Zimmer holen? ein Wapen mit einem Hahn und einem Hirſchgeweih? Wenn das nicht einen Hahnrei bedeutet, ſo verſteh' ich nichts von der Sache. Ich ſoll es ihr bringen, wenn ſie auch ſchon ſchlafen gegangen? — Ja, ja, es iſt richtig. Der Herr Graf

von X haben mir zu sagen geruht, ich sei ein Esel gewesen, der Herr Graf von Y sollen mir wahrhaftig das nicht vorzuwerfen haben.» — Zum Ueberfluß ging er noch auf sein Zimmer, und suchte das Wapen eben so emsig, als er einst den blöden Schäfer gesucht hatte, da es aber nirgend zu finden war, so wurde seine Vermuthung ihm zur Gewißheit, und mit siegreich bekämpfter Blödigkeit, die so leicht in Unverschämtheit ausartet, präsentirte er sich vor dem Schlafgemach der Gräfin.

»Sie hätten es nur meiner Kammerjungfer abgeben dürfen,» sagte die halb Entkleidete unwillig, als er so keck die Thüre öffnete; doch geben Sie her, geschwind!»

Aber wie erstaunte sie, als Hans, statt der Antwort, sie plötzlich in seine Arme faßte, und einen feurigen Kuß auf ihren keuschen Busen drückte. Sie wollte schreien, die Stimme versagte ihr; hingegen fand sie noch Kraft genug in ihrer rechten Hand, um mit einer derben Ohrfeige die strohlederne Wange zu begrüßen. Im gleichen Augenblick stürzte die alte hagere Kammerjungfer herein, schlug ihre Nägel in des Jünglings lockichtes Haar — und eine neue Delila — bewies sie, daß man auch ohne Schere einen Simson seiner Locken berauben könne.

Wohl zerzaust gelangte Hans auf sein Zimmer, konnte wiederum nicht begreifen, warum solch' Unheil ihm widerfahren, und verfluchte alle Gräfinnen, alle Schäfer und alle Wapen. Nur das Einzige wurde am andern Morgen ihm klar, daß er über Hals und Kopf aus dem Hause trollen mußte; denn der Herr Graf von Y ließen ihm ver-

melden, er möge die Thür ſuchen, wenn er nicht zum Fenſter hinaus ſpringen wolle.

»Du biſt ein Eſel!« ſagte ſein Vater, als er dieſem die Geſchichte trübſelig erzählte. Fürwahr, das Glück meint es ehrlich mit dir, aber du trittſt es mit Füßen.«

---

### 3. Das Spottgedicht.

Fortuna ließ ſich treten, und wurde doch nicht müde, den widerſpenſtigen Liebling anzulächeln. Ein gewiſſer Hofrath, der, weil er ein Dichter war, bisweilen zu den Tafeln der Großen gezogen wurde, hatte bei dem Grafen von Y des jungen Strohleder's Handſchrift zu ſehen Gelegenheit gehabt, denn Se. Excellenz pflegten Ihre Gäſte immer zum Nachtiſch mit Lünig's theatrum ceremoniale zu bewirthen. So ein Schreiber wäre dem Hofrath längſt willkommen geweſen. Er hatte ſchon ſieben bis acht Bände Verſe zuſammengereimt, konnte aber in dieſen ſchwindſüchtigen Zeiten des Buchhandels keinen Verleger finden, und wünſchte ſich wenigſtens die Freude, ſeine Gedichte, ſauber abgeſchrieben, in Maroquin gebunden, in einem Mahagony-Glasſchrank aufſtellen zu können. Er war ein wohlhabender alter Hageſtolz, der in ſeinem Teſtamente den Schreiber wohl bedenken konnte, zumal wenn dieſer Geduld genug beſaß, das Abgeſchriebene ſich täglich vorleſen zu laſſen, denn unter den Bekannten des Hofraths war keiner mehr zu finden, der ſein Ohr dazu herleihen mochte. Wenn er irgendwo in eine Geſellſchaft trat, ſo ſah man ihm nicht gleich in's Geſicht, ſondern immer zuerſt nach

ſeiner Taſche, die gewöhnlich mit Geiſtesprodukten hoch ſchwanger ging. Man wußte ſchon, wie leicht dieſe Taſche gebar, wie ſchwer hingegen von ihrem Wochenbette loszukommen ſei, weshalb die Herren bei ihrem Erſcheinen ſogleich nach Hut und Stock liefen, und die Damen ſich flüſternd zuſammenzogen. Der Hofrath ſelbſt pflegte wohl zu behaupten, er leſe nie vor ohne beſondere Veranlaſſung, und das mußte man ihm zugeſtehen, denn was konnte er dafür, daß jede Veranlaſſung ihm die beſondere war? — Hatte er zum Beiſpiel ein Gedicht an die Sonne in der Taſche, und einer aus der Geſellſchaft ſprach von einer Perücke, ſo machte er die Bemerkung, daß eine Perücke den Kahlkopf gegen die Sonnenſtrahlen ſchütze. Was war nun natürlicher, als daß die Strahlen ihn zur Sonne führten?

»Ich habe ſie auch beſungen, die liebe Sonne,« ſagte er lächelnd, und ließ ſie aus der Taſche herauf ſteigen.

Oder es war eine Sammlung anakreontiſcher Lieder, die er der Geſellſchaft zum Beſten geben wollte; man ſprach aber eben von dem Elephanten in der Menagerie, und eine der anweſenden Damen meinte, er ſei doch ein plumpes Thier. »Um Verzeihung,« unterbrach ſie dann der Hofrath, »ich habe doch Elephanten geſehen, die mit ihrem Rüſſel recht graziös eine Bouteille Wein ausſchlürften, ja wahrhaftig, Anakreon ſelbſt hätte ſeinen Wein nicht mit mehr Grazie trinken können. Apropos von Anakreon! ich muß Ihnen doch einige Liederchen mittheilen, die in ſeiner Manier gedichtet ſind.«

Dieſer rüſtige Dichter und Vorleſer war es, der jetzt den jungen Hans Strohleder unter ſehr vortheilhaften Bedingungen in ſeine Dienſte nahm. »Du biſt doch wahrlich ein Glückskind,« ſagte ſein Vater, »bei dem kannſt du leben wie in Abraham's Schooß, und noch beſſer; denn in dieſem berühmten und weitläufigen Schooße würdeſt du von ferne das Geheul der Verdammten hören, welches immer eine fatale Muſik ſein mag; beim Hofrath hingegen hörſt du blos Gedichte, die ſo kühl und wäſſerig ſind, daß ſie die Höllenglut dämpfen könnten. Aber das ſage ich dir: höre ſie ſtets mit Wohlgefallen, lobe ſie mit Inbrunſt, und vor allen Dingen, ſchlafe nicht ein.« Nach dieſer Ermahnung ſchenkte er ihm ein Riechfläſchchen mit Eau de Cologne, empfahl ihm, ſolches immer bei ſich zu tragen, und ſo oft er verſpüre, daß der Schlaf ihm zu mächtig werde, ſich unvermerkt mit dem Waſſer die Augenlieder zu beſtreichen.

So ausgerüſtet trat Hans den neuen Dienſt an und Alles ging vortrefflich. »Ich ſchreibe eine ſchlechte Hand,« ſagte der Hofrath gleich am erſten Tage, »Sie werden vielleicht Mühe haben, ſie zu entziffern, darum will ich lieber zuvor Ihnen jedesmal das Gedicht vorleſen, und wenn es abgeſchrieben iſt, leſen wir es noch einmal miteinander durch.«

»Das wird mich ſehr glücklich machen,« ſagte Hans, reckte ſeine Ohren freundlich hin und befolgte gewiſſenhaft die erhaltene väterliche Inſtruktion, welche alſo lautete: »Sieh ſtets dem Vorleſer in's Geſicht, und ſo oft er ſeine Augen zu dir aufhebt, ſo nicke ihm freundlich zu. Fragt er

am Ende um dein Urtheil, ſo bediene dich abwechſelnd der Worte, die ich dir auf dieſem Zettel geſchrieben habe: ſie ſind die Quinteſſenz aller lobenden Recenſionen, und bedeuten alle im Grunde nichts, kitzeln aber das Ohr.“

Der Hofrath war außerordentlich mit ſeinem Schreiber zufrieden. Er liebte ihn wie ſeinen eignen Sohn, und erklärte in allen Geſellſchaften: er beſitze einen Schatz an dem jungen Manne, man wiſſe gar nicht, was alles in ihm ſtecke.

Das währte faſt ein halbes Jahr, und ſchon hatte der Hofrath ſeinem Teſtamente ein Codicill beigefügt, welches dem ehrlichen Hans eine ſorgenfreie Zukunft verbürgte. Da begab es ſich, daß ein junger Witzling ein Spottgedicht auf den wackern Dichter und Vorleſer verfertigte, zwar ohne ihn zu nennen, aber ſo, daß er mit Händen zu greifen war. Schon eine Woche lang hatten alle Theezirkel ſich daran ergetzt, nur der gute Hofrath wußte noch nichts davon. Aber in ſolchen Fällen gibt es immer dienſtfertige Freunde, die mit aufrichtigem Bedauern den Gekränkten von dem unterrichten, was er beſſer gar nicht erführe. Ein ſolcher zeigte ihm eine Abſchrift. Der Dichter wüthete, ſchwur, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, und wollte das Spottgedicht behalten, der gute Freund hingegen ſich nicht davon trennen, weil er es noch einigen andern guten Freunden mitzutheilen hatte. Das nöthigte den Hofrath, es in der Geſchwindigkeit ſelbſt abzuſchreiben.

Mit funkelnden Augen kam er nach Hauſe. „Herr

Strohleder," ſagte er, „leſen Sie einmal dieſe Verſe, ich bitte, leſen Sie."

Hans nahm das Blatt, erkannte des Hofraths eigne Hand und fiel in den ſehr verzeihlichen Irrthum, daß es ein Gedicht von ſeinem Gönner ſei, zumal da er ihn in derſelben konvulſiviſchen Bewegung ſah, die jederzeit nach Geburtswehen ihn zu befallen pflegte. Freilich konnte Hans nicht begreifen, warum ſein Gönner ihm dieſesmal die neue Geburt nicht ſelbſt vorlas? Doch da ihm das Nichtbegreifen täglich widerfuhr, ſo achtete er auch nicht weiter darauf, ſondern las mit lauter Stimme und mit großem Pathos, wobei der Hofrath ihn drei oder viermal mit einem derben Ha! unterbrach. Hans merkte ſich ſorgfältig die Stellen, bei welchen das Ha! erſchallte, weil er meinte, der Verfaſſer halte dieſe für die ſchönſten, und als nun Jener am Schluß vor ihn hintrat mit den Worten: »Nun? was ſagen Sie dazu?" Da ergoß ſich der ehrliche Hans, der keine Ahnung von der Tendenz des Gedichts hatte, in die wohleinſtudirten Lobeserhebungen. Wie? ſagte der Hofrath, mit weit aufgeſperrten Augen und Lippen. »Ja ja," erwiederte Hans, »es iſt tief, hoch, klar, transparent und gemüthlich; es bewegt ſich anmuthig in den Feſſeln des Reimes."

Dieſes Gedicht —?

»Iſt eins der gelungenſten, die jemals aus Ihrer Feder gefloſſen ſind."

So? und der Witz?

»O der iſt beiſſend, treffend und zermalmend."

Wirklich? Sie finden es alſo vortrefflich?

»Nur ein ausgemachter Dummkopf könnte es anders finden.«

Herr! Sie sind ein Esel! packen Sie sich aus meinem Hause!

Mit diesem Bescheid entließ er den erstarrten Jüngling, der, abermals brotlos, zu seinem Vater eilte, von diesem aber, statt des Trostes, nur ein Echo vernahm, welches, eben so vielfach als das beim Grabe der Metella, das Wort Esel wiederhallte.

---

### 4. Der Schatz.

Die Geschichte wurde laut und die ganze Stadt, in der eben eine Schnupfen-Epidemie herrschte, lachte sich gesund. Nur zwei Männer lachten nicht mit; der eine war der getäuschte Hofrath, der andere Herr Krallfuß, ein liebenswürdiger Greis, der auf Pfänder lieh und das Seinige so zu Rathe hielt, daß er nicht einmal, wenn er sich einer Sache erinnern wollte, einen Knoten in sein Schnupftuch machte, um es nicht abzunutzen. Das Einzige, was er ohne Bedenken abnutzte, waren seine Augen, die durch das viele Schreiben, Rechnen, Goldabwiegen, Dukatenfeilen u. s. w. nach und nach sehr schwach geworden waren. Er kaufte sich eine wohlfeile Brille, die sehr vergrößerte und folglich seine Augen noch mehr verdarb. Mit schweren Seufzern mußte er endlich den Entschluß fassen, sich nach einem Gehilfen umzusehen. Dieses Umsehen währte lange, weil es nichts kostete, und weil jedes brauchbare Subjekt ihm nicht dumm genug war; denn er wollte, aus guten

Urſachen, den kompleteſten Schafskopf in der ganzen Stadt zum Schreiber haben. Freilich fiel ihm der Gedanke ſchwer auf's Herz, daß dumme Menſchen gewöhnlich am meiſten eſſen, aber in jeder andern Rückſicht war für ſein Gewerbe ein dummer Junge am tauglichſten.

Als daher die verſchiedenen Abenteuer des jungen Hans Strohleder auch ihm zu Ohren kamen, klatſchte er fröhlich in die Hände (nachdem er zuvor die Handſchuh ausgezogen) und rief: ich habe meinen Mann gefunden! — Er ſchickte ſogleich ſeine blinde Köchin zu Hans, die ihm den Antrag thun und nebenher ſich erkundigen mußte, wie es mit ſeinem Appetit beſchaffen ſei? — Hans verſicherte, daß er täglich mit zwei Pfund Fleiſch, drei Pfund Brot und etwas Zugemüſe ſich gern behelfen würde. Das Brot wurde ihm zugeſtanden, aber in Anſehung des Fleiſches wurde er nach Dänemark verwieſen, wo jetzt die Pferde geſchlachtet würden, und bei dem großen Fleiſchmangel die Leute doch geſund blieben trotz den Tataren. Uebrigens gab man ihm zu verſtehen, daß Herr Krallfuß ein Siebenziger ſei und ſein Teſtament ein Fleiſchtopf Egypten's für den treuen Schreiber werden könne.

Hans mußte ſich entſchließen, denn der Vater wollte ihm nicht einmal Brot geben, vielweniger Fleiſch, und er tröſtete ſich mit dem Gedanken, daß Fortuna, ſeine Gönnerin, auch wohl in der morſchen Hütte des Herrn Krallfuß ihn aufſuchen werde. »Thut ſie es,« ſagte er zu ſich ſelbſt, »ſo will ich ein Dummkopf heißen ewiglich, wenn ich ſie diesmal nicht feſt halte.«

In dieſer Stimmung trat er ſeinen neuen Dienſt an und erwarb ſich bald die Zufriedenheit des alten Herrn, denn Alles, wozu der Kopf nicht gebraucht wurde, that er flink und unverdroſſen; Herr Krallfuß hütete ſich aber wohl, ſeine tief ſchlummernden Geiſteskräfte zu entwickeln, denn er hatte manchem großen Herrn den Grundſatz abgelauert, daß Dummköpfe am bequemſten zu beherrſchen ſind. Hans gefiel ſich wohl in ſeiner neuen Lage und es blieb ihm in der That kein anderer Wunſch übrig, als daß ſein Herr bald ſterben möchte, weil Alles, was an barer Münze ihm zufließen ſollte, im Teſtamente ſtand. Allein in dieſem Stücke vertraute er ſeinem Glücke zu wenig. Es wußte noch andere Mittel, den Liebling plötzlich reich zu machen.

Man lebte damals in kriegeriſcher Zeit, man war keinen Tag vor Plünderung ſicher, und dieſe Angſt bewog Herrn Krallfuß, einen großen Theil ſeines Goldes dem Schooß der Erde anzuvertrauen. Er wählte dazu ſeinen Garten. So nannte er ein Stückchen Land, auf welches er jährlich Cichorien ſäete, weil ſeine blinde Köchin durchaus darauf beſtand, Kaffee zu trinken. Da er nun, als ein guter Patriot, alle Colonialwaren aus ſeinem Hauſe verbannt hatte, ſo empfahl er dieſes edle Surrogat und meinte, ſie könne, mit gehörigem Fleiß, auch wohl Zucker daraus ziehen, ſo gut als aus hundert andern Pflanzen, die jetzt zu dieſem Behuf verarbeitet werden.

Außer dieſen Cichorien ſtand in beſagtem Garten nur noch ein alter Weidenbaum, den Herr Krallfuß jährlich

kappen ließ, um seinen Holzvorrath für den Winter zu sammeln. Unter dieser Weide grub er in einer regnichten Nacht ein tiefes Loch, scharrte seinen Mammon hinein und legte Steine darüber, als ob der Zufall sie dahin geworfen hätte. Aber die Nacht war nicht so dunkel, daß Hans aus seinem Dachfensterlein, durch ein paar Mondblicke begünstigt, den Schatzgräber nicht bemerkt hätte. Der arme Hans konnte eben nicht schlafen, und das war freilich des Herrn Krallfuß eigne Schuld, denn er hatte Tags zuvor, um doch auch einmal seinen Hausgenossen einen Schmaus zu geben, verdorbenes Fleisch wohlfeil gekauft, ohne zu bedenken, daß ihre Verdauungskräfte dieser üppigen Nahrung nicht gewachsen waren. Hans empfand Uebelkeiten und hatte deswegen die Nase zum Fenster hinausgesteckt, denn den ganzen dicken Kopf hinauszuschieben, dazu war das Fenster nicht groß genug. Als er nun seinen werthen Prinzipal so lange unter dem Weidenbaume keuchen hörte, wurde er neugierig, den Grund zu wissen. Er lauerte, bis Krallfuß wieder hinein geschlichen und die Gartenthür nach seiner Gewohnheit sorgfältig verschlossen hatte. Nun trippelte Hans leise hinunter, stieg durch das Küchenfenster in den Garten, fand zwischen den Steinen die lockere Erde und wühlte mit den Nägeln so lange, bis er den Schatz hervorzog. Es war ein schweres Kistchen, und Hans nicht so dumm zu vermuthen, daß es Steine enthalte. Nachdem er glücklich damit seine Bodenkammer erreicht und sein Gewissen durch die Vorstellung beschwichtigt hatte, daß er

blos einen Theil der künftigen Erbschaft anticipirt habe; so entstanden nunmehr zwei schwer zu lösende Fragen: wie sollte er das wohl verschlossene Kästchen öffnen? und wo es verbergen?

Das Erstere schien unmöglich ohne Hilfe eines Schlössers, folglich ließ er vor der Hand es uneröffnet, zufrieden sich im Besitz eines schönen Nothpfennings zu befinden. Das Letztere fing er listig genug an. Er trug seinen Schatz auf den Taubenschlag; denn Herr Krallfuß hielt gern Tauben, weil sie des Nachbars Gerste fraßen und weil er sie gewöhnt hatte, immer fremde Tauben mit nach Hause zu bringen. Hier versteckte der schlaue Hans das Kästchen unter ein Nest im Stroh und legte sich dann wohlgemuth schlafen.

Der andere Tag verging ruhig, Krallfuß ahnete nichts und Hans überhob sich seines Glückes nicht. Doch in der Nacht trieb eine gewisse bange Ahnung oder ein Zug des Herzens den Alten schon wieder in den Garten, wo sich, beim Anblick des offnen Loches, seine zwanzig Haare hoch empor sträubten und der Husten in seiner Brust verstummte. Anfangs wollte er Feuer schreien, aber er bedachte klüglich, daß dann alle Nachbarn herbei rennen und im Getümmel sein Haus vollends plündern würden. Dann wollte er sich an die Weide hängen, aber der einzige Strick, den er im Hause hatte, war noch ganz neu, folglich Schade ihn abzunutzen. Endlich wankte er wieder in sein Kämmerlein und bat auf seinen Knien wechselsweise

den lieben Gott und den Teufel, ihm den Dieb des Schatzes zu verrathen.

Als er seiner Besinnung wieder etwas mächtig wurde, stellte er die Betrachtung an, daß durchaus keine andern Fenster die Aussicht nach dem Garten hatten, als die der Küche und der Bodenkammer. Aus dem erstern konnte er nicht belauscht worden sein, da die Köchin so blind war, daß sie bei Tage nicht sehen konnte, vielweniger bei Nacht. Es blieb also nur die Vermuthung übrig, daß sein Schreiber, der Pfiffikus, ihm auf die Spur gekommen. Sobald es Tag wurde, schickte er ihn unter irgend einem Vorwand aus dem Hause und kehrte indessen auf der Bodenkammer das unterste zu oberst, visitirte auch den Boden selbst und vergaß den Taubenschlag nicht; doch alles vergebens. Denn weil eine brütende Taube ganz ruhig auf ihrem Neste über dem Kästchen saß, so kam ihm gar nicht in den Sinn, sie zu verscheuchen, und Fortuna wachte über die Beute ihres Mündels.

»Der Räuber kann doch aber kein anderer gewesen sein als Musje Hans,« dachte Krallfuß, »wer weiß wohin er mein Gold, meine Seele, so schnell auf die Seite geschafft hat. Auf den Kopf Schuld geben darf ich es ihm nicht, denn ich kann nichts beweisen. Wir müssen versuchen, den Fuchs zu überlisten.«

Er berief den Schreiber auf sein Zimmer, setzte ihm ein Glas sauer Bier vor und sagte: »Mein lieber Strohleder, heute wollen wir uns einmal etwas zu gute thun.

Trink Er! trink Er frisch darauf los! und wenn Er auch die halbe Kanne ausleeren sollte, es ist Ihm vergönnt. Er ist ein ehrlicher junger Mensch, ich betrachte Ihn als meinen Sohn, darum will ich Ihm etwas wichtiges vertrauen. Wir leben in schweren Zeiten, der Feind steht in der Nähe, wer kann wissen, was uns heute oder morgen bevorsteht? Käme es zu einer Plünderung, so kann ich Ihm wohl sagen, daß man in meinem Hause ein artiges Klümpchen Gold vorfinden würde. Das wäre mein Tod! Um dem vorzubeugen, was meint Er, was ich gethan habe? — ich habe ganz im Stillen ein Kästchen mit Dukaten unter dem Weidenbaume im Garten verscharrt. Außer Ihm weiß Niemand darum. Auf Ihn kann ich mich verlassen, Er wird ja doch mein Erbe. Nun geht mir heute Abend noch ein Posten von zweitausend Thaler in Golde ein, den will ich in der künftigen Nacht auch noch dazu legen. Jetzt muß ich aber ausgehen, um das Geld zu heben. Vor zehn Uhr werde ich schwerlich nach Hause kommen. Thu Er mir den Gefallen, indessen fein wachsam herum zu schleichen, damit wir nicht bestohlen werden; es soll Sein Schade nicht sein." Mit diesen Worten nahm er den Filz, den er Hut nannte, und ging.

„Holla!" dachte Hans, „da kann ich meinen Schatz ansehnlich vermehren. Zweitausend Thaler sind nicht zu verachten." Flugs eilte er auf den Taubenschlag, holte das Kästchen, verscharrte es wieder, und als Herr Krallfuß um zehn Uhr heim kam, empfing er ihn mit freundlicher Geberde, übergab ihm den anvertrauten Hausschlüssel und

ſtieg in ſeine Bodenkammer, wo er, an der Lucke lauſchend, ſich herzinniglich freute, als er um Mitternacht den Alten nach dem Weidenbaume ſchleichen ſah. »Jetzt legt er noch zwei tauſend Thaler dazu,« meinte Hans; aber Krallfuß meinte das nicht, ſondern nahm das wiedergefundene Käſtchen ſtilljauchzend unter den Arm und trug es unter ſein Kopfkiſſen, auf dem er nun ſanft ſchlummerte.

Hans ſuchte indeſſen noch einmal den Weg durch das Küchenfenſter, den er auch glücklich fand, aber nicht mehr den Schatz, nur das leere Neſt. Ganz verwundert zog er ab, und ſeine Verwunderung ſtieg am andern Morgen noch höher, als Herr Krallfuß ihm ganz trocken ſagte: er möchte ſich zum Teufel packen.

Das konnte er nun vollends gar nicht begreifen. Mit hängenden Ohren ſchlich er zu ſeinem Vater und klagte dem, daß ſein geweſener Prinzipal mit dem Teufel im Bunde ſtehe. »Du biſt ein Eſel,« ſagte der Vater, »dich kann das Glück nicht reich machen, und wenn es dich im Pactolus ſchwemmte. Des alten Wucherers Dukaten auf dieſe Weiſe zu theilen, wäre ein verdienſtliches Werk geweſen, aber wenn Fortuna ſie dir in den Schooß werfen will, ſo fängſt du ſie mit einem Kornſiebe auf. Pack dich zum Teufel und komm mir nicht wieder vor die Augen!«

---

### 5. Die Heirath aus dem Stegreife.

»Hm!« dachte Hans, »wenn es Fortunen Ernſt iſt, einen ganzen Kerl aus mir zu machen, ſo wird ſie mich auch wohl in die Fremde begleiten. Der Prophet gilt ja

ohnehin nicht in ſeinem Vaterlande.“ Er ſchnürte ſein Bündel und ging wohlgemuth zum Thore hinaus. Kaum war er eine Stunde fortgewandert, als er an einem Meilenzeiger einen jungen Menſchen ſitzen ſah, der ſingend die Löcher in ſeinen Strümpfen ſtopfte. »Wohin, Landsmann?“ fragte der luſtige Geſell den Vorübergehenden.

»Ich weiß es nicht,“ antwortete Hans. »Alſo der Naſe nach? Daran thuſt du wohl, mein Freund. Im Grunde weiß doch kein Menſch auf der Welt, wohin er geht, und wo er endlich ſtehen bleiben wird. Brauchſt du einen Reiſegefährten, ſo ſtehe ich dir zu Dienſten, denn ich gehe auch der Naſe nach.“

Bei dieſen Worten ſprang er auf, warf den Mantelſack über die Schulter und geſellte ſich zu Hans, dem er willkommen war. Trauliche Bekanntſchaft wurde bald gemacht.

»Ich bin ein Student,“ ſagte der Fremde, »ich habe Kameralwiſſenſchaften ſtudirt und es fehlt mir blos noch an einem Fürſten, der Vertrauen zu mir hätte, ſo wollt' ich ihn durch meine Finanzvorſchläge bald auf's Reine bringen. Finde ich keinen, ſo bin ich entſchloſſen, unterdeſſen dem Kalbfelle zu folgen; das iſt heutzutage die leichteſte Manier, ſein eigenes Fell an den Mann zu bringen.“

Hans meinte doch, das ſei ein gefährliches Stück Brot, er ſchreibe eine ſaubere Hand und verlaſſe ſich auf ſein Glück. Der Student merkte wohl, ehe ſie noch die erſte Herberge erreichten, daß er einen Menſchen vor ſich habe,

Digitized by Google

der sich allerdings auf das Glück verlassen dürfe; die strohlederne Einfalt belustigte ihn, und er schwur, er wollte lieber in seiner Gesellschaft zu Fuße gehen, als mit dem eitlen Reichardt mit Extrapost reisen. Alle seine Abenteuer hatte Hans in den ersten paar Stunden dem Unbekannten treulich berichtet, alle seine Familienverhältnisse ihm mitgetheilt, und der Student vergalt sein Vertrauen zwar nicht durch gleiche Offenheit, aber durch die munterste Laune von der Welt.

So wanderten sie schon zwei Tage mit einander, da führte sie ihr Weg an Weinbergen vorüber, in welchen reife Trauben schimmerten. Dieser Lockung konnte der hungrige Musensohn nicht widerstehen, Hans aber äußerte Furcht vor den Knütteln der Wächter und bezähmte seine Lüsternheit.

»Ei,« sagte jener, »wer seine Haut nicht wagt, der bleibt hungrig sein Lebelang. Geh du nur sachte voran und erwarte mich beim nächsten Dorfe.« Hans ging voran, und der Leser wird gebeten, auch etwas voranzugehen, um das folgende Abenteuer gehörig zu begreifen.

Herr Türck war ein wohlhabender Förster, der eine sehr hübsche, sittsame Tochter von sechzehn Jahren hatte. Eines Tages jagte der Fürst in seinem Forste, nahm ein Frühstück bei ihm ein und verliebte sich in das Mädchen. Seit diesem Augenblicke verfolgte er das schöne Malchen mit aller Hitze eines ausschweifenden Jünglings und allem Uebermuthe eines künftigen Herrn. Es wurden glänzende Vorschläge gethan, die der ehrliche Türck mit Abscheu zu-

rück wies. »Lieber,« ſagte er, »wollte ich ſie dem erſten beſten ehrlichen Manne geben, den ich auf der Straße anträfe;« und das war ernſtlich gemeint.

Als der Prinz ſah, daß auf dieſem Wege nichts auszurichten ſei, machte er den Entwurf, ſie ſeinem verſchmitzten und gefälligen Kammerdiener zur Quaſifrau zu geben, und damit nicht auch das fehl ſchlüge, wollte er ſelbſt als Freiwerber auftreten, mit Recht vorausſetzend, der Förſter werde nicht wagen, dem Sohne ſeines Fürſten eine ſo anſtändige Bitte abzuſchlagen. In dieſer Abſicht ließ er ihn wiſſen, daß er, an dem und dem Tage, wiederum in ſeinem Forſte jagen und bei ihm frühſtücken werde. Es war dem ehrlichen Türk nicht recht, allein es blieb ihm nichts anders übrig, als die nöthigen Vorkehrungen zu treffen. Malchen ſollte dem Prinzen nicht unter die Augen kommen, ſondern dieſen ganzen Tag auf dem Boden zubringen. Daß die Rede von einer Heirath ſein werde, ahnete er nicht.

Doch der eitle Kammerdiener hatte ſich deſſen zu früh berühmt. Einer von des Förſters alten Freunden in der Stadt erfuhr, was im Werke ſei, und ſandte eilig einen Boten an Türck, damit er durch den Antrag nicht überraſcht würde. Der Bote kam den Tag vor der Jagd. Türck las und ſtand wie vom Blitz getroffen.

Eine halbe Stunde ging er mit krauſer Stirn auf und nieder, dann ließ er Malchen rufen: »Höre, mein Kind!« hub er mit Ernſt und Wehmuth an, »ſo und ſo ſtehen die Sachen. Hält der Prinz für ſeinen Kammerdiener um

dich an, ſo muß ich, hol' mich der Teufel! ja ſagen, und es iſt ſo gut, als ob ich dich Seiner Durchlaucht ſelbſt auslieferte."

Malchen weinte.

»Hier iſt nur ein Mittel," fuhr der Vater fort, »um dich und unſere Ehre zu retten. Du mußt noch dieſen Abend heirathen."

»Um's Himmelswillen!" rief Malchen erſchrocken, »wen ſoll ich heirathen?"

»Ja, das weiß ich nicht. Kennſt du nicht irgend einen ehrlichen braven Burſchen, wenn er auch ſonſt nichts auf der Welt wäre, dem ich dich geben könnte?"

»Nein, mein Vater."

»Freilich, wir wohnen hier ſo mitten im Walde, haben nur wenige Nachbarn, und die ſind alle verheirathet. Wohlan, mein Kind, du haſt mich oft ſagen hören, daß ich dich lieber dem erſten beſten Wanderer in die Arme werfen würde, der mir auf der Straße begegnete. Das war kein Wort in den Wind geredet. Haſt du Muth, es wahr zu machen? Sieh, es iſt doch möglich, daß du und ich auf dieſe Weiſe noch glücklich werden; auf jene, die der Prinz im Sinne hat, biſt du unwiederbringlich verloren, wirſt ein verworfenes Weib, und ich muß mein graues Haar mit Schande zur Grube ſchleppen."

»Um Gotteswillen, mein Vater! Thun Sie, was Ihnen gut dünkt. Ich werde gehorchen."

»Nun wohl, ſo geh in deine Kammer, bete und dann ſchmücke dich bräutlich, ſo gut es in der Geſchwindigkeit

ſich thun läßt. — He! Konrad! ſattle mir den Braunen. Ich reite zu meinem Gevatter, dem Pfarrer, und dann auf die Landſtraße. Wenn Gott einen alten ehrlichen Mann nicht verderben will, ſo wird er mir ja wohl einen leidlichen Menſchen zuführen, den ich morgen dem Prinzen als meinen Schwiegerſohn vorſtellen kann, und damit iſt denn die ganze Sache glimpflich abgethan. Wie es weiter gehen möge, ſtelle ich in Gottes Hand. Aus zweien Uebeln muß man das kleinſte wählen."

Mit dieſen Worten ſchwang er ſich auf's Roß und ritt davon. Malchen aber ging in ihr Kämmerlein, betete und ſchmückte ſich bräutlich mit großer Herzensangſt, weil ſie nicht wußte für wen.

Schon dämmerte der Abend ſtark. Faſt hatte Hans das Dorf erreicht, wo er den Studenten erwarten ſollte; da ſprengte ein Reiter ihm entgegen, hielt an, als er ihn erblickte, ſprang vom Gaule, trat ihm näher, betrachtete ihn vom Kopf bis zu den Füßen, ſo viel die Dämmerung verſtattete, und knüpfte folgendes Geſpräch mit ihm an:

»Um Vergebung, mein Herr, wer ſind Sie?"

»Ich heiße Hans Strohleder und bin ein Schreiber außer Dienſt."

„Woher?"

„Aus der Reſidenz."

»Und Ihre Eltern?"

»Die und die."

(Sie waren dem Förſter als ehrliche, mit vielen Kindern begabte Leute nicht unbekannt.)

»Darf ich fragen, warum Sie Ihre Vaterſtadt verlaſſen haben?«

Hans, dem das Herz immer auf der Lippe ſaß, erzählte treuherzig ſeinen ganzen Lebenslauf. Der Förſter merkte nun wohl, daß er ein dummer Teufel ſei; aber, dachte er, darum kann er doch noch immer einen recht guten Ehemann abgeben. »Sie ſuchen Dienſte?« fuhr er fort.

»Ja, mein Herr.«

»Würden Sie auch wohl heirathen?«

»Heirathen?«

»Ein junges, ſchönes, ſittſames, wohlhabendes Mädchen?«

»Ei warum nicht! lieber heute als morgen.«

»Ja, morgen wäre es auch zu ſpät. Im Ernſt, mein Herr, Sie ſollen heute mein Schwiegerſohn werden, wenn es Ihnen beliebt.« Und nun erzählte er in der Kürze, in welcher Gefahr ſeine Tochter ſchwebe, und daß er keine andere Rettung für ſie wiſſe.

Hans begriff von allem nur die Hälfte, denn alle dieſe Vorſtellungen waren ihm noch zu neu, aber das begriff er ſehr wohl, daß man ihm eine hübſche, reiche Frau geben und ein bequemes Leben verſchaffen wolle. Ohne Bedenken ſagte er ja.

»Nun ſo gehen Sie in's Dorf und kleiden ſich im Wirthshauſe ein wenig um. Ich will Ihnen ſogleich einen Jägerburſchen ſchicken und den ſanftmüthigſten Gaul aus

Digitized by Google

meinem Stalle, die ſollen in einigen Stunden Sie zur Trauung bringen.“

Er ſchwang ſich wieder auf ſein Roß und ſprengte fort. Hans ſtand noch ganz verduzt, als der Student ihn einholte, mit einer Weintraube in der Hand, die er, ſelbſt wohl geſättigt, dem Reiſegefährten darbot. »Ei,“ ſagte jener, »hier iſt nicht von Weintrauben die Rede,“ und erzählte haarklein, was ihm widerfahren, wobei der Student anfangs ein Geſicht machte, wie der Fuchs, dem die Trauben zu hoch hingen; aber nach und nach miſchte ſich der gewohnte Ausdruck der Liſt wieder in ſeine Züge und er hörte dem Erzähler ſehr aufmerkſam bis an's Ende zu. »Ich gratulire,“ ſagte er dann, »geſchwind, laß uns eilen, das Wirthshaus zu erreichen. Ich werde die Ehre haben, dem Herrn Bräutigam als Kammerdiener aufzuwarten.“

Sie gingen. Hans konnte nicht aufhören über ſein Glück zu lachen, oder vielmehr zu wiehern, daß es von allen Weinbergen widerhallte. »Siehſt du wohl?“ ſagte er, »Frau Fortuna iſt noch immer mit mir.“

»Ja, ja,“ erwiederte der Student, »das ſeh' ich; halte ſie nur feſt.“

Als ſie im Wirthshauſe anlangten, ſchnallte Hans den Mantelſack auf, und holte ſein beſtes Kleid heraus, welches zugleich ſein einziges war, denn auf der Wanderſchaft trug er nur eine Weſte. Dann machte er weitläufige Anſtalten ſich zu waſchen, zu kämmen, zu ſtriegeln, zu putzen, während der Student bei dem Wirth Erkundigung über den Förſter einzog und lauter Gutes von ihm hörte.

»Ich habe nur noch einen Gulden,« ſagte er jetzt zu Hans, »aber dein Glück erfreut mich ſo herzlich, daß ich ihn heute muß ſpringen laſſen und wenn ich morgen verdurſten ſollte. Heda! Herr Wirth! geb' Er von ſeinem beſten Weine.«

Hans lachte gewaltig. Der Student trank ihm zu: »auf deine Geſundheit! auf die Geſundheit deiner Braut — deines Schwiegervaters — deiner ganzen Familie«— immer ein Glas nach dem andern — ehe eine halbe Stunde verging, lag Hans unter dem Tiſche. Der Student zog ihm das Bräutigamskleid wieder aus, putzte ſich ſelbſt damit und erwartete mit Ungeduld den Jägerburſchen. Der ließ nicht lange auf ſich warten. Er fragte nach Herrn Strohleder. »Hier bin ich!« rief der Student, ſchwang ſich auf's Roß und folgte ſeinem Führer in den Wald beim Lichte des ſternenhellen Himmels.

Nachdem ſie etwa eine Stunde geritten waren, ſahen ſie von ferne Lichter durch die Bäume ſchimmern, und bald ſtand des Förſters Wohnung hell erleuchtet vor ihnen, denn der Vater hatte in der Eile, ſo gut es gehen wollte, Anſtalten zu dem Vermählungsfeſte gemacht. Als der Student an der Pforte abſtieg, empfing ihn der Förſter mit einer herzlichen Umarmung und führte ihn ohne weitere Umſtände zu ſeiner Tochter, die zitternd mit jungfräulicher Neubegier immer nach der Thür ſchaute, um bei deren Eröffnung denjenigen zum erſten Male zu erblicken, mit dem ſie in der nächſten Minute vor den Pfarrer treten ſollte. Der Vater hatte ihr geſagt, ſie würde zufrieden ſein, und als der Stu-

Digitized by Google

dent nun erſchien, war ſie auch nicht unzufrieden; denn obgleich er an Schönheit ſich mit Hans nicht meſſen konnte, ſo war er doch auch ein wohlgebauter, wohlgewachſener Jüngling, und ſein Auge weit geiſtreicher, als das todte, ſtrohlederne Auge.

Mit liebenswürdiger Beſcheidenheit trat er zu dem hübſchen Malchen, welches glühend roth die Augen niederſchlug, und ſagte bittend: »Faſſen Sie ein Herz zu mir. Ich bin ein armer Teufel, aber eine ehrliche Haut. Solch ein Glück, als mir heute widerfährt, hätte ich mir freilich nie träumen laſſen; aber daß ich verdienen werde, was ich nicht verdient habe, das gelobe ich Ihnen feierlich! — Sie haben freilich den Vortheil über mich, daß man Sie beim erſten Anblick lieben muß, und daß folglich mein Beſtreben, mich Ihrer werth zu machen, doch nicht einmal verdienſtlich ſein wird.«

Das ſchöne Malchen wußte nur durch einen verſtohlenen, freundlichen Blick zu antworten, der Förſter aber ſperrte Maul und Naſe auf über die feinen Redensarten, die er von dem Dummrian, den er vor ein paar Stunden geſprochen, gar nicht erwartet hatte. Es kam ihm auch wohl vor, als ob die Stimme anders klänge, Geſtalt und Geſichtszüge hingegen hatte er nicht ſo genau in der Dämmerung aufgefaßt; ſie ſchienen ihm dieſelben, und ſo verſcheuchte er alle Zweifel, fügte die Hand ſeiner Tochter in die des muntern Jünglings, und der Pfarrer ſprach den Segen über die Ehe aus dem Stegereife. Bei der Hochzeittafel ließ der Student ſo viel Witz, Kenntniſſe, frohe

Digitized by Google

Laune und Gutmüthigkeit blicken, daß der Förſter im Stillen ſich Glück wünſchte, ſeinen raſchen Entſchluß ausgeführt zu haben, und Malchen, die ihn oft von der Seite anſchielte, ſich ganz willig in ihr Schickſal ergab.

Indeſſen ſchnarchte Hans unter dem Tiſche der Wirthsſtube. Sein lieber Reiſegefährte hatte ihn dermaßen zugedeckt, daß er bis an den hellen lichten Morgen ſchlief. Endlich erwachte er, rieb ſich die Augen, erinnerte ſich des geſtrigen Abenteuers, und fragte gähnend ſich ſelbſt noch ein Stündchen, ob es ein Traum geweſen? — Sobald er darüber, daß er nicht geträumt habe, mit ſich einig war, rief er den Wirth herbei und fragte nach ſeinem Kameraden. Der, hieß es, ſei ſchon geſtern Abend davon geritten.

»Er war ja zu Fuße?«

»Das kann ſein, aber aus meinem Hofe iſt er geritten.«

»So?« ſagte Hans, und weil er nicht wußte, was er davon denken ſollte, ſo dachte er weiter nichts. „Aber wo iſt denn der Jägerburſche, der mich abholen ſoll?« — »Das weiß ich nicht,« ſagte der Wirth. »Und wo iſt denn mein Bräutigamskleid?« er ſuchte es überall, es war nicht mehr zu finden. »Da muß ich denn wohl in meiner abgeſchabten Weſte Hochzeit machen,« murmelte er in den Bart, zog ſich an und harrte mit Ungeduld des Jägerburſchen, der nicht kommen wollte. Die Sonne ſtand ſchon ziemlich hoch, da meinte er, ſein künftiger Schwiegervater könne es doch übel nehmen, wenn er ſo lange ausbliebe, darum wolle er lieber zu Fuße hinwandern. Er ließ ſich den Weg in den

Forſt zeigen und ſtand im Begriff die Reiſe anzutreten, als der Wirth mit Ungeſtüm zuvor die Zeche von ihm begehrte. »Mein Reiſegefährte,« ſagte Hans, »hat einen Gulden ſpringen laſſen.«

»Nichts hat er ſpringen laſſen,« erwiederte der Wirth, »und ich laſſe den Herrn nicht von der Stelle.« — Hans ſah ſich genöthigt, ſeine ſilbernen Schuhſchnallen zu verpfänden, und begab ſich dennoch fröhlich auf den Weg, weil er meinte, die reiche Heirath werde alles erſetzen.

In der Förſterwohnung war man eben erſt aufgeſtanden, als der unerwartete Bräutigam erſchien. Der junge Ehemann ſaß in einem ſeidenen Schlafrock am Kaffeetiſch mit der zufriedenſten Miene von der Welt; die junge Frau, mit dem Ausdruck glücklicher Liebe auf dem Geſichte, ſchenkte ihm ein, und der Vater ſchmauchte ſein Pfeifchen mit großer Heiterkeit. Da meldete man Herrn Hans Strohleder. »Was Teufel!« ſagte der Student, »wer unterſteht ſich meines Namens ſich anzumaßen?«

Hans trat herein, ſperrte lachend das Maul auf, ſagte: »Gott zum Gruß!« ſchüttelte dem Förſter die Hand und wollte ſodann ſeine Braut ohne weitere Umſtände umarmen.

»Der Menſch iſt von Sinnen!« rief der Student und ſchleuderte ihn zurück.

»Herr Bruder,« ſagte Hans, »kennſt du mich nicht mehr?«

»Der Teufel iſt dein Bruder!« antwortete jener, »ich habe dich in meinem Leben nicht geſehen — was meinen

Sie, Herr Schwiegervater? das ist gewiß ein Stückchen von des Prinzen Kammerdiener. Wer weiß, wie der Mensch Ihren Entschluß erfahren, und will nun durch eine Gegenlist sich der Beute versichern.»

Der Förster merkte zwar, daß es hier nicht ganz mit rechten Dingen zugehe, und daß vermuthlich ein Schlaukopf über einen Dummkopf gerathen sei; aber was war zu thun? die Sache ließ sich nicht wieder in integrum restituiren, und da er überdies mit seinem Schwiegersohne sehr zufrieden war, so stellte er sich, als pflichte er dessen Vermuthung bei, warf den verwunderten Hans zur Thüre hinaus und befahl, die Jagdhunde auf ihn zu hetzen. Der arme Teufel mußte froh sein, daß er mit ganzen Waden die Straße erreichte. Er ließ die Braut sammt den silbernen Schnallen im Stiche, und eilte sehr erleichtert (weil er auch den Bräutigamsrock nicht mehr zu tragen hatte) bis in das nächste Städtchen, von wo aus er sein Abenteuer dem alten Herrn Strohleder weitläufig berichtete, hinzufügend: er begreife von der ganzen Geschichte noch immer kein Wort, und bitte um etwas Geld zu einem neuen Rocke.

Der Vater hingegen begriff die ganze Geschichte sehr wohl, und schrieb: »mein lieber Sohn, du bist und bleibst ein Esel, folglich werde ich dir auch kein Geld schicken. Wenn Fortuna sich dir noch einmal quer in den Weg wirft, so sei wenigstens so gescheit, es nicht gleich dem ersten Besten auf die Nase zu binden, sonst wirst du abermals geprellt, und das von Rechtswegen.»

## 6. Die Luftſchifferin.

Die Lehre war gut, aber der Brief leer, und Hans hatte nichts zu beißen noch zu brocken. Hungrig und ſehr betrübt ſetzte er ſeinen Wanderſtab fort, quer über eine Haide, den Blick zur Erde geſenkt. Da hörte er plötzlich in den Lüften über ſich ein gewaltiges Rauſchen. Er ſchaute empor und wäre vor Schrecken beinahe zu Boden geſunken, denn er hatte in ſeinem Leben noch keinen Luftballon geſehen und eben jetzt ſchwebte einer ganz dicht über ihm.

Eine weiß gekleidete Nymphe, die in der Gondel ſaß, warf ihm ſchreiend einen Anker zu; das Thau gerieth ihm in die Hand, er wußte nicht wie; er hörte nur die Worte: halten Sie feſt! und ſo hielt er denn feſt, ohne zu wiſſen warum. Einige Schritte weit wurde er mit fortgeſchleppt, da er aber Rieſenſtärke beſaß, und der Ballon ſchon ſehr von brennbarer Luft entladen war, ſo blieb er Sieger. Die ſchöne Nymphe kam zur Erde. Der zitternde Hans hielt ſie für einen Engel vom Himmel, und wunderte ſich nur im Stillen, daß ſie deutſch redete, da, nach ſeiner Meinung, die Engel hebräiſch reden mußten. Sie dankte ihm freundlich für ſeine Hilfe und erzählte, daß ſie in einer großen Stadt, zwei Meilen von da, unter lautem Zujauchzen aufgeflogen, nun aber großes Verlangen trage, dahin zurückzukehren, um noch dieſen Abend im Theater ihren Triumph zu feiern.

Von alle dem begriff Hans kein Wort. Er ſtammelte und gaffte ſie an. Sie beluſtigte ſich an ſeiner Einfalt, bemerkte zugleich als eine Kennerin, daß er ein wunderſchö-

ner Jüngling ſei, und daß die Natur ihm nur das Entbehrlichſte, nämlich den Verſtand, verſagt habe. Sie forſchte ihn aus und in wenigen Minuten wußte ſie ſeinen ganzen Lebenslauf.

Während ſie ſo mit einander ſchwatzten und er mit aller Anſtrengung den widerſpenſtigen Ballon feſt hielt, keuchten mehrere Reiter herzu von ſchnaubenden Roſſen getragen. Sie waren von fern der Aeronautin gefolgt, und prieſen ſich nun glücklich, auf die Gefahr den Hals zu brechen, ſie erreicht zu haben. Es ſchienen lauter beſonders gute Freunde und Bekannte zu ſein. Bald kam auch ein Wagen mit vier Pferden beſpannt, der die Heldin aufnahm. Um den Ballon fortzubringen, waren in der Eile einige Bauern aufgeboten worden.

Die ſchöne Luftſchifferin bog ſich noch einmal aus dem Wagen, und ſagte mit holder Freundlichkeit zu dem gaffenden Hans: »Kommen Sie morgen früh zu mir, ich muß Ihnen meine Dankbarkeit beweiſen.«

Fort flog der Wagen, und der reitende Haufe rannte hinterher, und die ganze Erſcheinung verlor ſich in einer Staubwolke. So viel begriff Hans endlich, daß es kein Engel geweſen, ſondern vielleicht Frau Fortuna in eigener Perſon, die, weil ſie auf der Erde ihn nicht finden können, den Weg zu ihm durch die Lüfte geſucht. Er ermangelte nicht, ſich nach der Stadt zu begeben, deren Thürme ſeitwärts lagen, und wohin die Staubwolke vor ihm her wirbelte. Daß die berühmte Luftſchifferin in dem berühm-

testen Wirthshause der Stadt wohnte, erfuhr er bald, und stellte sich, befohlnermaßen, am andern Morgen schon um sieben Uhr ein. Doch da sie Abends zuvor auf dem Theater gekrönt, nach dem Schauspiel traktirt, und erst gegen Morgen von zwanzig jungen Herren nach Hause begleitet worden war, so schlief sie bis Mittag, ohne zu ahnen, daß ein Hungriger an ihrer Schwelle harre. Endlich wurde es Tag bei ihr. So bald Hans gemeldet worden, ließ sie ihn hereinkommen, zog die Vorhänge ihres Bettes mit schneeweißen Armen zurück, hieß ihn willkommen, und sagte: sie wolle sein Glück machen, wenn er dessen würdig sei.

Er versicherte ganz ernsthaft, er sei dessen würdig. Lächelnd fuhr sie fort: »Es ist beschwerlich für eine Dame, so ganz allein in der Welt herum zu reisen. Sie glauben nicht, wie oft ich schon betrogen worden. Ich brauche einen ehrlichen Kassierer und im Nothfall auch einen guten, stillen Mann, der mir seinen Namen leiht. Unter gewissen Bedingungen könnte ich mich wohl entschließen, Ihnen meine Hand zu reichen. Ich würde Sie dann zum Professor der Physik machen, Sie würden an der Kasse stehen, die Billete einnehmen, den Ballon zeigen, das Geld verwahren, auf Reisen für das Vorspannen sorgen, und, an Orten, wo ich mich aufhalte, in meinem Vorzimmer sitzen, wenn ich Besuche empfange, welche Besuche übrigens Ihnen ganz gleichgiltig sein müßten. Sind Sie ein Philosoph und besitzen Sie die Gabe der Folgsamkeit, so biete ich

Ihnen dieſe Hand, die, wie Sie ſehen, gar nicht häßlich und überdies mit Gold gefüllt iſt.»

Hans fiel auf beide Knie und dankte Gott mit heißen Thränen für dieſes überſchwengliche Glück. Er geſtand zwar, daß er kein Philoſoph ſei, aber was die Folgſamkeit betreffe, da meinte er keck, es mit jedem Pudel aufnehmen zu können. Man reichte ihm lächelnd den ſchneeweißen Arm zum Kuß, er drückte mit ſeinen Lippen blaue Flecken darauf. Die Kammerjungfer wurde gerufen und ihr aufgetragen, gegenwärtigen jungen Mann anſtändig auszuſtaffiren, auch ſonſt mit Allem zu verſehen, was er bedürfen möchte. Er folgte der Zofe taumelnd vor Entzücken. Man ſchickte zu einem Schneider, der alle Gattungen von Männern machte, weil er fertige Kleider verkaufte, und in weniger als einer Viertelſtunde ſah ſich Hans in einen reſpektablen Profeſſor der Phyſik verwandelt. Das Kammermädchen warf doch faſt mitleidige Blicke auf den ſchönen Jüngling und raunte ihm in die Ohren: »haben Sie denn keinen Freund, mit dem Sie ſich zuvor berathen könnten?»

»Ja Proſt die Mahlzeit!» dachte Hans, »mein Vater hat mir geſchrieben, ich ſoll kein Eſel ſein, und dem Erſten Beſten mein Glück auf die Naſe binden. Da käme mir wieder ſo ein verdammter Student und fiſchte mir die Beute vor dem Maule weg. Nein, diesmal will ich ſo verſchwiegen ſein, als meine ſelige Großmutter im Grabe.»

Er hielt Wort. Auch ſeinem Vater meldete er keine Zeile von dem bevorſtehenden Glückswechſel; er wollte ihn

damit überraſchen, und in acht Tagen war die ſchöne Luftſchifferin eine Madame Paillecuir; denn den unſonoren Namen Strohleder überſetzte ſie in's Franzöſiſche, wodurch er nicht allein wohlklingend, ſondern auch geadelt wurde.

»Parbleu!« dachte Hans (denn nun fing er ſchon an franzöſiſch zu denken), »wie wird mein Vater jubeln, wenn er mich ſo plötzlich als Profeſſor der Phyſik und den Gemahl einer wunderſchönen Aeronautin erblickt! Kein Sterbenswörtchen hab' ich von der Phyſik verſtanden, und bin doch Profeſſor. Wird er nun noch ſagen — ich ſei ein Eſel?« — Der Gedanke, wie er über ſeinen Vater triumphiren wollte, war ihm ſo kitzelnd, daß er ſeiner Frau dringend anlag, ihre hundertundſiebente Luftfahrt in ſeiner Vaterſtadt zu halten. Sie bat ihn, ſich nur ſo lange zu gedulden, bis der junge Graf, der eben in ſie verliebt war, kein Geld mehr haben würde, und ſie eilte in der That, ihrem ſchönen Hans zu gefallen, dieſen Zeitpunkt zu beſchleunigen; ja, um ſeinen Triumph noch vollkommener zu machen, beglückte ſie ihn ſechs Wochen nach der Hochzeit mit einem muntern geſunden Knaben, den er mit Freudenthränen an ſein Herz drückte, obgleich er, wie gewöhnlich, nichts davon begriff.

Sobald Madame Paillecuir das Wochenbett verlaſſen hatte, wurde die gewünſchte Reiſe angetreten. Wie ganz anders erſchien Hans Strohleder vor den Thoren ſeiner Vaterſtadt, als da er ſie verließ! — Damals ein hungriger Schreiber zu Fuß, mit ſilbernen Schuhſchnallen und weni-

gen Groſchen; jetzt ein Profeſſor der Phyſik in einem eleganten Reiſewagen mit vier Pferden beſpannt, unter ſeinen Füßen eine mit Dukaten gefüllte Kaſſette, hinter ſeinem Rücken ein herrliches Schmuckkäſtlein, an ſeiner Seite eine holde, getreue Gattin, in ſeinem Arm ein ſchönes Knäblein — kurz, ein Mann, den ſchon mancher Lohnlackei Ew. Gnaden genannt hatte. Nein, diesmal hatte er Frau Fortuna doch wahrlich beim Schopf gefaßt.

Zwar wollte dann und wann ein dunkles Gefühl ihm verſtändigen, daß ihm dennoch, als einem wandernden Schreiber, gewiſſermaßen leichter zu Muthe geweſen, indem die Kaſſette ihn zwang, mit krummen Beinen zu ſitzen, das Schmuckkäſtlein ihm das Heiligenbein empfindlich drückte, die holde Gattin an ſeiner Seite brummte, das ſchöne Knäblein auf ſeinen Armen gewaltig ſchrie; aber die Vorſtellung des Glanzes, der nun bald ſeinen Landsleuten die Naſen und Mäuler aufſperren ſollte, erleichterte jede Beſchwerde, und laut lachend fuhr er zum Thore hinein.

Auch der alte Herr Strohleder lachte herzlich mit, als er vernahm, welch ein ſtattlicher Mann ſein ehrlicher Hans geworden. Er legte ſich auf Kundſchaft, und nachdem er herausgebracht, daß ſeine Frau Schwiegertochter ein entlaufenes Berliner Freudenmädchen ſei, wiederholte er ſeinen alten Spruch: mein Sohn, du biſt ein Eſel. Aber diesmal verſagte Hans ihm gänzlich den Glauben. »Ein Freudenmädchen? deſto beſſer! hätten Sie denn gewünſcht, daß ich ein Trauermädchen heirathen möchte?

Ja, herrlich und in Freuden geht es bei uns her. Warten Sie nur, bis die hundertundſiebente Luftfahrt vor ſich geht, dann ſollen Sie Wunderdinge erleben!»

Er hatte Recht. Kaum war ſie angekündigt, als neue Goldquellen in die Kaſſe ſtrömten. Hans, der im Glücke keinen Groll mehr kannte, überſchickte dem Herrn Krallfuß ein Freibillet, der es dankbar annahm und ſogleich um den halben Preis wieder verkaufte.

Der große Tag erſchien. Der Platz, von dem die Auffahrt vor ſich gehen ſollte, war mit vielen tauſend eleganten Zuſchauern angefüllt, unter welchen Hans, zu ſeinem großen Vergnügen, auch die Frau Gräfin X, die Frau Gräfin Y und den poetiſchen Hofrath erblickte. Der Ballon erhob ſich majeſtätiſch. Die Luftſchifferin begrüßte die Verſammlung mit vieler Grazie durch das Schwenken eines Fähnleins; ihr weißer Unterrock flatterte in den Lüften zu Jedermanns Wohlgefallen; und nach wenigen Minuten ſah man in ſchwindelnder Höhe nur noch einen ſchwarzen Punkt. Der Herr Profeſſor der Phyſik empfing indeſſen Geld und Glückwünſche. Das Geld behielt er, aber die Glückwünſche verwandelten ſich in Condolenzen, denn ſeine theuere Ehehälfte brach diesmal den Hals.

Jetzt zeigte ſich's, daß Frau Fortuna recht eigentlich in ihn vernarrt ſein mußte, denn es war ein ſchönes Sümmchen, welches die Schauluſt der ehrlichen Deutſchen ihm zugeworfen hatte. Er konnte ein Haus, einen Garten, eine zweite Frau und ſogar den Ruf eines braven, verſtändigen Mannes dafür kaufen. Das that er auch, und, da es

nicht gewöhnlich iſt, einem reichen Manne nachzurechnen, wie er zu ſeinem Gelde gelangte, ſo wurde Hans Strohleder hinfort zu den Honoratioren ſeiner Vaterſtadt gezählt, auch bis an ſeinen Tod Herr Profeſſor titulirt; denn er führte eine gute Tafel und ſein Keller barg guten Wein. An jedem Sonntage ſpeiſten ſeine Eltern bei ihm, und, wenn es da recht luſtig herging, ſo pflegte der alte Strohleder, mit dem Glaſe in der Hand, ſeiner Frau zuzuflüſtern: »Habe ich dir nicht geſagt, wir werden Freude an ihm erleben!«

## Amerikaniſche Anekdoten.

Unter dieſem Titel erſchien in franzöſiſcher Sprache eine Geſchichte der neuen Welt, die in der That manche intereſſante Anekdoten enthält. Ein paar davon mögen hier Platz finden.

Im Jahre 1651 ergriffen die Franzoſen Beſitz von den Inſeln von Grenada oder den ſogenannten Grenadillen, die jetzt den Engländern zugehören. Das Eigenthumsrecht glaubten ſie von den Eingebornen durch einige Beile und Meſſer und durch etwas Branntwein erkauft zu haben. Sehr bald nahmen ſie gegen dieſe unglücklichen Wilden (die Karaiben) den Herrſcherton an. Da die Unterdrückten durch offene Gewalt nicht Rache üben konnten, ſo nahmen ſie ihre Zuflucht zu Verſtellung und Hinterliſt, und meuchelmordeten alle Franzoſen, die ſie einzeln fanden. Nun

ſchickte man Truppen hin, um die entſtehende Kolonie zu beſchützen, und dieſe wußten kein leichteres Mittel dazu, als die Eingebornen gänzlich auszurotten. Es geſchah mit gräßlichem Erfolg. Ein elender Ueberreſt der Karaiben flüchtete auf einen ſteilen Felſen, wo er umzingelt wurde. Als die Wilden keine Rettung ſahen, wollten ſie lieber in den Abgrund ſpringen, als den Franzoſen in die Hände fallen. So ſtürzte einer nach dem andern ſich hinab, und die zuſchauenden Franzoſen nannten jenen Felſen ſcherzend le mont des sauteurs, ein Name, den er beibehalten hat. Der franzöſiſche Verfaſſer macht bei dieſer Gelegenheit eine Bemerkung über ſeine Landsleute, die der deutſche Ueberſetzer ihm jetzt nicht nachſchreiben dürfte, denn man muß den Deutſchen zum Ruhme nachſagen, daß ſie mit beſonderem Eifer über die Ehre ihrer Nachbarn wachen.

Die Karaiben wurden bald gerächt, und zwar durch einen franzöſiſchen Gouverneur der Kolonie, einen habgierigen, hochfahrenden Mann, der die Koloniſten ſehr grauſam behandelte. Ein großer Theil derſelben flüchtete nach Martinique. Die übrigen ſchafften ſich endlich ſelbſt Recht. Sie verhafteten den Tirannen und verdammten ihn zum Tode. Bei dieſem Blutgericht befand ſich nur ein einziger, Namens Archangeli, der zu ſchreiben verſtand. Eine Hauptperſon war ein Grobſchmidt, Labrie, der ſeinen Namen nicht ſchreiben konnte und ſtatt deſſen ein Hufeiſen unter die Akten ſetzte, um welches dann Archangeli, als Sekretär, die Worte ſchrieb: „Dies iſt das Zeichen des Herrn

von Labrie, Bericht erſtattenden Rathes.“ (Conseiller rapporteur.)

Indeſſen mochte dieſer ehrwürdige Richterſtuhl doch wohl fürchten, daß man weder ſeinen Spruch, noch ſeine Verfahrungsart in Frankreich genehmigen würde, denn Richter und Zeugen nahmen bald darauf die Flucht und verſchwanden von der Inſel. Neuengland war lange Zeit der Schauplatz theologiſcher Streitigkeiten über die Prädeſtination, die Gnade und mehr dergleichen Albernheiten. Dazu geſellten ſich, wie gewöhnlich, Heuchelei und eine vorgeſpiegelte Sittenſtrenge. Ein hübſches Mädchen, Polly Baker, wurde einſt zum fünften Male vor Gericht gefordert wegen eines fünften Kindes der Liebe, dem ſie das Daſein gegeben. Ehe ihr Verdammungsurtheil geſprochen wurde, bat ſie um Erlaubniß zu reden. Sie wurde ihr zugeſtanden und Polly hub an: »Ich bin arm und nicht im Stande, einen Advokaten zu belohnen. Zweimal hab' ich ſchon die Geldbuße erlegt, und zweimal bin ich ſchmerzhaft gezüchtigt worden, weil ich nicht zahlen konnte. Das Geſetz beſtimmt es ſo, ich weiß es, aber dies Geſetz iſt hart in Rückſicht meiner. Den Fehler ausgenommen, um deſſen willen ich hier ſtehe, hab' ich ſtets untadelhaft gelebt. Fünf Kinder verdanken mir ihr Daſein. Meine Milch und die Arbeit meiner Hände haben ſie ernährt. Ich bilde ſie für das Vaterland und für die Tugend, ſie werden beide ſie lieben gleich ihrer Mutter. Ich habe keinen Gatten verführt. Die Natur, die mich mit Fruchtbarkeit, Fleiß und Genügſamkeit begabte, hatte mich zu einer guten,

Digitized by Google

rechtlichen Ehefrau bestimmt. Hier unter ihnen, meine Herren, sitzt der Mann als mein Richter, der durch den Schwur mich zu ehelichen, mir meine Unschuld raubte — und mich straft man? mich beschimpft man? — Ich bin schwach gewesen, ich habe den Trieben der Natur gehorcht, doch war ich nie eine Verworfene, die sich Jedem Preis gab. Hab' ich die Vorschriften der Religion verletzt, so ist es an ihr, mich zu strafen. Hab' ich die Hölle verdient, warum will man Gott vorgreifen? — aber ich glaube nicht, daß Gott, der meine Kinder so gesund an Leib und Seele schuf, diejenige verdammen wird, die, mit Gefahr ihres eigenen Lebens, fünf guten Menschen das Leben gab. An ihn appellire ich von Ihrem Spruche. Sie sollten ein Geschlecht, das Sie verführen, nicht verdammen, sondern beklagen."

Die Richter stutzten, und derjenige unter ihnen, der Polly's Unschuld auf seinem Gewissen hatte, erhob sich plötzlich und reichte ihr die Hand, sie vom Richterstuhle zum Altare führend.

Eine Heldin anderer Art war ein Mädchen Namens Bard, aus Burgund gebürtig, die, durch den Verlust eines Prozesses in Armuth gerathen, Mannskleider anzog und eine Zeitlang in Paris einen Grafen bediente. Zufällig befand sie sich zu Rochefort, als eben der Weltumsegler Bougainville sich einschiffte. Sie bot einem seiner Reisegefährten, Commerson, ihre Dienste an, wagte sich kühn mit auf das Meer, folgte ihrem Herrn unermüdet auf seinen botanischen Exkursionen, es mochte unter einer

brennenden Sonne oder auf den Eisgefilden der magellanischen Meerenge sein, erwarb sich Kenntnisse, trug den Mundvorrath, die Waffen, das Gepäck, ohne jemals zu murren, und wurde endlich in Otaheyte von den Insulanern für ein Mädchen erkannt. (Wie und bei welcher Gelegenheit? ist nicht angeführt, und nur gesagt, daß gerade die Vorsichtsmaßregeln, die sie anwendete, um ihr Geschlecht zu verbergen, sie verrathen hätten.) Nach der Abfahrt von Otaheyte entdeckte sie sich Bougainville, der sie als brav und sittsam rühmt. Sie war das erste Weib, welches die Reise um die Welt gemacht hat. Das zweite unternahm diese Reise aus edleren Bewegungsgründen: die Gattin des unglücklichen la Peyrouse schiffte sich ein, um den verlornen Gatten zu suchen und vielleicht zu retten. Leider vergebens!

## Stradella und Thomas Britton.

In einer englischen Geschichte der Musik von John Hawkins steht folgende Erzählung:

In der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts lebte der berühmte venetianische Sänger und Komponist Stradella, der lange Zeit ganz Venedig entzückte. In den angesehendsten Häusern dieser Stadt war sein Besuch willkommen, und wer Musik lernen wollte, buhlte um das Glück, von ihm Unterricht zu empfangen. Auch eine junge Dame aus einer alten römischen Familie, Namens Hor-

Digitized by Google

tenſia, zählte er unter ſeine Schülerinnen. Sie hatte damals einen kleinen Liebeshandel mit einem venetianiſchen Nobile. Stradella verliebte ſich auch in ſie, und es wurde ihm nicht ſchwer, ſeinen ſteifen Nebenbuhler auszuſtechen. Er entführte ſie und ging mit ihr nach Rom, wo ſie für Eheleute galten. Der Venetianer wüthete und nahm ſogleich, nach löblicher italieniſcher Gewohnheit, ein paar Banditen in Sold, die den Flüchtlingen nachſpüren mußten, ſie auch wirklich entdeckten.

Aber zu Stradella's Glück kamen die Meuchelmörder nach Rom gerade an einem Abend, wo er in der Kirche St. Johannes vom Lateran ein Oratorium ſang. Sie traten in die Kirche, um ihn zu beobachten, damit er ihnen, beim Ausgang aus derſelben, nicht entwiſchen möchte. Doch kaum hatten ſie Stradella's ſchmelzende Stimme gehört, als ſie, bezaubert und gerührt, ihren Mordanſchlag vergaßen und nun ſelbſt auf ſeine Rettung dachten.

Sie erwarteten ihn an der Kirchthüre. Er kam mit Hortenſien am Arme. Sie näherten ſich beſcheiden und höflich, dankten ihm für das Vergnügen, welches er ihnen gemacht, geſtanden, daß er ſeiner Stimme das Leben verdanke, und riethen ihm, Rom ſogleich zu verlaſſen, damit ſie dem, der ſie abgeſandt, vorſpiegeln könnten, daß ſie um einen Tag zu ſpät nach Rom gekommen wären. (Vermuthlich ſind nur italieniſche Banditen einer ſolchen Rührung durch Muſik fähig, deutſche hätten zugeſtoßen.)

Stradella befolgte ihren Rath und begab ſich mit Hortenſien nach Turin. Der venetianiſche Nobile gab ſeine

Rache nicht auf. Er überredete nun auch Hortensiens Vater, daß dieser Schimpf nur im Blute abgewaschen werden könne. Der Alte meinte in der That, daß seiner Tochter verzeihen eine größere Schande sei, als wenn er selbst mit zwei Banditen ihr nachsetzte. Er ließ sich Empfehlungsschreiben an den französischen Gesandten, damals der Marquis von Villars, geben und reiste nach Savoyen.

Indessen hatte die Herzogin Regentin von Savoyen die beiden Liebenden in Schutz genommen, und Hortensien, um sie der Rache des verschmähten Liebhabers zu entziehen, in ein Kloster gebracht, den Stradella aber zu ihrem ersten Musikus ernannt und ihm eine Wohnung in ihrem Palaste gegeben. Diese Maßregeln schienen hinreichend für Beider Sicherheit, auch verflossen einige Monate ganz ruhig. Stradella glaubte, er habe nichts mehr zu befürchten. Aber eines Abends, als er auf den Wällen der Stadt spaziren ging, wurde er plötzlich von drei Meuchelmördern überfallen, empfing einen Dolchstich in die Brust und blieb für todt auf dem Platze. Die Thäter flohen zu dem französischen Gesandten, der die Gefälligkeit hatte, sie eine Zeit lang zu verbergen und dann entwischen zu lassen.

Stradella's Wunde war nicht tödtlich. Er wurde geheilt. Der Venetianer knirschte, als er erfuhr, daß seine Rache zum zweiten Male vereitelt worden. Statt abzulassen, wurde er nur noch erbitterter, beschloß jedoch, vor der Hand den verhaßten Nebenbuhler blos beobachten zu lassen, um seinen Rachedurst desto sicherer zu kühlen. So verstrich ein Jahr. Die Herzogin vermählte die beiden Liebenden förm-

lich und ſie wähnten ſich am ſichern Ziele. Auch wären ſie vermuthlich in Turin unangetaſtet geblieben. Aber ſie waren zu ſicher. Hortenſien wandelte die Luſt an, Genua zu ſehen. Sie reiſten dahin und am Morgen nach ihrer Ankunft wurden ſie beide ermordet in ihrem Bette gefunden.

Dieſe Geſchichte konnte ſich nur in Italien zutragen; eine andere, die Hawkins erzählt, nur in England. Thomas Britton, der zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts lebte, war ſeines Gewerbes ein ehrlicher Kohlenhändler, und verband damit eine wahre Leidenſchaft für Muſik und — Chemie. Er bewohnte ein kleines, dunkles Haus, welches zuvor ein Pferdeſtall geweſen war. Hier verſammelte er an jedem Abend eine Menge von Künſtlern und Muſikliebhabern vom erſten Range; ein Platz in ſeinem langen niedrigen Kohlenmagazine war ſein Konzertſaal, doch immer angefüllt mit vornehmen Leuten, die ſowohl durch ihre Liebhaberei, als durch das Seltene des Schauſpiels hingelockt wurden.

Bei ihm fand man auch eine Sammlung der koſtbarſten und ſeltenſten Schriften über die Muſik. Der Geſchmack an ſolchen alten Büchern war damals allgemein. Viele der vornehmſten Herren der Inſel, die Grafen Oxford, Pembroke u. ſ. w., ſammelten alte Bücher und Handſchriften. Am Sonnabend Vormittag, wo das Parlament nicht zuſammen kam, liefen die Lords von einem Buchhändler zum andern; gegen Mittag kamen ſie bei dem Buchhändler Chriſtoph Bateman in der Paternoſterſtraße zuſammen,

um einander ihre Entdeckungen mitzutheilen. Da fand sich denn auch Thomas Britton regelmäßig ein, in einem groben blauen Mantel mit einem Kohlensack auf der Schulter, aber gewöhnlich hatte er die kostbarsten Schriften den Lords weggefischt. Zu Mittag gingen alle zusammen nach einer Taverne, wo die Herren des Oberhauses mit ihrem guten Freunde, dem Kohlenhändler, sehr vergnügt speisten.

Der arme Thomas Britton nahm ein trauriges Ende. Er hatte einen Nachbar, Namens Robe, auch ein Mitglied seiner Konzerte, der, um sich einen Spas mit ihm zu machen, einen Londoner Schmidt, Samuel Honeymann, zu ihm führte. Dieser Schmidt war ein Bauchredner, wovon Britton nichts wußte. Plötzlich ließ eine Stimme sich vernehmen: »Thomas Britton! in einer Stunde mußt du sterben, wenn du nicht sogleich auf deine Knie fällst und ein Vaterunser betest.«

Der heftig erschrockene Kohlenhändler that sogleich wie ihm befohlen war, aber die Folgen des Schreckens brachten ihn wenige Tage nachher ins Grab. Sein Freund, der geschickte Maler Wootaston, hat ihn gemalt in seinem groben, blauen Mantel mit dem Kohlensacke auf der Schulter, und dem Maßstock in der Hand. Dieses Gemälde wird im brittischen Museum aufbewahrt, und so hat Hawkins, vor seiner Biographie, den Sonderling in Kupfer stechen lassen.

# Die Gebrüder Bernoulli.

Nicht in unſern Tagen allein zanken ſich berühmte Schriftſteller, und nicht allein die Dichter ſind es, die durch Neid und Rechthaberei auf einen Kampfplatz gelockt werden, wo wenig Ehre und viel Spott zu erwerben iſt; ſchon vor hundert Jahren gaben zwei große Mathematiker und Brüder ſogar ein ſolches Skandal. Ich entlehne dieſen Artikel aus Boſſut's Geſchichte der Mathematik, die ſchwerlich irgend ein Leſer der Grille kennen und noch weniger leſen wird.

Schon lange hatten die Gebrüder Bernoulli in ihrer Wiſſenſchaft rühmlich, aber auch neidiſch gewetteifert, als einer derſelben, Namens Johann, allen damals lebenden Geometern ein wichtiges Problem aufzurathen gab. In jener Zeit war es Mode, daß die Gelehrten unter einander ſich auf dieſe Weiſe in Athem ſetzten, und ſolche Arbeiten brachten mehr Nutzen als das Recenſiren in unſern Literatur-Zeitungen. Der berühmte Leibnitz, der auch damals lebte, löſte das Problem gleich am erſten Tage, an dem er es empfing. Er meldete es dem Johann Bernoulli, und Beide kamen überein, die Auflöſung geheim zu halten, und den übrigen Geometern ein ganzes Jahr Zeit zu laſſen, um ihre Kräfte auch daran zu verſuchen. Noch war das Jahr nicht verfloſſen, als drei andere Auflöſungen erſchienen, von Newton, dem Marquis de l'Hopital und Jakob Bernoulli. Die von Newton (an dem Göthe in unſern Tagen gern zum Ritter geworden wäre), erſchien ano-

nym, allein Johann Bernoulli errieth den Verfaſſer und ſagte: Ex ungue leonem.

Die Nebenbuhlerſchaft des Ruhms, welche ſeit langer Zeit die Gebrüder Bernoulli entzweite, brach bei dieſer Gelegenheit heftig aus. Anfangs war ſie durch die Gewohnheit, ſich wenigſtens bisweilen zu ſehen, gemäßigt worden; als aber Jakob 1695 Profeſſor der Mathematik zu Gröningen wurde, hoben ſie allen Umgang miteinander auf, ſprachen blos in Journalen mit einander und auch dann nur, um durch die ſchwerſten Probleme, die ſie einander vorlegten, ſich zu ſchikaniren. Johann Bernoulli war der angreifende Theil, aber es konnte auch nicht geläugnet werden, daß ſein Bruder in ſeinen Antworten etwas Uebermuth zeigte, denn er war Johann's Lehrer geweſen. Um ſich für deſſen ewige Neckereien recht glänzend zu rächen, fügte er jetzt der Auflöſung des erwähnten Problems ein anderes, noch weit ſchwereres, bei, und ſchloß ſeine Aufforderung mit den Worten: »Eine Perſon, für die ich mich verbürge, macht ſich anheiſchig, meinem Bruder außer den verdienten Lobſprüchen, noch fünfzig Gulden auszuzahlen, wenn er in drei Monaten das Problem löſt.

Sobald Johann die verſchiedenen Auflöſungen ſeines eignen Problems erhielt, ermangelte er nicht, ſeine Meinung darüber zu verlautbaren. Er rühmte Leibnitz, den Marquis de l'Hopital und Newton; er geſtand auch, daß ſein Bruder es gelöſt, aber eine viel zu lange Zeit darauf verwandt habe. Was nun die neue Ausforderung betraf,

ſo erklärte er, daß er ſogleich an's Werk gegangen, und, ſtatt dreier Monate, nicht mehr als drei Minuten dazu gebraucht habe. Er forderte daher die fünfzig Gulden, die er den Armen geben wollte, weil ſie ihm gar zu leicht zu verdienen geworden. Aber er hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht, und ſich ſelbſt vielen Kummer bereitet, denn ſein Bruder bewies ihm ſpöttiſch, daß ſeine Auflöſung mangelhaft ſei.

Johann erkannte das nun ſelbſt, und meinte, er habe ſich ein wenig übereilt, ſtimmte aber deshalb ſeinen Ton nicht herunter, machte eine neue Auflöſung bekannt und forderte ſpöttiſch die fünfzig Gulden. Jakob antwortete ganz lakoniſch: »Ich erſuche meinen Bruder, ſeine Berechnung noch einmal aufmerkſam durchzugehen, und uns dann zu ſagen, ob Alles ſo iſt, wie es ſein ſollte. Ich erkläre ihm übrigens, daß, wenn ich meine eigene Auflöſung bekannt gemacht habe, der Vorwand der Uebereilung ferner nicht Statt finden wird.«

Johann, der noch immer weit entfernt war, die Grundfehler ſeiner Methode zu ahnen, erwiederte trotzig, er habe nicht nöthig, ſeine zweite Auflöſung noch einmal durchzugehen, denn ſie ſei gut, und er könne ſeine Zeit beſſer anwenden.

»Ei, warum denn nicht?« antwortete Jakob ſpöttiſch, »du haſt ja nur drei Minuten gebraucht, um das ganze Geheimniß zu ergründen, alſo wird es dich ja noch weniger Zeit koſten, deine Arbeit noch einmal durchzuſehen. Und

wären es auch sechs Minuten, das wird die Zahl deiner neuen Entdeckungen doch nicht vermindern."

Johann wurde wüthend, als er diese Antwort las und ergoß sich in grobe Schmähungen ohne allen Witz. Die Journale waren so gefällig sie drucken zu lassen (eine Gefälligkeit, die sie auch heutzutage sehr gern üben.) „Laßt uns sie vergessen," sagt Bossut, „zu Gunsten des Genies." (Ein tröstliches Wort für alle Genies, die sich dann und wann vergessen haben und bei ihren Zeitgenossen ein eisernes Gedächtniß finden.)

Es gab nun kein anderes Mittel mehr den Streit zu schlichten, als von beiden Seiten die gebrauchten Methoden bekannt zu machen, und sie dem Urtheil der geschicktesten Geometer von Europa zu unterwerfen. Johann forderte Leibnitz zum Schiedsrichter. Er hatte ihm seine Auflösung zugesandt, und Leibnitz, der sie wahrscheinlich nur flüchtig untersuchte, hatte sie gebilligt. Jakob willigte darein, Leibnitz für seinen Richter zu erkennen, aber er forderte auch Newton, den Marquis de l'Hopital und alle die berühmten Geometer seiner Zeit dazu auf, nur müsse man ihm Freiheit lassen zu sprechen und die Wahrheit in ihr ganzes Licht zu stellen.

In dieser Lage blieben die Sachen zwei Jahre lang. Im Jahre 1700 ließ Jakob zu Basel ein Sendschreiben an seinen Bruder drucken, in dem er, zwar mit großer Mäßigung, doch in einem Tone der Superiorität, ihn aufforderte, seine Methode bekannt zu machen. Zugleich gab er selbst die Formeln des Problems.

Digitized by Google

Nun begriff Johann, daß er in den Resultaten von seinem Bruder abweiche; da er aber die Grundsätze der wahren Auflösung nicht darin entdeckte, und noch immer von der Richtigkeit seiner Methode überzeugt war, so entwickelte er sie in einem Memoire, welches er versiegelt der Akademie der Wissenschaften in Paris zusandte, bedingend, daß es nicht eher geöffnet werde, als nachdem Jakob seine Analyse bekannt gemacht. Das that nun Jakob, im Mai 1701. Sie wurde als ein Wunder von Erfindungskraft und Scharfsinn betrachtet. Der Marquis de l'Hopital schrieb an Leibnitz, daß er sie mit großer Begierde gelesen und sehr richtig befunden habe; ein Urtheil, welches Leibnitz dem Johann Bernoulli mittheilte, so sehr er auch sonst für ihn eingenommen war.

Man erwartete nunmehr mit Recht, daß, nach so vielem Aufsehen, Johann seines Bruders Auflösung entweder bekämpfen oder deren Richtigkeit öffentlich eingestehen würde; aber es geschah keines von beiden; er beobachtete fünf Jahre lang ein tiefes Schweigen und ließ seine zuvor so sehr gepriesene Methode in der Akademie gleichsam begraben liegen, bis Jakob im Jahre 1705 starb, worauf sie gleich im nächsten Jahre gedruckt erschien, vermuthlich weil er nun seines Bruders Kritik nicht mehr zu fürchten hatte, und hoffte, es werde sonst Niemand so tief in die Sache eingehen. Ganz hat er sich in dieser Hoffnung nicht getäuscht, denn Fontanelle, in seiner Lobrede auf Jakob Bernoulli und Fouchi, dreiundvierzig Jahre später in seiner Lobrede auf Johann Bernoulli, sprachen von den

Methoden beider Brüder, als ob sie gleich richtig und allgemein wären. Aber — trotz aller Künste, die Johann anwandte, um seine Methode geltend zu machen — wurde von den besten Geometern doch seinem Bruder die Palme des Sieges zuerkannt. Mehr als dreizehn Jahre nach Jakob's Tode gestand endlich Johann selbst, er habe gefehlt, und auch dieses späte Bekenntniß würde ihm Ehre gebracht haben, wenn er nur nicht zugleich eine neue Auflösung bekannt gemacht hätte, die im Grunde ganz die seines Bruders, nur in einer andern Form war, welche die Rechnung sehr abkürzte, und wenn er nicht dabei, mit einer Art von Affektation, einige unbedeutende Ueberflüssigkeiten in der seines Bruders gerügt hätte.

So weit Bossut. Es ist allerdings betrübt, wenn man sehen muß, wie zwei große Gelehrte, zwei leibliche Brüder, weniger aus Eifer für die Wahrheit als aus Rechthaberei und Erbitterung einander Jahre lang bekämpfen, und nicht den Sieg der Wahrheit über Irrthum, sondern den Sieg der Leidenschaften über die Vernunft dem Publikum darstellen; aber die Resultate waren am Ende doch ergiebig für die Wissenschaft, die durch sie bereichert wurde. Hundert Jahre nachher beseufzen wir den Bruderzwist und freuen uns des Gelehrtenzwistes. Denn diese Gelehrten begnügten sich nicht, einander beständig mit empörender Unart zuzurufen: Du hast Unrecht! sondern ein Jeder suchte es besser zu machen als der Andere, und dadurch gewann die Wissenschaft. Aber — lieber Gott! — was wird

man nach hundert Jahren von den elenden Federkämpfen ſagen, in welchen die heutigen ſchönen Geiſter ihre kleinen Leidenſchaften zur Schau tragen? was wird man von einem Merkel ſagen, der immer tadelt und nie beſſer macht? oder auch nur beſſer zu machen verſucht? —

Fürwahr, ich fühle mich gedrungen, um wenigſtens, ſo viel an mir liegt, das Urtheil der Enkel über mich zu mildern, den Weg der Väter einzuſchlagen, und den Herrn Doktor Merkel gleichfalls einzuladen, mit mir gemeinſchaftlich irgend ein moraliſches Problem aufzulöſen. Wie wäre es, wenn wir beide einen Roman, etwa über die unſeligen Folgen des Egoismus, oder der Eitelkeit, ſchrieben? Oder wenn wir beide ein Stück aus der Geſchichte bearbeiteten? ſo würde das Publikum am Ende vielleicht doch einen guten Roman oder eine gute Geſchichte mehr beſitzen. Wohlan, Herr Doktor, ich fordere Sie dazu auf, und wenn Sie mich beſiegen, ſo verſpreche ich Ihnen, wie Jakob Bernoulli, nicht nur die verdienten Lobeserhebungen, ſondern auch noch fünfzig Gulden obendrein. Genehmigen Sie dieſen Vorſchlag, ſo belieben Sie nur durch Ihre Zeitung den Gegenſtand bekannt zu machen, den Sie bearbeiten wollen (denn auch den Vortheil der Wahl überlaſſe ich Ihnen), und beſtimmen Sie ſelbſt die Friſt, in der Sie damit hervortreten wollen, nur nicht drei Minuten, wie der eitle Johann Bernoulli. Entſcheidet das Publikum für Sie, ſo werden Sie nicht allein das Vergnügen haben, mich wirklich gedemüthigt zu ſehen,

ſondern auch das größere, endlich einmal von ſich ſagen zu hören: »Er tadelt nicht blos, er macht auch beſſer.«

## Vorwürfe, der franzöſiſchen Literatur von einem alten franzöſiſchen Edelmanne gemacht.

Die Verwandtſchaft der Materien weiſt dieſem Aufſatze den nächſten Platz neben dem vorigen an. Es ſind nun vier und dreißig Jahre, als er im Journal für Damen erſchien, und — ſeltſam! — er paßt ſo ganz auf unſere heutige deutſche Literatur, als ob er geſtern für ſie geſchrieben wäre. Der Briefſteller hebt an:

Mein ganzes Leben lang habe ich Grillen und Launen gehabt, und noch jetzt entſage ich beiden nicht. Lange wohnte ich in Paris, jenem geräuſchvollen Aufenthalt, der ſo ſehr dazu geeignet iſt, Grillen und Launen zu erwecken und zu nähren. Ueber die Menſchen fluchend erwachte ich des Morgens, und ſie beklagend entſchlummerte ich am Abend. Selbſt meine Träume waren nicht friedlich. Ich murrte im Schlaf, und dieſe ewige Gährung ſtörte meine Ruhe. — Das beſtimmte mich endlich, mein Vaterland gegen die Schweiz zu vertauſchen, die Schweiz, wo Freimüthigkeit herrſcht, wo der Muth die Freiheit ſchützt und die Freiheit wiederum der Schutzengel aller Tugenden iſt. Hier hoffte ich ungeſtraft ſo viel Gutes thun zu können, als mir beliebte, und auch nebenher auf die ganze übrige Welt nach Belieben zu fluchen; denn man flucht in der Schweiz mit-

unter ganz artig, und das war vielleicht mit eine Urſache meiner Vorliebe.

Jetzt bewohne ich hier eine Hütte ohne allen Prunk, aber bequem, und habe mit meinen lieben Landsleuten nichts mehr zu ſchaffen, nur daß ich ihre Bücher noch immer leſe und über die meiſten derſelben toll werden möchte! Anfangs wollte ich nur die alten guten Schriftſteller leſen, Labruyere, der den Menſchen ſo viel Böſes nachgeſagt, Montaigne, der ſie gemalt, Pascal, der ſie verleumdet hat; aber die Gewohnheit, den Fortſchritten des Geiſtes meiner Nation zu folgen, und der noch immer ſich regende Wunſch für ihre Ehre, führten mich doch wieder zu der verdammten Literatur zurück, die ich in ſehr üblem Zuſtande hinterlaſſen und in noch üblerem wiederfand. Ich konnte wüthend werden, wenn ich im Lauf eines Jahres kaum ein gutes Werk auf einer Flut von armſeligen Broſchüren ſchwimmen ſah, hingegen in einem halben Jahre ein paar hundert Flugblätter zählen mußte, die in der edlen Impertinenz mit einander wetteiferten.

Ich weiß, daß zu allen Zeiten der Hoch- und Uebermuth (die dummſte unter den Leidenſchaften) im Namen der Ehre ſein erbärmliches Weſen getrieben hat; ich weiß, daß kriegführende Mächte nicht ſo erbittert gegen einander ſind, als eitle Schriftſteller.

Im vorigen Jahrhundert gab es auch fünf oder ſechs Pedanten, die ſich mit einander balgten und durch Moliere gezüchtigt wurden. Ich weiß auch, daß die edle Zunft der Recenſenten jederzeit parteiiſch geweſen, und daß ſie

Digitized by Google

ſich nicht begnügt, in dem Werke eines von ihr gehaßten Schriftſtellers blos das wirklich Tadelnswerthe aufzuſuchen, ſondern es lieber durch ein paar hochtönende Redensarten geradezu vernichtet. So ſchrieb einſt Scaliger gegen Cardanus. Wenn der letztere ſagte: ein Papagei ſei doch ein ſchöner Vogel, ſo behauptete Scaliger, ein Papagei ſei ein Ungeheuer.

Was mußte nicht Racine von der Wuth der Ariſtarchen erdulden! — In der Vorrede zu ſeinem Brittanicus erzählt er ſelbſt: »Ich habe dieſes Trauerſpiel mit großem Fleiß bearbeitet, aber es ſcheint, je mehr ich mich beſtrebt habe, es gut zu machen, je mehr ſuchen gewiſſe Leute es zu verſchreien. Es gibt keine Kabale, die ſie nicht angeſtiftet, keine Art von Kritik, mit der ſie mich nicht begeifert hätten; Einige haben ſogar den Weg des Nero gegen mich eingeſchlagen.«

An einem andern Orte ſagt er: »Alle dieſe Kritiken rühren von vier oder fünf unglücklichen, kleinen Schriftſtellern her, denen es nie gelingen wollte, durch ihre eigenen werthen Perſonen Aufmerkſamkeit beim Publikum zu erwecken. Da lauern ſie denn immer auf irgend ein Werk, das Beifall erhält, um ſogleich darüber herzufallen; nicht aus Eiferſucht (denn was könnte ſie berechtigen, eiferſüchtig zu ſein?), ſondern in der Hoffnung, daß man ſich die Mühe geben wird, ihnen zu antworten, und ſie dadurch aus der Dunkelheit hervorgehen werden, in welcher ſie, durch ihre eigenen Werke, ihr ganzes Leben lang zu ſchmachten beſtimmt waren.«

Was versuchte nicht der kleine Haß des kleinen Scuderi gegen den großen Corneille? — ein Insekt im Ohr eines Löwen. — Selbst Fenelon, dieser sanfte, erhabene Weise, dessen Tugend man hätte respektiren sollen wie sein Genie, blieb nicht unangetastet, nicht unbeschimpft, und irgend ein Flugblättler schrieb von ihm: „Fenelon ist ein armseliger Theolog, der mehr die profanen Skribenten als die Kirchenväter studirt hat; er ist versteckt und geschmeidig, ein Schmeichler und Heuchler, wie es je einen gab, und der, selbst durch ein Weib verführt, nur darauf sinnt, überall Verführung zu verbreiten."

Ich würde nicht fertig werden, wenn ich alle die Beispiele citiren wollte, wo jene zügellosen Menschen sich an den guten Ruf eines Schriftstellers klammerten, wie eine Fledermaus an das Gesims einer Marmorsäule, oder darüber hin krochen, wie eine Schnecke, die ihren ekelhaften Schleim auf einer reifen Frucht zurückläßt. Aber mir scheint, diese Pest habe nie so arg gewüthet als jetzt. Welch' ein Vergessen alles Wohlstandes! welch' eine verächtliche Animosität! welch' ein Strom von Schimpfwörtern, die man nicht lesen kann, ohne gegen die Elenden empört zu werden, die, um die Eitelkeit des Schriftstellers zu kitzeln, die Würde des Menschen mit Füßen treten. Eure Schriftsteller hassen sich wie Weiber und schimpfen sich wie Mönche. Die Alten hatten wohl Recht, ihre Pallas bewaffnet abzubilden. Diese Göttin, die über das Reich der Wissenschaften herrscht, muß dasselbe in einen kriegerischen Tummelplatz der wildesten Leidenschaften verwan-

delt ſehen, die nicht blos die Schriften eines Mannes, ſondern auch ihn ſelbſt, ſeinen Ruf, ſeine Ehre zerreißen, und jeden Tag verloren zu haben glauben, an dem es ihnen nicht gelun gen, einen ehrlichen Namen an den Pranger ihrer Flugblätter zu heften. — — (O du! deſſen Namen ich nicht zu nennen brauche, weil Jedermann ihn erräth, tritt her und ſpiegle dich!)

## Die ſieben Weiſen Griechenlands.

Es iſt merkwürdig, daß gerade diejenigen Männer, die wir als die Weiſeſten verehren: die ſieben Weiſen Griechenlands, keine Bücher geſchrieben haben. Sie verdanken ihren Ruhm blos einzelnen Sprüchen, die ſie zum Theil vielleicht nicht einmal ſagten, und die auch nicht immer ſo vortrefflich ſind, daß ſie heutzutage den Namen eines Mannes verewigen würden.

Zum Beiſpiel: Thales ſoll geſagt haben: »Jüngling! bedenke, ob es nicht zu früh iſt zu heirathen? Greis! bedenke, ob es nicht zu ſpät iſt?" — Sehr gut, aber wer hat dergleichen nicht auch einmal in ſeinem Leben geſagt, ohne deshalb Anſpruch auf den Titel eines Weiſen zu machen? — Ein anderer Spruch von ihm iſt um nichts beſſer: »Der Weiſe iſt immer reich genug, aber der Reiche iſt nicht immer weiſe genug."

Solon antwortete, als man ihn fragte: welcher Fürſt der beſte ſei? »Derjenige, der ſich ſelbſt zu beherrſchen

weiß; denn es iſt eben ſo ſchwer, ein Volk zu beſſern, deſſen Fürſt nichts taugt, als den Schatten eines Stabes gerade zu machen, wenn der Stab ſelbſt krumm iſt.»

Nun, dieſe Sentenz würde heutzutage auch ſehr kühl aufgenommen werden, zumal da Selbſtbeherrſchung ſo ziemlich das letzte iſt, woran die meiſten unſerer Fürſten denken.

Solon hat auch geſagt: »Anerkannte Rechtſchaffenheit iſt der ſicherſte aller Eidſchwüre.» Beſſer gefällt mir folgender Spruch: »Macht keinen König, wenn ihr nicht gelernt habt, Einen zu machen.» Es iſt eine treffliche Warnung, nur Schade, daß der Unterricht im Königmachen ſehr koſtbar iſt wegen der theuren Experimente.

Chilon, der dritte Weiſe Griechenlands und Freund Aeſops, war ein Spartaner. Er ſoll die Ephoren eingeführt haben und ſelbſt einer geweſen ſein. Sterbend bekannte er, daß er in ſeiner Amtsverwaltung nur Einmal gefehlt, als er nämlich einem Verbrecher, ſeinem beſten Freunde, das Leben rettete. Er war kalt und wortkarg, auch in ſeinen Sentenzen: »Hüte dich vor dir ſelbſt.» — »Verlange nicht das Unmögliche, und betrachte alles Ungerechte als unmöglich.» — Was iſt am ſchwerſten? fragte man ihn einſt. Er antwortete: »Ein Geheimniß bewahren, ſeine Zeit gut anwenden und Beleidigungen ertragen.»

Die Beobachtung des folgenden Spruches, die leider nicht üblich iſt, würde die Welt ſehr glücklich machen: »Sei Herr in deinem Hauſe, oder in deinem Reiche, ſtrebe aber nicht darnach, es bei Andern zu ſein.»

Digitized by Google

Pittacus von Mitylene, der vierte Weiſe, ſprach folgende Warnung aus: »Wenn deine Freunde hadern, miſche dich nicht darein, denn du verdirbſt es dann gewiß mit Einem, vielleicht mit Beiden.« Das mag ſehr wahr ſein, aber der Grundſatz iſt ſehr egoiſtiſch, denn ein Freund, der, aus Furcht ſich ſelbſt zu ſchaden, ſeinen Freunden zu dienen unterläßt, und immer zuvor berechnet, was er dabei gewinnen oder verlieren kann, der weiß nicht, was wahre Freundſchaft iſt.

Bias, der fünfte Weiſe, war Fürſt und Feldherr einer kleinen Stadt, die er, als ſie vom Cyrus erobert und geplündert wurde, faſt nackend verließ, ſprechend: »Ich trage Alles bei mir.« Er meinte nämlich ſeine Weisheit, und bewies zugleich dadurch, daß er auch ſeine Eitelkeit bei ſich trug. Sein Tod iſt merkwürdiger als ſein Leben. Er wurde gebeten, als er ſchon ſehr alt war, einen Freund vor Gericht zu vertheidigen. Er that es mit Beredſamkeit und Jugendfeuer. Nach Endigung ſeiner Rede, und während der Sachwalter des Gegners ſprach, ſetzte er ſich etwas erſchöpft, lehnte ſich an ſeinen Enkel und entſchlummerte. Das Urtheil wurde geſprochen. Sein Freund gewann den Prozeß. Man wollte mit dieſer Nachricht ihn wecken, allein er war, im Arm ſeines Enkels, hinübergeſchlummert. Ein ſchöner Tod in einem ſchönen Augenblicke.

Von Bias haben wir auch noch folgenden wahren Spruch: „Der Weiſe fügt Niemanden Böſes zu, auch wenn er es könnte, der Thor hingegen will immer ſchaden, auch wenn er es nicht vermag.“

Digitized by Google

Cleobul, der ſechſte Weiſe, iſt minder bekannt als Bias. Er lebte ſtill und glücklich in ſeiner Vaterſtadt, an Körper und Geiſt untadelich, einen einzigen Fehler ausgenommen: er war bisweilen hitzig. Nur ſeine ſchöne Tochter, Cleobuline, die er außerordentlich liebte, ſoll die Kunſt verſtanden haben, ihn zu beſänftigen. Der Sage nach erfand ſie noch eine andere Kunſt, die manchem Deutſchen manchen Schweißtropfen gekoſtet hat, nämlich den Herameter, und kleidete die Sentenzen ihres Vaters in dies neue Gewand.

„Gehe niemals aus dem Hauſe," pflegte er zu ſagen, »ohne an das zu denken, was du thun willſt, und kehre niemals heim, ohne an das zu denken, was du gethan haſt."

»In Gegenwart fremder Leute mußt du deine Frau niemals weder liebkoſen, noch rühmen, noch ſchelten." (Was das Schelten, und allenfalls auch das Liebkoſen betrifft, mag er Recht haben, aber warum ein Mann ſeine Frau gelegentlich nicht rühmen ſoll, wenn ſie ruhmwürdig iſt? das begreife ich nicht.)

Einer von Cleobul's Sprüchen iſt in ein franzöſiſches Liedchen übergegangen, und wohl oft von Lippen geſungen worden, die den Namen des Weiſen nie ausgeſprochen hatten:

Tout consiste dans la manière
Et dans le gout,
C'est la façon de le faire
Qui fait tout.

Von dem ſiebenten Weiſen, Miſo, iſt uns kein einziger Spruch übrig geblieben, hingegen eine Handlung,

die ihn vielleicht als den Weiſeſten unter Allen charakteriſirt. Sein Vater war Tirann irgend einer kleinen Stadt ſeines Vaterlandes. Nach deſſen Tode konnte Miſo in der Herrſchaft ihm folgen, verſchmähte es aber und zog ſich in die Einſamkeit zurück. Es hat mir immer geſchienen, als ob das freiwillige Verzichtleiſten auf Herrſchaft, ſelbſt auf eine ungerechte, die größte Stärke des menſchlichen Geiſtes erfordere.

Manche zählen den Periander, den Tirann von Korinth, unter die ſieben Weiſen, der aber keinen andern Anſpruch auf dieſen Ehrentitel hatte, als den, daß er die Weiſen, Miſo ausgenommen, bisweilen an ſeiner Tafel köſtlich bewirthete. Dadurch iſt freilich auch in neuern Zeiten mancher Fürſt zu großem Rufe gelangt.

Ueberhaupt kann man ſich der Bemerkung nicht erwehren, daß wir entweder von den ſieben Weiſen Griechenlands nur das wenigſte und unbedeutendſte wiſſen, oder daß es damals ſehr leicht war, den Titel eines Weiſen zu erhalten; und, wenn das letztere der Fall iſt, ſo möchte man daraus ſchließen, daß es überhaupt mit der Weisheit in jenen Zeiten ſehr ſchlecht beſtellt war. Eben ſo wie vor hundert Jahren in Deutſchland jeder Reimer für einen Dichter galt, weil es der Dichter ſo wenige gab; eben ſo galt in Griechenland Jeder für einen Weiſen, der ein paar gute Lebensregeln als Sentenzen aufzuputzen wußte.

# Die Entstehung des Freimüthigen.

(Berichtigung einiger Dutzend Unwahrheiten.)

---

Der Gegenstand ist fürwahr nicht sehr interessant, und wenn hier einige Blätter damit angefüllt werden, so muß man die Leser förmlich um Verzeihung bitten. Der Freimüthige ist in unsern Tagen so tief zu einer armseligen Buchhändlerspekulation herabgesunken, daß schwerlich noch irgend ein Mann von Geschmack ihn liest, oder sich erinnern mag, was er einst gewesen; aber der Herr Doktor Garlieb Merkel, dem einige Jahre hindurch die Redaktion dieses Blattes anvertraut war, scheint zu glauben, daß jedes kleine literarische Abenteuer, bei dem er jemals eine kleine oder große Rolle gespielt, dem Publikum nie aus dem Gedächtnisse kommen werde. Ihm hat beliebt, in seiner Zeitung für Literatur und Kunst ein Fragment aus einem größern seiner unsterblichen Werke, betitelt: Charaktere und Ansichten, über diesen Gegenstand abdrucken zu lassen. Warum er das gethan? da, laut dem Meßkatalog, das Buch bereits in der Ostermesse erschienen ist, folglich am 27. Mai schon in Jedermanns Händen sein konnte? — Die Frage möchte schwer zu beantworten scheinen, und kann doch sehr vernünftig beantwortet werden. Merkel's Bücher nämlich kommen nicht in Jedermanns Hände (wie seine seufzenden Verleger wohl wissen), eine Zeitung hingegen, wenn gleich aus zehn andern zusammengestoppelt, wird in Kaffee- und Bierhäusern gelesen. Ihm lag besonders daran, daß die

Artigkeiten, mit welchen er mich abermals beehren wollte, in den russisch-deutschen Provinzen, in deren einer ich wohne, sobald als möglich unter die Leute kämen, weil sie da vielleicht mir weh thun könnten, und folglich wählte er ein zweckdienliches Mittel.

Freilich strotzt der ganze hämische Aufsatz von Lügen und Verdrehungen, aber was schadet das? — der erste Eindruck, den sie machen, ist doch immer schwer zu vertilgen, zumal wenn dem Lügner eine Zeitung zu Gebote stand, der Verleumdete hingegen nur in einer selten erscheinenden Schrift sich vertheidigen kann. Doch immerhin! für meine Freunde kommt diese Berichtigung noch früh genug, und meinen Feinden die Freude zu verderben, bin ich keineswegs gesonnen.

Besagtes Fragment trägt die Ueberschrift: Entstehung der Zeitschrift der Freimüthige oder Ernst und Scherz. Ich werde mir das Vergnügen machen, dem Herrn Doktor auf seinem finstern Wege mit der Fackel der Wahrheit Schritt vor Schritt zu folgen, und wenn er vor dem Lichte derselben bisweilen blinzeln muß, so ist das nicht meine Schuld; tu l'as voulu, George Dandin.

Es hat überhaupt nur zwei Epochen in dem Leben des Herrn Doktors gegeben, in welchen er sich einer Art von Celebrität erfreute: die erste, als er seine Letten geschrieben hatte, durch welche er Aufsehen erregen wollte und erregte; die zweite, als ich ihm die Redaktion des Freimüthigen übertrug. Da er seitdem wieder in das gebührende Dunkel zurück-

getreten ist, so mag man sich nicht wundern, daß er von dem Rufe, den der Freimüthige unter meiner Leitung erworben hatte, sich so viel als möglich zuzueignen, und dadurch gewissermaßen seine Existenz zu verlängern strebt. Arme Leute gehen mit dem wenigen Ersparten wirthschaftlich um, und thun wohl daran. Don Ranudo speist die ganze Woche Kartoffeln, Herr Merkel hält sich an den Freimüthigen. Warum er aber, bei diesem löblichen Bestreben, ein Bret aus dem Schiffbruch zu retten, gerade damit anfängt zu erzählen: er habe in seinen vergessenen Briefen an ein Frauenzimmer meine Octavia für eine Sterbliche erklärt? ist wohl völlig unbegreiflich, denn was hat Octavia mit der Entstehung des Freimüthigen zu schaffen? — es ist doch ein böses Ding um den Schmähkitzel! —

Indessen, da es dem Herrn Doktor beliebt hat, diesen Eingang zu wählen, so muß ich seinem Gedächtniß wohl ein wenig zu Hilfe kommen und zeigen, wie er sich hier schon gleichsam zum Titelkupfer ausgestellt hat. Allerdings hat er irgendwo gesagt: Eulalia, Gurli und Octavia wären blos interessante Sterbliche. Theils bin ich mit diesem Lobe sehr wohl zufrieden, und wünschte nur, daß es allgemein wäre; theils war es mir auch sehr gleichgiltig, was der für mich uninteressanteste Sterbliche über meine Geschöpfe denken und sagen möchte. Als ich daher im Herbst 1802 nach Berlin kam, bedankte ich mich scherzend für diese Stelle seiner Briefe, und fügte scherzend hinzu: er hätte doch wenigstens mit meiner Octavia eine Ausnahme machen sollen.

Nun war es eben damals, als mancherlei Verhältniſſe den Herrn Doktor zu der Güte bewogen, ſich vorläufig meinen Freund zu nennen. Und was that er in dieſer Qualität? — er ſetzte ſich flugs hin, und ſchrieb eine lange, durch zwei Hefte ſeiner Briefe fortlaufende Anzeige der Octavia, in der er die Gefälligkeit hatte, mir »ein ausgezeichnet großes dramatiſches Genie" zuzuſchreiben, und zu erklären: daß »eben ſowohl als er den Muth gehabt habe, Göthe zu tadeln, er jetzt auch den Muth haben werde, zu unterſuchen, ob der Dichter, dem drei oder vier Nationen ſo unendlich viele genußreiche Stunden verdanken, nicht ein vortrefflicher Dichter ſei?" — Ferner: „daß er kein deutſches Schauſpiel kenne, das in vielen, eigentlich dramatiſchen Rückſichten dieſer Octavia an die Seite geſetzt werden könne." — Ferner: »der Stoff ſei vielleicht der intereſſanteſte, der je für die deutſche Bühne bearbeitet worden, und zwar nach einem meiſterhaften Plane, der vollkommene Einheit des Intereſſe habe; dieſes ſteige unaufhörlich; der Gang der Handlung ſei kraftvoll und raſch, reich an erſchütternden Situationen; die Charaktere ſchön idealiſirt, kurz, das Ganze ein vortreffliches Kunſtwerk."

Heute ſagt er nun wieder: »als er Octavien eine Sterbliche genannt, ſei das der treue Abdruck der Anſichten geweſen, die er immer von meinen Talenten und Schriften gehabt habe." — Auf welche Art er dieſe Widerſprüche zuſammenreimen will, iſt nun ſeine Sorge. Wer ganz einfältiglich darüber nachdenkt, muß natürlich auf die Vermuthung gerathen: damals, als der Herr Doktor ſo lobpreiſend in

die Posaune stieß, war er des Dichters Freund; nun, da er das Gegentheil sagt, ist er sein Feind geworden, folglich werden seine Urtheile durch Freundschaft oder Feindschaft geleitet, folglich ist vermuthlich sein Tadel eben so wenig werth, als sein Lob. So schien es mir auch damals schon. Ich hatte über die sterbliche Octavia gelächelt, und lächelte nun über die himmlische.

Nach diesem ganz unnöthigen Seitensprunge, bei dem der Herr Doktor sich ein wenig den Fuß vertreten hat, kommt er nun endlich auf den Freimüthigen. Es ist wahr, daß ich ihm die Mitherausgabe desselben angetragen habe. Den Plan zu diesem Blatte hatte ich längst ohne ihn schon in Weimar entworfen, und es ist folglich ein Gedächtnißfehler, wenn er sagt: Wir entwarfen den Plan. Daß ich, so oft ich in Berlin mich aufhalten würde, die Redaktion führen sollte, war ein ganz unbestrittener Punkt. Weil ich aber damals noch nicht gesonnen war, länger als den nächsten Winter in Berlin zu verweilen, so wurde, auf den Fall meiner Abwesenheit, dem Herrn Doktor die Redaktion übertragen. Daran stieß es sich also gar nicht, und alle die Bedenklichkeiten, die er gehabt haben will, sich in eine solche literarische Verbindung mit mir einzulassen, sind blos artige Spiele seiner Einbildungskraft, die ihm den Gewinn abwerfen, mir einige beißende Dinge zu sagen. Er ergriff vielmehr den Vorschlag mit großer Begierde. Doch bald hernach verlangte er nicht nur den ihm gebührenden Antheil vom Ertrag des Blattes, sondern auch überdies — der ersten Abrede schnurstracks zuwider, ein ansehnliches Honorar als

Redaktionsgebühren, und daran ſtieß es ſich. Da ich ſelbſt nichts dafür verlangte, ſo hatte ich keine Luſt, und der Verleger, Herr Sander, noch weniger, ihm ſolches zuzugeſtehen.

Es trat aber auch noch ein anderer Umſtand in den Weg. Es hatte ſich nämlich zwiſchen dem Herrn Doktor und dem Verleger ein Groll entſponnen, der zu den heftigſten Scenen zwiſchen beiden Veranlaſſung gab. Den Urſprung dieſes Grolles kennt ſonder Zweifel Herr Merkel noch recht gut; er datirte ſich von Begebenheiten, die lange zuvor, ehe vom Freimüthigen die Rede war, vorgefallen, mir folglich ganz fremd waren. Die Sache iſt zu delicat, um ſie weiter zu berühren. Kurz, Herr Sander wurde ſo erbittert, daß er mit der ganzen Sache nichts zu thun haben wollte, wenn Herr Merkel als Theilhaber zugelaſſen würde. Da ich nun dieſen Mann damals für den brauchbarſten in dieſer Angelegenheit hielt, ſo ſchrieb ich ein Billet an Herrn Merkel, in welchem ich ihm höflich erklärte: daß man ihm das Honorar nicht zugeſtehen könne, und es mir folglich leid thue, den Freimüthigen ohne ihn anfangen zu müſſen.

Man hätte glauben ſollen, er würde herzlich froh geweſen ſein, von der ſo bedenklichen literariſchen Verbindung mit mir, vor welcher ſo mancher Freund ihn gewarnt hatte, ſich mit guter Manier los ſagen zu können; doch keineswegs! er trotzte den Gefahren, und erbot ſich, in einer ſchriftlichen Antwort, auf das Honorar Verzicht zu leiſten, wenn man ihn nur als Theilhaber aufnehmen wolle. Nun war

ich genöthigt, ihm gerade heraus zu ſagen, daß Sander ſich weigere, in Verbindung mit ihm zu treten. Er ſchlug mir ſogleich einen andern Verleger vor, allein ich hatte Vertrauen zu Sander, und ſo blieb Herr Merkel ausgeſchloſſen.

Das konnte er mir nicht verzeihen. Ich ſuchte zwar mit ihm auf einem erträglichen Fuße zu bleiben; er ſollte, als ein fleißiger Mitarbeiter geſchätzt und bezahlt werden, und vielleicht wäre noch Alles ohne Ausbruch einer Fehde abgelaufen, wenn nur nicht der Freimüthige ein ſo ſeltenes Glück gemacht hätte. Das ertrug der Herr Doktor nicht. Er fühlte Kraft in ſich, ein ähnliches, oder vielmehr ein beſſeres Blatt zu ſchreiben; er ſagte mir mehrere Male, daß er das thun könnte, aber nicht thun wolle; doch kaum war ein halbes Jahr verfloſſen, als er ſeinen Ernſt und Scherz ankündigte. Damals, als noch kein Blatt von dieſer nun vergeſſenen Schrift erſchienen war, ſpeiſte der Herr Doktor eines Tages bei mir in Geſellſchaft eines meiner Freunde, der noch lebt. Bei Tiſche erwähnte ich ſeiner Ankündigung, und erinnerte ihn an ſein oft wiederholtes Verſprechen, durch kein ähnliches Unternehmen mir in den Weg zu treten, worauf er denn freilich nichts zu antworten wußte. Ich fügte hinzu: daß ich ihm aufrichtig Glück dazu wünſchte, nur ſagte ich: »laſſen Sie uns hier in Gegenwart dieſes Zeugen, einander die Hände darauf reichen, daß wir in unſern Blättern einander nicht antaſten, dem ſchadenfrohen Publikum kein Schauſpiel geben wollen.« Ich reichte ihm die Hand über den Tiſch, er ſchlug ein, und

— in ſeinem zweiten Blatte wurde der Freimüthige bereits angegriffen.

Da ich wohl einſah, warum er an mir zum Ritter werden wollte, und daß er blos ſeinen komiſchen Ernſt und traurigen Scherz durch eine Fehde mit mir zu heben hoffte, ſo that ich ihm nicht den Gefallen, Notiz davon zu nehmen, eine Mäßigung, die mir leicht wurde, da ſein Blatt ein ſo ſehr kleines Publikum hatte, daß der Ernſt wie der Scherz ungehört verhallten, und ohnehin mit dem Ende des Jahres zu Grabe gegangen wären. Das weiß ich aus dem Munde des Verlegers, der über den ſchlechten Abſatz klagte, obgleich Herr Merkel — wie er jetzt anführt — in dieſem Blatte »ſeine Idee eines literariſchen Tageblattes auszuführen ſuchte.» Daß der Verleger die Wahrheit redete, bewies im folgenden Jahre ſo manches Bücherpacket, welches ich von ihm erhielt, und dem jederzeit Ernſt und Scherz als Makulatur zur Enveloppe diente. Sollte der Herr Doktor an dieſer Thatſache zweifeln, ſo darf er ſich nur in der Verlagshandlung erkundigen, wo ſie aus den Handelsbüchern unbezweifelt hervor gehen wird.

Seine Idee ſchien alſo dem Publikum minder zu behagen, als die meinige, und das war ein neues, unverzeihliches Verbrechen von mir, welches der Herr Doktor mich büßen ließ, ſo viel in ſeinen Kräften ſtand.

Plötzlich veränderte ſich die Scene. Der Tod raubte mir eine vortreffliche Gattin. Die Redaktion des Freimüthigen forderte täglich mehrere Stunden zu einer Zeit, wo es mir unmöglich war, auch nur eine Stunde lang meinen

Digitized by Google

Schmerz durch solche Geschäfte zu zerstreuen. Diejenigen meiner Freunde, die mich damals sahen, wissen, wie mir zu Muthe war.

Indessen fragte das Publikum nicht nach diesem Schmerz, mit ihm hatte ich kontrahirt, ihm wöchentlich fünf Blätter zu liefern. In dieser Noth erklärte ich dem Verleger, daß ich auf seinen Unwillen nicht länger Rücksicht nehmen könne, und wandte mich an den Herrn Doktor mit derjenigen Unbefangenheit, die ein gegen ihn völlig reines Gewissen mir einflössen mußte. Daß ich aber gesagt haben soll: ich sei durch Herrn Sander verleitet worden, ihn anfangs auszuschließen, das ist abermals ein Irrthum seines liebreichen Gedächtnisses.

Seine Bedingungen waren hart. Das Blatt sollte künftig — außer dem Titel der Freimüthige — auch den nichts sagenden Ernst und Scherz führen. Ich mußte darein willigen. Die Forderung eines ansehnlichen Honorars für die Redaktion wurde erneuert, und — mußte zugestanden werden. — Ein neuer Verleger wurde mir aufgedrungen, der mich hernach um sehr namhafte Summen betrogen hat. Kurz, Herr Merkel konnte vorschreiben, was ihm beliebte; ich war gelähmt; ich stand da wie ein Schiffbrüchiger, mit dem der Besitzer des Ufers um das Bergerlohn handelt; ich mußte mich in Alles fügen. Man sieht hieraus, daß seine Großmuth wenigstens nicht ganz uneigennützig war. Ihm beliebt zu sagen: »offenbar hätte es mir jetzt nicht viel Mühe gekostet, den Freimüthigen ganz fallen zu machen, aber es wäre unedel gewesen, das Ver-

trauen, ſelbſt eines Gegners, zurückzuweiſen" (ſoll heißen mißbrauchen). Ich muß geſtehen, daß mir an ſeiner Stelle nicht einmal ein ſolcher Gedanke würde eingefallen ſein. Es wäre auch nicht ſehr vortheilhaft für den Herrn Doktor geweſen, ein Blatt fallen zu machen, deſſen Mitherausgeber er nach einigen Monaten werden wollte, und er hatte folglich das Vergnügen, mit ſeinem Edelmuth auch den Nutzen zu verbinden. Ob nun durch dieſe Begebenheit der Freimüthige ſeinem Blatte, oder ſein Blatt dem Freimüthigen einverleibt worden? laſſe ich dahin geſtellt ſein. Er glaubt das Erſtere, und thut ſich viel darauf zu gute; das Publikum glaubt das Letztere, worauf ich mir nichts zu gute thue.

Nun kommen wieder Dinge, die ganz und gar nicht zur Sache gehören, die aber herbeigezerrt und mit Erdichtungen ausſtaffirt werden, blos in der ſüßen Hoffnung, mir wehe zu thun. Dahin gehört die aufgewärmte Sage, daß ich Verfaſſer der Flugſchrift die Expektorationen ſei, und daß der Verleger derſelben, Quien, ſelbſt verſichert habe, daß er das Manuſkript aus meiner Hand empfangen; da ich doch von eben dieſem Buchhändler Quien noch ein ſchriftliches Bekenntniß beſitze, daß er es nicht von mir erhalten. Uebrigens leiht die ganze Sache ihr gehäſſiges Anſehen nur von der geſchickten Stellung, die der Herr Doktor ihr zu geben beliebte; denn die Expektorationen, deren ſich ſchwerlich noch jemand erinnert (und darauf verläßt ſich Herr Merkel), ſind eine Poſſe, die durchaus keinen Menſchen in ſeinen Privatverhältniſſen

angreift, ſondern blos literariſchen Unfug rügt, weßhalb ich auch damals gedruckt erklärte, daß ich zwar nicht der Verfaſſer ſei, daß ich aber die Meinung des Verfaſſers vollkommen theile, und es daher einem jeden frei ſtelle, mich für den Verfaſſer zu halten. Dieſe Erklärung machte dem Lärm ein Ende, nicht die ſcherzende Anzeige des Herrn Doktors, der er ſo großen Werth beilegt, daß er ſogar behauptet, ich hätte bei einer andern Gelegenheit dieſe Wendung kopirt. Der gute Mann ſieht nun einmal in Allem, was ich ſchreibe, entweder Erbärmlichkeiten, oder von ihm entlehnte Schönheiten. Nun, ich laſſe mir das gern gefallen. Hat doch auch Engel ſeine Weisheit ihm zu verdanken, und Jean Paul ſogar hinter dem Wagen aufgeſchrieben, was er in demſelben hatte fallen laſſen. Uebrigens muß ich noch einmal fragen: was haben die Expektorationen mit dem Freimüthigen zu ſchaffen? Denn ich habe nie davon gehört, daß dieſe Kleinigkeit den Herrn Doktor »in unangenehme Verwicklung geſetzt habe,« eben ſo wenig als die ſeltſame Begebenheit mit dem Herrn Fürſten von H**, die er auch ganz unnöthigerweiſe wieder aufwärmt, und die ſich — mit wenigen Worten einfach erzählt — folgendergeſtalt verhält:

Mir war aus S** ein Artikel für den Freimüthigen zugeſandt worden, in welchem ein »vormaliger Graf« H** getadelt wurde. Genannt war dieſer Graf nicht, ſondern nur durch das Wort vormalig bezeichnet, und ich dachte bei dem H eben ſo wenig an den Fürſten H., als an den Hoſpodar der Wallachei; ich wußte nicht einmal, daß er

vormals ein Graf geweſen, oder hatte es wenigſtens längſt vergeſſen. Das erklärte ich mit großem Befremden, als ich erfuhr, daß dieſer unbedeutende Artikel, der die Cenſur paſſirt hatte, und deſſen Verfaſſer ich ſogleich nannte, mir Verdruß machen ſollte. Die Sache wurde ausgeglichen, ohne daß meine Ehre im geringſten dabei kompromittirt worden wäre, wie ſolches in einem Stück der Minerva des Herrn von Archenholz des Jahrgangs 1804 zu leſen iſt.

Aber nun bemerke man doch — und welcher rechtliche Leſer wird es nicht mit Unwillen bemerken? — wie der Herr Doktor den Schluß ſeines Periodens ſtellt: »Die Wendung, welche die Sache, nach Herrn von Kotzebue's Rückkehr aus Paris nahm, gehört nicht hieher. Er verließ Berlin.» Offenbar ſoll der Leſer glauben, ich hätte Berlin deswegen verlaſſen müſſen. O wie ſchlau! wie gutmüthig und redlich! — Wenn die ganze Sache hieher gehörte, warum denn nicht auch die Wendung, die ſie nahm? Aber mit dieſer Wendung war freilich nichts anzufangen; ſie konnte nicht ſo geſtellt werden, daß ich dabei im Schatten erſchien, und darum gehörte ſie nicht hieher.

In einem ſeiner Briefe an mich klagt er ausdrücklich über „Weitläufigkeiten," in die er mit dem damaligen Preußiſchen Herrn Staatsminiſter verwickelt worden ſei, und daß dieſer „böſe" auf ihn geweſen. Weiter läßt er ſich zwar nicht heraus, allein auch dies wenige beweiſt, daß er die „unangenehmen Verwickelungen" nicht blos von mir

zu befürchten hatte, und daß er diejenigen, in die er wirklich gerathen, einzig und allein ſich ſelbſt verdankte.

Es ſoll nunmehr von dem Zeitpunkt geredet werden, in welchem der Herr Doktor die Redaktion allein führte. Das mochte wohl ſchon längſt ſein Wunſch geweſen ſein; aber die Erfüllung dieſes Wunſches als Bedingung aufzuſtellen (wie er jetzt ſo keck behauptet), war ihm nie in den Sinn gekommen, ſondern ich war es, der ſich freiwillig von der Redaktion losſagte. Sollte er dem noch widerſprechen (wie er im Grunde ihm ſchon widerſprochen hat), ſo kann ich, aus ſeinen eigenen Briefen, ihm folgende Stellen zu Gemüthe führen: „Es war zwiſchen uns ausgemacht u. ſ. w., als Sie Mitredakteur waren; jetzt haben Sie ſich öffentlich von der Redaktion losgeſagt — Sie wollen nicht mehr Redakteur ſein u. ſ. w.“ Ferner heißt es in einem andern Briefe: »habe ich je geäußert, daß ich mir als Redakteur mehr zutraue als Ihnen? habe ich nicht ſogar, als Sie der Redaktion entſagen wollten, meinen Verdruß darüber bezeugt?“ — Nun vergleiche man dieſe Aeußerungen aus Originalbriefen, die ich Jedermann vorzeigen kann, mit ſeinen jetzigen Behauptungen! er würde ſich gar nicht in die gefährliche Verbindung mit mir eingelaſſen haben, wenn ihm nicht einzig und unbeſchränkt die Redaktion wäre zugeſtanden worden! — ich empfehle ihm Gedächtniß ſtärkende Mittel, und will gern das Meinige dazu beitragen, ihm das Vergeſſene in Erinnerung zu bringen.

Mit großer Selbſtgefälligkeit ſpricht er von dem Wun-

derdinge, welches er aus dem Freimüthigen hat machen wollen, aber freilich nicht daraus gemacht hat. „Es ſollte nun vorzüglich ein wiſſenſchaftliches Blatt von wirklichem Gehalte werden und ſogar Berlin zur Geiſtes-Hauptſtadt in Deutſchland erheben helfen.“ Ja wahrhaftig! ſo ſagt er. Doch fügt er auch hinzu: »er habe ihm eine fortdauernde, ſteigende Wichtigkeit für alle Leſerklaſſen in allen Theilen Deutſchlands geben wollen,“ und jene hohe mit dieſer niedern Anſicht zu verbinden, ſcheint ſeine Kraft überſtiegen zu haben; denn der Abſatz fiel, ſo bald ich ihm die Redaktion übergab.

Er ſelbſt geſteht, er habe die »anſpruchsvollſten“ (ſoll heißen die verdienſtvollſten) Mitarbeiter entfernt, und ſchämt ſich ſogar nicht, Huber zu nennen. Ja, es iſt wahr, er hat den wackern Huber entfernt. Das möge ihm Gott verzeihen, das Publikum hat es ihm nicht verziehen. Dagegen erhielten wir nun Aufſätze, wie Calonne's Reiſewagen und dergleichen Erbärmlichkeiten mehrere, die ich längſt zurückgewieſen hatte. Wer dem Herrn Doktor ſchmeichelte, der durfte ſeinen Unrath im Freimüthigen niederlegen, wer das nicht verſtand, der wurde zurück gewieſen oder ſpöttiſch berandgloßt.

Noch eine wichtige Veränderung machte der Herr Doktor nach ſeiner Meinung: was ich zuvor unter dem Titel Notizen bekannt machte, das gab er jetzt unter dem Titel: nicht politiſche Zeitung und ließ es mit kleinern Lettern drucken. Das iſt der ganze Inbegriff ſeiner Verdienſte. Der Wille war gut und erhaben, aber das Fleiſch

ſchwach. Man vergleiche den erſten Jahrgang des Freimüthigen mit dem zweiten, und man wird alle meine Angaben durchgehends beſtätigt finden. Er ſelbſt mag wohl wider Willen gefühlt haben, daß ein ſolcher angeſtellter Vergleich ihm eben nicht vortheilhaft ſein würde, denn um dem vorzubeugen, ſagt er: »nur allmählig würde er ſeinen Plan haben ausführen können, und es würden vielleicht noch drei Jahre dazu erforderlich geweſen ſein" (nämlich um Berlin zur Geiſtes-Hauptſtadt Deutſchlands zu machen). Aber dann hätte man doch wenigſtens in den erſten drei Jahren etwas davon ſehen müſſen? Von den letzten drei Jahren, die nicht eingetreten ſind, jetzt in dieſem anmaßenden Tone zu ſprechen, möchte wohl bedenklich ſein, wenn die erſten drei keine Spur von den Wundern verrathen, welche zu vollbringen Herr Garlieb Merkel ſich rüſtete. Ob der Umſtand, daß der Freimüthige auch in fremden Ländern geleſen wurde, in der Vortrefflichkeit des Herrn Doktors, oder in dem, durch den erſten Jahrgang gegründetem Rufe ſeine Quelle findet, möchte auch wohl ſchwer zu entſcheiden ſein. Wenigſtens muß ich wiederholen, daß Ernſt und Scherz Makulatur geworden, und höchſtens als ſolche über eine fremde Grenze gegangen.

»Offenbar," ſo ſchließt der liebenswürdige Selbſtbeſchauer etwas undeutſch: »offenbar geſtehe ich, daß ich an dieſes Blatt, aber mehr noch an ſeinen nicht halb ausgeführten Plan, mit innigem Selbſtgefühl zurück denke." Ja, das ſieht man wohl, und jeder Leſer hätte es geſehen, wenn auch der Herr Doktor es nicht offenbar geſtan-

Digitized by Google

den hätte; denn an welche ſeiner Handlungen, an welches ſeiner Worte, geſchrieben, geſprochen oder auch nur im Sinne behalten, denkt ein Merkel nicht mit Selbſtgefühl zurück? —

Indeſſen wurde wenigſtens dieſer hochgerühmte Plan nicht mit Standhaftigkeit befolgt, denn es währte nicht lange, ſo fing der Freimüthige an, ſich in eine politiſche Zeitung zu verwandeln, wozu ich nie um meine Einwilligung befragt worden (wie ſich's gebührt hätte), und was auch ſchwerlich Berlin zur Geiſtes-Hauptſtadt erheben konnte; ja er ſollte ſogar — abermals ohne mein Mitwiſſen und folglich ohne meine Einwilligung — mit einem andern Blatte verbunden werden, deſſen Tendenz nichts weniger als die Beförderung der Künſte und Wiſſenſchaften war. Da das ſo geradezu den erhabenen Aeußerungen des Herrn Doktors widerſpricht, ſo muß ich es wohl auch mit ſeinen eigenen Worten belegen.

Folgendes antwortete er mir am 22. Dezember 1805, als ich ihm geſchrieben, das Gerücht von dieſer neuen, zu erwartenden Schöpfung ſei mir zu Ohren gekommen: »Meine Verbindung mit Sander« (mit dem er ſich alſo, Gott weiß wie, wieder ausgeſöhnt hatte) »muß Sie nicht irren. Er hatte — oder vielmehr ſeine Frau — den Plan, ein ähnliches Blatt herauszugeben, und der doppelſeitige und doppelzüngige Müller« (er meint Johannes Müller! den Verfaſſer der Schweizer Geſchichte), »der das Vertrauen B — s und der Miniſter beſitzt, hatte ver-

ſprochen, daran zu arbeiten; daher konnte ich den Vorſchlag, beide Blätter zu verbinden, nicht abweiſen.»

Aber wo blieb denn nun die Geiſtes-Hauptſtadt?

Am 28. März 1806 ſchrieb er: »Aus meinem Zuſchauer wird nichts, kann nichts werden. Das Kabinet, der König ſelbſt munterten mich auf, fremde Geſandte machten Anträge u. ſ. w.» Wie viel davon wahr iſt, weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß die arme Geiſtes-Hauptſtadt damals ganz vergeſſen wurde.

Wenn, nach allem dieſen, Herr Merkel im Eingange ſagt: »es liegt mir daran, daß von der Entſtehung des Freimüthigen keine unrichtige Anſicht verbreitet ſei oder werde,» ſo ſieht der Leſer nun wohl, daß das unrichtig hier blos ſo viel bedeutet, als eine Anſicht, die dem Herrn Doktor nicht gefällt. Mit wahrem Ekel bin ich ihm Schritt vor Schritt in das Labyrinth ſeiner Selbſtbeſchauungen gefolgt, und muß nochmals den Leſer um Verzeihung bitten, daß ich mich der Sünde theilhaftig gemacht habe, ihn mit ſo nichts bedeutenden Kleinigkeiten zu unterhalten. Hätte der Herr Doktor nicht meinen Ruf ſo vielfach angetaſtet, ich wollte ihm gern den Ruhm, nach dem er ſo ängſtlich ſtrebt, gelaſſen haben. Uebrigens muß ich wohl, nicht ohne Grund, vermuthen, daß ſeine ſogenannten Charaktere und Anſichten noch manche Verunglimpfung gegen mich enthalten. Die Glaubwürdigkeit derſelben habe ich ſo eben dargethan. Indeſſen bleibt mir auch noch mancher Pfeil in meinem Köcher. Glücklicherweiſe habe ich den gehäſſigen Grundſatz: »betrage gegen deinen Freund dich immer ſo,

als ob er einſt dein Feind werden könnte" in meinem Leben nur ein einzigesmal, nämlich gegen Herrn Garlieb Merkel, in Ausübung gebracht, weil ich von Anbeginn manche Veranlaſſung dazu hatte. Darum bin ich wohl gerüſtet. Er hat meine oft wiederholten gutmüthigen Warnungen nicht geachtet — nun denn, habeat sibi.

## Mahomet's Vorſchrift.

»Ihr gläubigen Muſelmänner!" ſagte Mahomet, »hütet euch vor Schweinefleiſch! denn ein gewiſſer Theil von dieſem Thiere iſt höchſt ſchädlich zu genießen; darum jede meiner Jünger, der Schweinebraten ißt, in der Hölle gebraten werden ſoll."

Die Jünger nahmen es zu Herzen und aßen, ſo lange er lebte, kein Schweinefleiſch. Als er aber todt war, hätten ſie doch gar zu gern gewußt, welcher Theil von dieſem Thiere denn ſo ſehr ſchädlich ſei? wenn man den wüßte, meinten ſie, ſo könnte man doch wenigſtens das übrige ohne Gewiſſensbiſſe verzehren; aber um eines einzigen Stücks willen den ganzen Schweinebraten zu verbieten, das ſei doch hart, ſehr hart.

Nun fingen ſie an, ſich den Kopf über das ſchädliche Stück zu zerbrechen. »Es iſt der Kopf," ſagte der eine. »Beileibe nicht!" fiel ihm der andere in's Wort, der den Kopf gern aß, »wahrſcheinlich ſind es nur die Eingeweide."

»Ei nicht doch!« rief ein Dritter, der die Würſte liebte, »ich halte dafür, es ſei der Schwanz.«

Der Vierte und Fünfte ſtellten wieder andere Meinungen auf, je nachdem ſie an dieſem oder jenem Stücke den meiſten Geſchmack fanden. Man zankte ſich und endete damit, das Schwein vom Kopf bis zum Schwanze rein aufzuzehren.

Leſer, du lachſt? — machen wir es denn beſſer? »Fliehet die Welt!« ſo predigen unſere Moraliſten ſich heiſer: »fliehet die arge Welt! ſonſt gerathet ihr auf manchen breiten Weg, der euch gerade zur Hölle führt!«

»Sehr wohl!« pflegen wir zu ſagen: »wir wollen die arge Welt fliehen, aber wiſſen möchten wir doch, welche unter allen dieſen Wegen die breiten ſind, die zur Hölle führen?«

»Der Weg in's Schauſpielhaus,« ruft der eine. »Nicht doch,« antwortet der andere, der gern alle Tage in die Komödie geht, »der Weg zum Trinkgelag iſt gemeint.« »Keineswegs!« lallt ein wackerer Zecher, »den Weg in's Spielhaus hat man andeuten wollen.«

Man zankt ſich eine Weile und es wird nach wie vor gegafft, getrunken und geſpielt. Die arge Welt iſt eine wohl beſetzte Tafel, an der die Menſchen ſich niederlaſſen mit dem Vorſatz, nur das Geſunde zu ſpeiſen. Jeder warnt ſeinen Nachbar vor der oder jener Schüſſel und langt zu nach dem, was ihm ſchmeckt. Um beſſer zu verdauen, thut

Jeder einige Sophismen zu seiner Portion, und am Ende ist Alles rein aufgezehrt.

## Der Nationalgeist.

Auch aus Kleinigkeiten läßt er sich erkennen. Hier, zum Beispiel, sind drei Wetten, von einem Engländer, einem Franzosen und einem Deutschen. Der beobachtende Leser darf kühn die vierte Wette anbieten, daß er am Ende errathen werde, welcher von den genannten Nationen jeder der drei ersten zugehört.

Vor mehreren Jahren reiste ein König von Dänemark und kam in eine gewisse Hauptstadt, wo man es in öffentlichen Blättern zum Gegenstand einer Wette machte, genau zu berechnen, wie viel der Aufenthalt des fremden Monarchen der Nation an Zeit koste, welche die Handwerker und Fabrikanten durch Gaffen dabei verlören? —

In einer andern Hauptstadt stand ein junger Mensch am Fenster eines Kaffeehauses, als eben ein anderer seines Gleichen in einem eleganten Kabriolet vorbeifuhr.

»Das ist doch recht übermüthig,« sagte der Erste zu seinem Nachbar: »wir haben das schönste Wetter von der Welt und dieser Narr kann nicht zu Fuß gehen.«

»Wenn ihm zu fahren beliebt,« antwortete der Nachbar lachend, »wer kann es ihm wehren?«

»Wer? — ich!« rief der Jüngling, »was gilt die Wette?« — Man wettete, er sprang hinab auf die Straße,

keuchte dem Kabriolet nach, fiel den Pferden in die Zügel und ſagte zu dem erſtaunten Elegant, der darin ſaß: »Um Verzeihung, mein Herr, erlauben Sie mir die Bemerkung, daß es doch ſehr ſonderbar iſt, Sie bei dem ſchönſten Wetter und der blühendſten Geſundheit in einem Kabriolet fahren zu ſehen.

»Erlauben Sie auch mir zu bemerken," antwortete Jener, »daß es noch weit ſonderbarer iſt, dieſe Bemerkung von Ihnen zu hören."

„Es iſt aber in der That ſehr wunderlich —"

»Wunderlich oder nicht, laſſen Sie die Pferde los!"

»Verzeihen Sie, ich kann es nicht vor mir ſelbſt verantworten, Sie bei dieſem herrlichen Wetter fahren zu laſſen, und kurz, ich werde es nicht leiden."

»Sie werden es nicht leiden? Sapperment!"

Jetzt ſprang der Elegant aus dem Kabriolet, beide zogen die Degen und in der nächſten Minute empfing der kecke Händelmacher einen derben Stoß in den Arm. »Ich habe genug," ſagte er, »aber nun, da ich verwundet bin, und Sie ſich vollkommen wohl befinden, werden Sie doch erlauben, daß ich in Ihrem Kabriolet nach Hauſe fahre?"

Ohne die Antwort abzuwarten, ſprang er hinein, fuhr nach Hauſe und hatte ſeine Wette gewonnen.

In einer dritten Hauptſtadt wettete Einer, daß er in einer Zeit von vier Wochen genau beſtimmen wolle, wie vielmal das Wörtchen und in der Bibel vorkomme. Er ſaß Tag und Nacht, zählte Tag und Nacht, und gewann ſeine Wette gleichfalls.

Muß man nun dem Leſer noch verrathen, daß die erſte dieſer Wetten in England, die zweite in Frankreich, die dritte in Deutſchland geſchah?

## Ein Portrait.

Herr von F** iſt weder geiſtreich noch dumm genug um Aufmerkſamkeit zu erregen, auch nicht reich genug, um zu glänzen, übrigens was man einen guten Menſchen zu nennen pflegt. Da er niemals Jemanden in den Weg tritt, ſo hat er auch keinen Feind, und er ſelbſt haßt Niemanden, begreift auch gar nicht, wie man haſſen kann. Hingegen iſt auch ſeine Freundſchaft ein bloßes Wohlwollen. Er genießt einer trefflichen Geſundheit und ſein feiſtes Geſicht iſt immer lachend und ſchimmernd. Er iſt weder Spieler, noch Trinker, noch Jäger; er hat nur eine Liebhaberei: gut eſſen in zahlreicher Geſellſchaft. Er fragt nie: welche Perſonen werden dort zu Gaſte ſein? ſondern wie viele? — In ſeinem ganzen Leben (er iſt fünfzig Jahre alt) iſt er zu keinem kleinen Zirkel eingeladen worden und hat es auch nicht verlangt. Hingegen ſucht er eifrig alle großen Geſellſchaften, wo er gar nicht bemerkt wird, und er fühlt, daß ihm das wohl thut. Seine Geburt öffnet ihm die erſten Häuſer. Zu allen Hochzeiten, Kindtaufen u. ſ. w. wird er geladen. Ein Verlöbniß macht ihm große Freude, denn nun wird er auf die Hochzeit gehen. Iſt eine Dame glücklich entbunden worden, ſo freut

er ſich ungemein, denn nach einigen Wochen wird ſie recht viele Viſiten annehmen. Stirbt Jemand, ſo betrübt er ſich aufrichtig und hat keinen andern Troſt, als den, der Leiche zu folgen. Aber nun wird das Trauerhaus mehrere Wochen, vielleicht gar Monate, verſchloſſen bleiben — o das iſt ſchlimm! — Sind hingegen Gratulationen irgendwo anzubringen, o das iſt herrlich! Seit zwanzig Jahren hat er den Militärdienſt verlaſſen und noch immer feiert er jedes Avancement. Einem Oberſten gratulirt er von ganzem Herzen, einem General mit Entzücken, und bei einem Feldmarſchall weint er Freudenthränen.

Dieſe Theilnahme und der Umſtand, daß er ſich nie um die ſkandalöſe Chronik bekümmert, veranlaßten einſt ein ſonderbares Quid pro quo. Er hatte gehört, daß an einem gewiſſen Tage eine große Generals-Promotion vor ſich gehen werde, und ſich deshalb beim Miniſter eingefunden, in deſſen Vorſaale es von Menſchen wimmelte. Unter dieſen befand ſich auch ein Oberſter von D**, der blos gekommen war, um einen Verhaftsbefehl gegen ſeine Frau auszuwirken, die ihn durch ihre Galanterie beſchimpft hatte. Jedermann wußte das, nur der Herr von F** nicht. Als der Miniſter erſchien, und in dem Zirkel, der ſich um ihn bildete, von Einem zum Andern gehend, auch an den Oberſten kam, ſagte er: „Ihre Sache iſt gemacht.“

Herr von F**, der neben dem Oberſten ſtand, glaubte, er ſei General geworden, umarmte ihn entzückt und rief: »Ich gratulire Ihnen von ganzem Herzen! das konnte

nicht fehlen, das hatten Sie verdient. O ich habe es längſt vorher geſagt, daß es ſo kommen würde.“

Die Leute lachten, der Oberſt ſchämte ſich und Herr von F** konnte beides nicht begreifen. Er blieb dabei, es widerfahre ſeinem verehrten Freunde blos, was er längſt verdient habe.

## Die Grundſätze.

(Eine wahre Anekdote.)

Einen Mann von Grundſätzen pflegt man den zu nennen, aus deſſen Handlungen gewöhnlich Einheit des Maßſtabes hervorgeht. Es gibt auch in der That Manchen, der Grundſätze angenommen hat (gute oder böſe, darauf kommt es hier nicht an), aber höchſt ſelten Einen, der darnach handelt. Das geht ſehr natürlich zu. Die Bildung und Annahme der Grundſätze geſchieht mit ruhigem Gemüth unter Leitung des Verſtandes. Das Handeln hingegen, bei Gelegenheiten, wo irgend eine Art von eigenem Intereſſe ſich einmiſcht, geſchieht mit mehr oder minder bewegtem Gemüth und verfinſtertem Verſtande. Wir ſind eigentlich nur Menſchen wenn wir denken, und bleiben gewöhnlich Thiere, ſobald wir handeln. Das klingt hart, aber leider iſt es wahr. Darum lebt auch kein Menſch auf Erden, und nie hat Einer gelebt, dem man nachrühmen könnte, er habe ſtets, mit Hintanſetzung des eignen Vortheils, nach ſeinen Grundſätzen gehandelt. Wie im palais

royal, wenn der Abend dämmert, beständig hübsche Lustdirnen den Vorübergehenden winken, so locken die geschmückten Leidenschaften den Pilger von seinem Pfade. Wenn er auch an fünf derselben die Augen schließend vorüber geht, so wird er doch der sechsten zublinzeln und der siebenten in die Schlinge fallen. Unter Allen die gefährlichste Sophistin ist die Liebe, Männer widerstehen ihr selten, Weiber nie. Sie bläst die Grundsätze über sich hin, wie ein muthwilliger Knabe die Seifenblasen; sie spottet ihres Schimmers und freut sich, wenn sie platzen.

Die schöne Eulalia war eines Landpredigers Tochter, von ihren Eltern still und fromm erzogen, eine eifrige Christin, die steif und fest glaubte, daß Josua den Mond in's Thal Ajalon gebannt, und daß die Israeliten durch's rothe Meer spaziren gegangen. Wider die Freigeister hatte sie ihren Vater oft von der Kanzel donnern hören, darum war ein Freigeist in ihren Augen ein Teufelskind. Die konnte überhaupt nicht begreifen, wie es möglich sei ein Freigeist zu werden, so lange man nur noch einen Gran von Vernunft besitze, denn in der Bibel stand ja Alles so klar.

In diesen Grundsätzen war sie aufgewachsen, als ihre Eltern starben und ein Oheim in der Stadt die Verwaiste zu sich nahm. Hier zogen ihre Schönheit und Sittsamkeit sehr bald die Blicke und Herzen der Jünglinge an sich, unter diesen auch Bernhard, einen schönen, reichen, jungen Mann, und, was mehr als das, einen Mann, der im wohlverdienten Rufe der strengsten Rechtschaffen-

heit ſtand. Er gefiel ihr wohl und ſie hatte nichts dawider, als Bernhard förmlich um ſie warb.

Züchtiglich hatte ſie bereits ihr Jawort gegeben, und züchtiglich den Bräutigam zum erſten Male geküßt; da kam eine dienſtfertige Nachbarin, die ſchon längſt für eine ihrer Töchter auf Bernhard ſpekulirt hatte, ſeufzte und vertraute ihr: der Mann ſei wohl ſonſt recht gut, aber ein verdammter Freigeiſt.

Bei dieſem Schreckensworte erblaßte die fromme Eulalia. Sie zog Erkundigungen ein und erfuhr, da Bernhard wirklich oft ſich Religionsſpöttereien erlaube, die er ſeine Grundſätze nannte. Sogleich verſtieß ihn die erſchrockene Braut zu großem Mißvergnügen ihres Oheims; denn die Verſchenker von Mädchen-Händen fragen gewöhnlich den Henker nach der Moralität deſſen, der das Geſchenk empfangen ſoll. Ein reicher Mann, und wenn er den Orden der Hölle im Knopfloch trüge, iſt überall willkommen.

Indeſſen wollte doch der Oheim die fromme Nichte auch nicht zwingen und das Körbchen wurde abgefertigt. Aber ſo leicht ließ Bernhard ſich doch nicht abſchrecken. Er beſuchte nach wie vor das Haus, und der Oheim, der ſehr gern geſehen hätte, wenn es dem Liebhaber gelungen wäre, die ſchüchterne Eulalia zu beſiegen, ließ ihn oft mit ihr allein. Dieſe Gelegenheiten benutzte Bernhard mit der Liebe im Bunde, und es währte nicht lange, ſo ſeufzte Eulalia ſchon im Stillen, daß ihre Grundſätze ihr nicht verſtatteten, ihn zu lieben. Dieſe Seufzer, in klare Worte

überſetzt, hießen: Ich lieb' ihn ſchon. Bald fing ſie an Entſchuldigungen für ihn aufzuſuchen: er war verführt durch böſe Geſellſchaften, durch gottloſe Bücher — wie leicht konnte dieſe Seele noch gerettet werden — und wenn es wohl gar ihr vorbehalten war, dem Himmel jene große Freude zu verſchaffen, die er bekanntlich über einen bußfertigen Sünder empfindet? Ei ſo war es ja ihre Pflicht, ihn zu heirathen — ja ihre Pflicht, das ließ ſich gar nicht läugnen, und folglich heirathete ſie ihn auch ihren Grundſätzen zum Trotze.

In den Flitterwochen konnte man vor lauter Liebe nicht zu Religionsſtreitigkeiten gelangen; als aber die vorüber waren, dachte ſie mit Ernſt an die Bekehrung des geliebten Freigeiſtes. Nun wurde an jedem Abend einige Stunden lang wacker diſputirt. Eulalien zur Seite ſtand die Bibel. Bernhard ſtellte ihr den Voltaire entgegen. Am Ende blieb faſt immer ein Jeder bei ſeiner Meinung, ohne daß ihre Zärtlichkeit darum erkaltete.

Eines Morgens wollte Bernhard zu einer ungewöhnlichen Stunde ſeine Gattin beſuchen. Er fand die Thür ihres Schlafzimmers angelehnt, öffnete ſie leiſe und erblickte Eulalien kniend, mit dem Rücken gegen ihn gekehrt. Er lauſchte und vernahm das Fragment eines Gebetes, welches ihn bis in die innerſte Seele rührte. Sie bat Gott um Kraft ihn zu bekehren, mit einer Innigkeit, die ihm Thränen entlockte. Leiſe ſchlich er wieder fort, und als am Abend die fromme Streiterin einen neuen Anfall auf ihn that, vertheidigte er ſich weit ſchwächer als gewöhnlich. Er fing in

allem Ernſt an zu glauben, daß ſie doch wohl Recht haben könne; ſeine ſchöne Frau ſchien ihm ein mit dem Himmel verwandtes Weſen, das ihn ſanft nach ſich zog, und jede ihrer Liebkoſungen wurde für ihn ein Ueberzeugungsgrund. Kurz, ehe drei Monate vergingen, hatte Bernhard ſeine Grundſätze vergeſſen und war ein frommer Chriſt, obgleich Eulalia, in den letzten vier Wochen, das Geſpräch über dieſen Gegenſtand nicht erneuert, vielmehr ſichtbar vermieden hatte, und oft wie eine Träumerin herum wankte.

Bernhard meinte, ſie habe die Hoffnung aufgegeben, ihn zu bekehren, darum ſchweige ſie und ſei betrübt. Allein er hatte es nicht errathen, und mit großem Erſtaunen erfuhr er erſt lange nachher, was ihren Geiſt beſchäftigte. Seine Gegengründe nämlich, verbunden mit der Betrachtung, daß er, trotz ſeiner Freigeiſterei, doch immer ein braver, liebenswürdiger Mann geweſen, hatten nach und nach auf Eulalia einen ſo tiefen Eindruck gemacht, daß ſie, trotz ihrer ſchönen Grundſätze plötzlich aus einer frommen Chriſtin ein Freigeiſt wurde.

So ſpielte die Liebe mit Beider Vernunft. Sie brachten ein ganzes Jahr damit zu, einander wechſelsweiſe zu bekehren, bis ſie endlich ſelbſt nicht mehr wußten, was ſie glauben oder nicht glauben ſollten. Nur das Eine wurde von Beiden nicht bezweifelt: daß man dem Geliebten Alles glaubt, und daß, im Brennpunkte der Liebe, auch diamantene Grundſätze ſich verflüchtigen.

# Was gehört vor allen Dingen zu einer guten Erziehung?

Der Leſer würde lange rathen, ehe er die rechte Antwort träfe. Eine Verbeugung, ein Kratzfuß, ein gehorſamer Diener, das iſt das Haupterforderniß einer guten Erziehung. Das hat vor vierzig Jahren ein ſpaßhafter Italiener bewieſen in einem zu Rom gedruckten Buche, betitelt: Riverenze ed Inchini etc. (Die Reverenze und Verbeugungen der Alten und Neuern, ein theoretiſch-praktiſch-hiſtoriſch-politiſch-phyſiſch-moraliſcher Traktat in ſechs Büchern, mit Kupfern und einer geographiſchen Karte.)

Es iſt bekannt, daß einſt ein Tanzmeiſter in England ſich wunderte, einen gewiſſen Lord zum Miniſter erhoben zu ſehen: »ich habe ihm zwei Jahre lang Stunden gegeben,« ſagte er, »aber es war gar nichts aus ihm zu machen.« — Gleiche Geſinnungen hat der Verfaſſer dieſes ſeltſamen Büchleins, in welchem die Kunſt der Kratzfüße tief unterſucht und deren Wichtigkeit erwieſen wird. Das erſte Buch iſt rein theoretiſch und — metaphyſiſch. Der Verfaſſer beweiſt, daß der Menſch in ſeinem Innerſten ein gewiſſes angebornes Prinzip der Kratzfüße birgt, welches mit ſeiner Natur dermaßen verſchmolzen iſt, daß man ihn eben ſo wohl Reverenzenthier, als ein vernünftiges Thier nennen könnte. Auf dieſes Prinzip ſollen die erſten Kenntniſſe des Rechts gegründet ſein, und

immer ſoll die Entwicklung der Fähigkeiten des Geiſtes und Herzens im Verhältniß zu der Fähigkeit ſich zu verbeugen ſtehen. Man ſieht, daß in vierzig Jahren die Welt ſich nicht geändert hat.

Im zweiten Buche erzählt der Verfaſſer den Urſprung und die Fortſchritte der Kratzfüße oder Verbeugungen, ſowohl des Körpers als des Kopfes, bei den orientaliſchen Völkern. Er führte ſehr gute Gründe dafür an, daß Eva es war, welche unſerm Stammvater Adam die erſte Verbeugung machte, wenn es gleich noch kein eigentlicher Knix ſein mochte, und daß dieſe Höflichkeit ſehr nachtheilige Folgen hatte. Ob ihre Kinder dieſen Gebrauch von ihr lernten, wagt er nicht zu entſcheiden, da die Geſchichte über dieſen wichtigen Punkt das Schweigen beobachtet.

Als Monarchien entſtanden, da entwickelte ſich das angeborne Prinzip ſehr kräftig, (ja wohl!) und die Kunſt der Kratzfüße machte bald ſehr ſchnelle Fortſchritte, auch in Europa, wohin ſie auf verſchiedenen Wegen, nämlich durch Kleinaſien und durch Egypten, gelangte. Hier folgt nun eine gedrängte, aber doch in's Einzelne gehende Geſchichte der Revolutionen, welche dieſe erhabene Wiſſenſchaft von Anbeginn bis auf unſere Tage in allen Theilen der Welt erfahren hat, und hier iſt ſogar eine geographiſche Karte beigefügt. Es iſt beſonders merkwürdig, daß ſie immer gleichen Schritt mit den übrigen Künſten und Wiſſenſchaften hielt. Viele große Männer ſollen einen Theil ihres Lebens der Uebung in Kratzfüßen gewidmet, ihre Verdienſte und ihren Ruhm darauf gegründet haben. Der

Verfaſſer bemerkt, daß die chineſiſchen Mandarinen, die verdienſtvollſten Männer ihres Vaterlandes, auch die geſchickteſten Kratzfußmacher ſind, und daß auf allen Univerſitäten der Herr Profeſſor, wenn er das Katheder betritt, ſeinen Unterricht mit einer anſtändigen Verbeugung beginnt.

Das dritte Buch enthält das ganze Siſtem der Kratzfüße, getheilt in Klaſſen, Gattungen und Spielarten. Es gibt nur zwei Klaſſen, die einfachen und die zuſammengeſetzten. Jene haben wieder Unterabtheilungen: die vertraulichen, die ernſten, die gleichgiltigen und die gewöhnlichen. Auch die zuſammengeſetzten theilen ſich in zweideutige, gelegentliche, komiſche u. ſ. w. Die Spielarten ſind ſehr zahlreich, dem Ganzen Tafeln beigefügt, auf welchen mathematiſch berechnet wird, welche krumme Linien der ſich neigende Kopf in einer gewiſſen Zeit beſchreibt, und in welchen Verhältniſſen er dann zu dem Rückgrath ſteht. Ferner: Kupferſtiche, Abbildungen von berühmten Kratzfußmachern (faſt lauter Höflinge), nebſt anatomiſchen Kupfertafeln, auf welchen das Spiel der Nerven, Muskeln und Knochen bei jedem Kratzfuß zu ſchauen iſt.

Im vierten Buche lehrt nun der Verfaſſer die große Kunſt der Kratzfüße, »welche ſich um eine unwandelbare Axe dreht, an deren beiden äußerſten Enden das eigene Intereſſe und der Wille Andern zu ſchaden ſich befinden. Dieſe Axe erleidet jedoch ſehr unregelmäßige Ab-

weichungen," und der gelehrte Verfaſſer vergleicht ſie mit der Erdaxe.

Das fünfte Buch liefert eine Reihe von alten und neuen Anekdoten in chronologiſcher Ordnung, welche unwiderſprechlich beweiſen, daß ſeit dreitauſend Jahren alle politiſche Revolutionen, alle den Fürſten zugeſtoßenen Unglücksfälle u. ſ. w. blos von einem, zu rechter oder unrechter Zeit gemachten Kratzfuße herrühren. Dieſer intereſſante Theil des Werkes kann als ein Handbuch allen Höflingen empfohlen werden.

Das ſechſte und letzte Buch beſteht aus zwei gleich wichtigen Abſchnitten. Der erſte enthält Uebungen in allen Gattungen von Kratzfüßen, den ehrgeizigen, frommen u. ſ. w., wie auch in Beziehung auf die verſchiedenen Stände der Menſchen und die Lagen, in welchen ſie ſich befinden. Es ſind einige darunter, die eine ziemlich lange Zeit und einen ſtarken Magen erfordern, zum Beiſpiel, die Uebungen des Gläubigers bei ſeinem vornehmen Schuldner, die des Supplikanten bei ſeinem Gönner u. ſ. w. Ferner: die von der zuſammengeſetzten, lächerlichen Gattung, wohin der Verfaſſer die diplomatiſchen, wie auch die der Gelehrten unter ſich und gegen ihre Mäcenen rechnet. Für die längſte und beſchwerlichſte hält er die des Schmeichlers, weil ſie den Geiſt und die Organe in einer beſtändigen Spannung erhält, weshalb auch dieſe Leute gewöhnlich an der Schwindſucht ſtürben.

Die zweite Abtheilung des Buches iſt der Diätetik der

Kratzfüßler, sowohl der vorbeugenden als heilenden gewidmet, und nicht minder gelehrt als das übrige, wie man aus folgender Stelle schließen mag:

»Es ist eine der größten Gefahren, welchen der Kratzfüßler ausgesetzt ist, das Gleichgewicht zu verlieren, besonders in solchen Fällen, wo sein Kopf sich tiefer bücken muß als die Knie dessen, vor dem er sich verbeugt. Da könnte es leicht geschehen, daß er vor seinem Götzen niederfiele und den Hals bräche, welches schlimm genug wäre, oder daß er von der Spitze des Winkels, den sein Kopf mit seinen Füßen bildet, ein unangenehmes Murren hören ließe, welches noch schlimmer wäre. Daher ist jedem Kratzfüßler anzurathen, bei solchen Gelegenheiten in seinen Beinkleidern ein Gegengewicht zu tragen, welches seinem Zwecke angemessen ist. Zum Beispiel, wenn er den Großen, den Ministern und ihren Maitressen seine tiefe Ehrfurcht bezeigen will, so thut er wohl, einige Rollen Gold zu sich zu stecken, welches ihn nicht allein im Gleichgewicht erhalten, sondern auch durch sympathetische Ausdünstungen zu seinem Vortheil wirken wird u. s. w.«

Der ganze Spaß hat denselben Fehler, an dem viele seines Gleichen kränkeln: er ist zu lang ausgedehnt.

## Theorie der Kommerztraktate.

Das ist der Titel eines Buches, welches ein französischer Gelehrter, Bouchaud, geschrieben hat. Er war einst Lehrer

des Natur- und Völkerrechts in dem College royal de france, auch Mitglied der Akademie der Inschriften. Seinen Gegenstand hat er sehr ausführlich behandelt, und dabei besonders unsern Landsmann Mascov de Foederibus commerciorum und seinen eigenen Landsmann Mably, droit public de l'Europe benutzt. Das allgemeine Interesse, welches dieser Gegenstand in unsern Tagen erregt, sollte wohl seinem alten Buche wieder neue Leser verschaffen. Es ist in fünfzehn Kapitel getheilt.

Einige Kommerztraktate haben den Anschein von gesellschaftlichen Verbindungen — ein solcher war der hanseatische Bund — andere zwecken einzig darauf ab, den Handel der Unterthanen eines Staats zu schützen. Mehrere, die man einfache Freundschaftstractate nennen kann, haben zum Ziele Freiheit, Sicherheit und Leichtigkeit der Schifffahrt und des Handels. Einige bestimmen eine gewisse Leistung, wodurch sie die natürliche Freiheit einschränken oder vermehren.

Diesen Untersuchungen ist Bouchaud's Werk gewidmet, aber sie würden überflüssig werden, sobald es eine Nation gäbe, welche, die Herrschaft über das Meer rechtlich behauptend, die übrigen Nationen der Freiheit der Schifffahrt und des Handels beraubte. Im Gegentheil wiederum, wenn es gar keine Art von Eigenthumsrecht, das Meer betreffend, gäbe, so könnte die Freiheit, es zu durchschiffen, auch in keinem Falle auf keine Weise eingeschränkt werden.

Die Anmaßung einer Herrschaft über das Meer findet der Verfasser schon im höchsten Alterthume, nämlich in den Zeiten des zweiten Minos, der einige Jahre vor der Belagerung von Troja in Creta herrschte. Mit gewaffneter Hand stritten die Athenienser, die Lacädemonier und viele andere Völker um diese Herrschaft. Die alten römischen Rechtsgelehrten urtheilten nach dem Naturrecht, daß nicht allein das Meer, sondern auch die Küsten ein gemeinschaftliches Gut wären. Aber diese Meinung änderte sich mit der Regierungsform; die Kaiser nannten sich Herren des Meeres, und sogleich sprachen die Rechtsgelehrten wie die Kaiser.

Unter den neuern europäischen Nationen ist die Frage mit der größten Heftigkeit debattirt worden, und zwar von Männern, die, wie Bouchaud meint, mehr Patriotismus als Wahrheitsliebe besaßen. Hugo Grotius und andere stritten mit Kraft für die Freiheit der Meere, die hinwiederum von Selden und vielen Andern eben so kräftig angegriffen wurde. Pontanus, Puffendorff u. a. m. glaubten auf einem Mittelwege, mit Hilfe einiger Distinktionen, den großen Streit zu schlichten. Der Verfasser bemerkt, daß alle Gelehrte ohne Vorurtheile sich für Selden erklärten. Es gebe also wirklich eine Art von Eigenthumsrecht auf das Meer? — Ohne Zweifel, antwortet Bouchaud, obgleich die Gemeinschaft der Güter allen Eigenthumsrechten vorausging. Diese beginnt, nach der Bemerkung des Rechtslehrers Nerea, mit dem natürlichen Besitz. »Ohne vorhergegangene Gemeinschaft der

Güter können Besitzergreifung und Theilung nicht gedacht werden, folglich sind sie die ältesten Arten einen Besitz zu erlangen.

Da der Gebrauch der gemeinschaftlichen Güter nicht unerschöpflich war, so mußte ihr Besitz Streitigkeiten veranlassen, und um diesen vorzubeugen, kam man überein, daß diejenigen Dinge, die zuvor Niemanden ausschließlich zugehörten, dem, der zuerst Besitz ergriff, verbleiben sollten. So bemächtigte man sich ganzer Länder. Nach und nach dehnten die Fürsten den Grundsatz auch auf die Gewässer aus, die ihre Staaten bespülten; welches freilich eben nicht seltsamer schien, als da man ihn auf wilde Thiere Flüsse, Metallminen u. dgl. anwandte.

Die Rechtslehrer kommen dieser Meinung durch eine Maxime gar sehr zu Hilfe, die sie für unbezweifelt ausgeben, nämlich: daß das Eigenthum einer Sache, von der einmal Besitz ergriffen worden, durch die bloße Intention auch erhalten wird, ohne daß die Fortdauer des wirklichen Besitzes nothwendig sei. So bestände nun auch die Fortdauer der Herrschaft über das Meer durch die bloße Intention es zu beherrschen, und brächte die auffallendsten Wirkungen hervor, besonders in unsern Tagen, wo Niemand mehr daran zweifle, daß man die freie Schifffahrt besondern Traktaten unterwerfen könne. (So lange das verhaßte Recht des Stärkern besteht — das heißt ewig — wird doch all das Schreiben und Disputiren zu nichts auf der Welt nützen; die stärkere Nation wird immer auch die herrschende sein, und gerade dieselben Anmassungen sich

erlauben, die ſie heftig beſtritt, als ſie noch die ſchwächere war.)

Die Sicherheit der Schifffahrt und des Handels, fährt Bouchaud fort, erfordert, daß die Völker ihre Kräfte vereinigen, um der Seeräuberei Einhalt zu thun. Hier erwähnt er eines engliſchen Geſetzes, welches dieſer Nation nicht zur Ehre gereicht. »Wenn ein Seeräuber geraubte Waren, von Fürſten oder Republiken, die mit England in Frieden ſind, zu Markte bringt, und ſie einmal verkauft worden, ſo verbleiben ſolche den Käufern und die Eigenthümer können weiter keine Anſprüche darauf machen.«

Darum waren die Holländer ſo vorſichtig, in einem Traktat, den ſie 1667 mit England ſchloſſen, ausdrücklich zu bedingen, daß die Seeräuber ihre Beute in keinem engliſchen oder holländiſchen Hafen verkaufen durften, und daß, wenn es doch geſchähe, ſie den Eigenthümern ſollten zurück gegeben werden. (Es iſt empörend, daß etwas dergleichen noch bedungen werden mußte.)

Für die Sicherheit der Schiffe bei Stürmen in finſtern Nächten gibt der Verfaſſer, außer den Leuchtthürmen, noch ein gutes Mittel an. Man ſoll nämlich von Zeit zu Zeit Kanonen abfeuern, weil der Blitz des Pulvers durchdringender ſei, als der einer bloßen Leuchte, und beſonders, weil der Schiffer dann nach dem Schall, der in einer Sekunde hundert dreiundſiebzig Faden durchlaufe, berechnen könne, wie weit er noch von der gefährlichen Küſte entfernt ſei.

Um die Koſten ſolcher Anſtalten zu vergüten, ſind Zölle

errichtet worden, z. B. der Sundzoll in Dänemark, der von allen europäiſchen Mächten bewilligt und durch verſchiedene Traktaten bekräftigt worden.

Das abſcheuliche Strandrecht war lange Zeit bei allen Nationen in Gebrauch, ſelbſt bei ſolchen, deren Fürſten bereits Geſetze dagegen gegeben hatten. (Dann müſſen dieſe Fürſten doch wohl durch die Finger geſehen haben.) In Deutſchland, ſagt Bouchaud, machten ſich noch jetzt die Prediger kein Gewiſſen daraus, von der Kanzel den lieben Gott um einen geſegneten Strand zu bitten, und ein Profeſſor zu Halle, Namens Thomaſius, habe behauptet, daß dieſe Gebete keineswegs unvernünftig, oder mit den Vorſchriften des Rechts und der Barmherzigkeit unvereinbar wären. In Frankreich ſchaffte Ludwig XIV. im Jahr 1681 das Strandrecht ab. Der Verfaſſer meint aber, es wäre noch immer gut, wenn man ſich in Traktaten dagegen verwahrte.

Die Konſuln (Handelsagenten) betrachtet der Verfaſſer, gegen Wicquefort, als Männer, die unter dem Schutz des Völkerrechtes ſtehen und führt unter andern einen Traktat von Heinrich IV. an, den dieſer Monarch im Jahre 1604 mit dem Sultan Achmet ſchloß, in welchem ſtipulirt wird: »Daß alle handelnde Nationen, auch die Engländer, unter Flagge und Schutz von Frankreich frei handeln können, dem franzöſiſchen Konſul aber Gehorſam ſchuldig ſind.» (Die Zeiten haben ſich ſehr geändert, doch wer weiß, ob ſie nicht bald wieder eintreten werden?)

Ein See-Geſetzbuch iſt nothwendig. Die Alten rühm-

ten vorzüglich die Seegesetze der Rhodier, welche eine Zeitlang das Meer beherrschten. Wir besitzen sie noch, aber da sie keine Spuren von der gerühmten Weisheit an sich tragen, so glaubt Bouchaud sie wären unecht und etwa von einem konstantinopolitanischen Griechen geschmiedet. Die berühmtesten Gesetze dieser Art im Norden von Europa sind die von Wisby, der Hauptstadt auf der Insel Gothland in der Ostsee. Sie wurde von den Gothen erbaut, welche die Einwohner der Insel Usedom dahin versetzten, nachdem ihre große Handelsstadt Vineta von den Wellen war verschlungen worden. Aus diesen Gesetzen entsprangen die der Hansestädte. Sie wurden noch vor Kurzem in Holland beobachtet.

Eine andere Sammlung von Gewohnheiten, die unter dem Titel: Konsulat des Meeres, bekannt ist, wurde an den Küsten des mittelländischen Meeres, in Spanien, Italien und selbst auf den Inseln des Archipels befolgt; bis Karl V. und Philipp II. in Spanien, Ludwig XIV. in Frankreich, so wie mehrere europäische Mächte, besondere Gesetze gaben.

Der Verfasser kommt nun auf den wichtigen Gegenstand der Kontrebande. Schon den Römern war der Handel mit Ausländern oder Barbaren, gewisse Waren betreffend, verboten. Barbaren nannten sie alle Völker, die nicht ihrer Herrschaft unterworfen waren (und auch diese Gewohnheit ist nicht ganz abgekommen.)

Bei den Neueren zweifelt Niemand, daß es den Unterthanen eines Staates nicht gezieme, mit dem Feinde Han-

del zu treiben. — Aber erſtreckt ſich dies Verbot auch auf befreundete und neutrale Mächte? — Hier, ſagt Bouchaud, ſind die Meinungen der Publiziſten getheilt, noch mehr die der Fürſten, die oft heftig für und wider gekämpft haben, je nachdem es ihr jedesmaliger Vortheil erheiſchte. Es gibt dreierlei Gattungen von Waren, die man dem Feinde zuführen kann: 1. Kriegsbedürfniſſe. 2. Dinge, die nur zum Luxus und Vergnügen dienen. 3. Dinge, die in und außer dem Kriege nützlich ſind, als Geld, Lebensmittel, Schiffe u. ſ. w. Was die erſte Gattung betrifft, ſo nimmt man allgemein an, daß die kriegführende Macht diejenigen als Feinde betrachten könne, die ihrem Gegner ſolche Dinge zuführen. Ueber die Einfuhr der zweiten Gattung ſollte keine Macht Klage führen, da ſie weniger dazu dient den Feind zu ſtärken als zu entnerven. Die Frage betrifft alſo hauptſächlich nur die dritte Gattung, und hier meint der Verfaſſer, könne ſie leicht, nach den Grundſätzen der geſunden Vernunft und des allgemeinen Rechts, entſchieden werden, das heißt: nach dem Rechte, welches der Krieg verleiht, Handlungen zu begehen, die, ohne ihn, ſchwarze Verbrechen ſein würden — (ach! welch ein unzubeneidendes Recht!) als da ſind: Niedermetzeln, Plündern u. ſ. w. Wenn im Stande der Vertheidigung, ſagt er, jedes zweckdienliche Mittel rechtmäßig iſt, ſo muß auch dem Fürſten erlaubt ſein, alle die Mittel anzuwenden, ohne welche er ſeine Rechte nicht erlangen kann; alle Hinderniſſe zu ſeiner Vertheidigung aus dem Wege räumen; folglich Lebensmittel, Geld und Schiffe

aufzufangen, die des Feindes Kräfte nur vermehren würden. Aus eben dem Grunde erlaubt er dem Fürsten, den Handel des Feindes mit einer befreundeten Nation auf alle nur mögliche Weise zu stören, wenn nur dabei das Gebiet des Freundes nicht verletzt werde. Einer nicht kriegführenden Nation hingegen sei nicht vergönnt, ein freies Volk in seinem Handel zu stören, nur könne sie ihm den Durchgang durch ihr Gebiet verweigern. (Herr Bouchaud vergißt, daß der Handel mit der zweiten Gattung von Waren, den er für unverfänglich hält, doch auch dem Feinde Geld verschafft, und folglich mit Einem Worte, nach seinen Voraussetzungen, jeder Handel verboten oder gehindert werden muß.)

Bei der Beprüfung der Konfiskationen wirft er die Frage auf: Ob erlaubte Waren konfiszirt werden können, wenn sie mit kontrebandenen Waren in einem Schiffe vermischt sind? — Viele Könige von Frankreich haben das bejaht, daher das Sprüchwort entstanden: Que la robe de l'ennemi confisque celle de l'ami. (Des Freundes Gewand wird durch das feindliche konfiszirt.) Der Verfasser hält das aber nicht für gerecht, auch sei es in Europa nicht mehr gewöhnlich.

Eine andere Frage ist wieder: zu wessen Vortheil soll die Konfiskation geschehen? Sind es gekaperte Schiffe, so gehört der größte Theil der Beute dem Kaper, ein anderer dem Fiskus. In Spanien eigneten sich der König und der Großadmiral einen Theil davon zu. In Frankreich bekam

Digitized by Google

der Großadmiral ein Zehntel, der Staat ein Fünftel. Eben so in Holland.

Fast heftiger als über den verbotenen Handel mit Pulver und Kanonen, ist von den Seemächten über die Begrüßung auf dem Meere gestritten worden. Ein Recht sie zu fordern gibt vor allen Dingen die Herrschaft über den Theil des Meeres, wo die Schiffe einander begegnen. Also an den Küsten gebührt der Gruß den Schiffen derjenigen Macht, welcher die Küsten zugehören. Aber wie weit erstreckt sich diese Herrschaft? was nennt man offene See? — Darüber gibt es keine feste Bestimmung. Bouchaud kennt nur Ein Beispiel, wo diese Entfernung in einem Traktat genau bestimmt wurde, den Ludwig XIV. im Jahre 1689 mit dem Dey von Algier schloß. Da hieß es: die Algierer sollten bis auf zehn Meilen von der französischen Küste keine Prisen machen.

Von dem Rechte zu Repressalien ist der Verfasser kein Freund. Er gesteht zwar ein, daß das Völkerrecht dazu autorisire, allein er meint, es erbittere nur die Gemüther, und es könnten dabei sehr leicht die rechtlichen Grenzen überschritten werden.

Um den Bruch der Traktaten zu verhüten, schlägt er verschiedene Mittel vor, unter andern auch jenes alte, leider seit mehreren Jahrhunderten gänzlich vernachlässigte, der Erwählung eines Schiedsrichters. Wenn man die Fürsten in ihren Manifesten sprechen hört, so sollte man glauben, es sei keiner unter ihnen, der nicht ungern Krieg führte, und mit Freuden Alles thun würde, um

ihn zu vermeiden. Warum wird denn kein fürstlicher Streit mehr durch Schiedsrichter geschlichtet? vormals wurde oft Blutvergießen dadurch verhütet. Jetzt nimmt man höchstens Vermittlung an, thut aber denn doch, was man will. Krieg ist jetzt das einzige Mittel, Traktaten aufrecht zu erhalten, und bei dem Worte Krieg fällt dem Verfasser die Feder aus der Hand.

Sein Werk ist sehr interessant und zugleich unterrichtend, tief geschöpft und doch klar; in den Gebräuchen der Alten ist er eben so bewandert, als in den heutigen. Zu den Vortheilen des Handels zählte er aber manches, was noch sehr problematisch sein möchte, und besonders auffallend ist, wenn er sagt: „daß zu den Vortheilen, welche eine Nation sich durch Kommerztraktate verschaffen müsse, auch die Monopole zu zählen seien.“ — Ein anderer Vorwurf, den man ihm machen könnte, ist, daß er sein Werk hin und wieder mit Gelehrsamkeit etwas überladen hat. Allein im Ganzen ist es sehr befriedigend, weil auch die Rechtlichkeit des Verfassers überall durchschimmert; nur wird dadurch Manches unpassend für Zeiten, wo Recht mehr gilt als Rechtlichkeit, und solche Zeiten gibt es doch bisweilen.

## Der Regenschirm.

Es wurde einmal in Berlin auf den Gensdarmenplatz bei irgend einer fröhlichen Veranlassung ein Feuerwerk ab-

gebrannt; denn wenn die Menschen sich freuen wollen, so muß Feuer dabei sein, nicht blos im Herzen und Augen, sondern auch in Patronen und Racketen. Man könnte allerlei artige Betrachtungen darüber anstellen, daß, seit Erfindung des Pulvers, große Ehre und große Freude durch Knall und Feuer ausgedrückt, und besonders die Stufen der Ehre durch eine gewisse Anzahl von Knällen bezeichnet werden. Rauch ist freilich auch dabei. — Närrische Menschen! sagt irgendwo der liebe Gott in seinen sämmtlichen Werken.

Also ein Feuerwerk auf dem Gensdarmenplatze. Der Morgen war schön gewesen, auch der Mittag, aber gegen Abend bewölkte sich der Himmel, und drohte mit Regen. Indessen hofften die Berliner noch immer — weil sie stark im Hoffen sind — die Wolken würden ihr Vergnügen respektiren, und den feuchten Schooß nicht eher entladen, bis die letzte Racke te ihnen die Erlaubniß dazu gebracht. Viele tausend Menschen waren zusammengeströmt mit dem frohen Gedanken — der zugleich ihr letzter für heute war — daß sie nun nichts weiter zu thun hätten, als zu gaffen. An Sicherheitsanstalten gegen den Zorn der Wolken hatten nur wenige gedacht; man unterläßt sie wohl ja bisweilen gegen ganz andere Dinge, als Wolken sind. Doch unter diesen Wenigen befand sich auch der Assessor Pünktrich, der nie ohne einen Regenschirm aus dem Hause ging, das Wetter mochte sein, wie es wollte. Er bediente sich dieser nützlichen Erfindung auf allerlei Weise gegen Regen, Sonne und Wind. Denn wenn es ihm entgegen stürmte, so hielt er

den ausgespannten Regenschirm horizontal vor sich hin, oder hinter sich, wenn ihm der Wind in den Rücken blies. Trug er ihn aufrecht, so neigte er ihn bald rechts, bald links, je nachdem von dieser oder jener Seite Tropfen oder Strahlen ihn bedrohten. Kurz, er war der geschickteste Regenschirmträger in ganz Berlin, doch nur für seine eigene werthe Person, nicht für alle übrigen Fußgänger in der Residenz; denn da er bei dem vielen Drehen und Wenden seiner Schutz- und Trutzwaffe eines großen Raumes bedurfte, so kam er nicht selten dadurch in Collision mit Leuten, die ihr bischen Raum sich nicht wollten verengen lassen. Jetzt, da der Köpfe so viele und so dicht den Gensdarmenplatz füllten, daß man wirklich das Wunder leicht hätte vollbringen mögen, mehrere derselben unter Einen Hut zu stecken, hielt er seinen Regenschirm zwischen den Füßen, und Niemand ahnete dessen Gegenwart.

Das Feuerwerk begann, war aber kaum zur Hälfte abgebrannt, als urplötzlich ein derber Platzregen die gaffende Versammlung überfiel, die Lunten auslöschte, die Racketen einweichte, die Strohhüte in Lappen verwandelte, die seidenen Bänder ihres Glanzes beraubte, die leichten wollenen Shawls zu schweren Mänteln machte, und aus ihren Zipfeln herabtriefte. Es entstand ein Gekreisch wie beim Raub der Sabinerinnen, und vielleicht noch ärger, denn die Gefahr war größer. Alles drängte sich nach den Wänden der Häuser, um wenigstens unter den vorspringenden Dächern einigen Schutz zu finden. Hier konnten sich aber höchstens zwei Reihen von Menschen bergen, die dritte

Reihe kam gerade unter die Dachtraufe zu ſtehen. Natürlich wollte ſie das nicht, ſondern lieber zwiſchen ſich und der zweiten einen hinlänglichen Raum für die Traufe laſſen. Allein das gaben wieder die vierte und fünfte Reihe nicht zu, die, von den folgenden gedrängt, die dritte mit Gewalt unter der Traufe feſt hielten. Ein jämmerlicher Anblick! — Das Geſchrei derer, die unfreiwillig das Tropfbad gebrauchten, kontraſtirte ſeltſam mit dem Gelächter derer, die hinter ihnen trocken ſtanden. Zu den letzten gehörte auch der Aſſeſſor Püſtrich, nur lachte er nicht, dazu war er viel zu gutherzig. Er freute ſich bloß im Stillen, daß er ſeinen Regenſchirm mitgenommen, obgleich er in ſeiner jetzigen Stellung deſſen nicht einmal bedurfte. Zwei Schritte von ihm befand ſich eine brennende Straßenlaterne, bei deren Schimmer er ein hübſches, einfach gekleidetes Mädchen erblickte, welches auch mit zu der beträufelten Reihe gehörte, und in betrübter Verlegenheit war. Den niedlichen Strohhut hatte ſie abgenommen, um ihn wo möglich zu retten; aber ſie konnte ihn nirgends anders bergen, als indem ſie mit ihrer Schürze ihn bedeckte, wodurch er dann wieder dem Andringen der vierten Reihe Preis gegeben, und platt wie ein Eierkuchen gedrückt wurde. Ihr ſchönes blondes Haar entringelte ſich ſchnell, und ſandte triefend ſeine Waſſerquellen in ihren ſchneeweißen Buſen hinab. Das konnte der barmherzige Aſſeſſor nicht länger mit anſehen. Vermittelſt einiger Rippenſtöße macht er ſich ſo viel Luft, daß er den Regenſchirm ausſpannen konnte; dann verlängerte er ſeinen Arm ſo viel als möglich, und hielt den ſchützen-

den Tafft über den Kopf des hübſchen Mädchens, nicht ungleich einem Mohren in Batavia, der ſeine Gebieterin beſchirmt.

Sobald die Schöne bemerkte, daß mit ihrer Wiedertaufe inne gehalten wurde, forſchte ſie nach der Urſache, gewahrte den über ihr ſchwebenden Schirm, bald auch die Hand, welche ihn hielt, und endlich den dienſtfertigen Menſchen, dem dieſe Hand zugehörte. Sie warf ihm einen freundlichen, dankbaren Blick zu, der ſeinen Arm ſtärkte, die beſchwerliche Anſtrengung noch länger auszuhalten. Aber es gab Leute, denen dieſe Anſtrengung noch beſchwerlicher wurde, als ihm ſelbſt; denn, indem er die Dachtraufe von dem hübſchen Mädchen ableitete, ließ er ſie natürlich auf die vor ihr ſtehenden Perſonen hinabrieſeln, welche, da ſie der Meinung waren, daß ſie eine hinreichende Quantität von dieſer Himmelsgabe ohnehin unmittelbar empfingen, anfangs laut murrten, dann laut ſchimpften, und zuletzt den höflichen Schirmhalter ſehr unhöflich bedrohten. Der Aſſeſſor Püſtrich ließ Alles das zu einem Ohr hinein-, zum andern wieder hinausrauſchen, wie Wellen, die über das Verdeck ſchlagen, und ſich gleich wieder verlaufen. Wenn der eine Arm müde war, ſo löſte er durch den andern ihn ab; außer dieſer einzigen Bewegung ſtand er wie in Stein gehauen. Das hübſche Mädchen hingegen wurde ſehr verlegen, und fürchtete bald weniger die Dachtraufe, als die beträufelten Grobiane, die ſich vor ſie hingepflanzt hatten. Darum bat ſie ſelbſt ihren Ritter, die Segel einzuziehen, und ſie ihrem naſſen Schickſale zu überlaſſen. Doch als der

Aſſeſſor vollends die ſüße Stimme hörte, wurden die Muskeln ſeiner Arme von neuer Spannungskraft belebt, ein freundliches Kopfſchütteln war ſeine Antwort, und der Regenſchirm blieb nach wie vor über ihrem Haupte ſchwebend. Wahrſcheinlich wäre es zu handgreiflichen Erläuterungen zwiſchen den ſtreitenden Parteien gekommen, hätte nicht noch zu rechter Zeit der Himmel ſelbſt ſich in's Mittel gelegt, und ſeine Fenſter plötzlich verſchloſſen, worauf die feuerluſtigen Zuſchauer wieder vorwärts drängten, und da das naß gewordene Kunſtwerk den fernern Dienſt verſagte, ſich nach und nach verliefen.

Nur der Aſſeſſor verlief ſich nicht, ſondern bat ſehr beſcheiden um die Vergünſtigung, das hübſche Mädchen nach Hauſe zu führen. Zu dieſem Behuf bot er ihr den linken Arm und entſchuldigte dieſe Unhöflichkeit durch das Geſtändniß, daß der rechte ein wenig lahm ſei. Dennoch hatte er mit dieſem lahmen Arme den Regenſchirm eben ſo ſtandhaft ausgeſtreckt, als mit dem geſunden; eine Bemerkung, die das Mädchen im Stillen zu ſeinem Vortheile machte, und mit dem geheimen Vergnügen geſchmeichelter Eitelkeit an ſeiner linken Seite forttrippelte. Im Gehen wurde ſie bald gewahr, daß nicht blos ſein rechter Arm, ſondern auch der linke Fuß an einer Lähmung litt, weil er damit eine Art von Takt auf das Pflaſter ſchlug, welches man hinken zu nennen pflegt.

„Ich wohne weit," ſagte ſie, »und das Gehen wird Ihnen ſauer."

»O erlauben Sie,« erwiederte er, »es kommt mir vor, als ob ich ein fliegendes Vöglein wäre.«

So kam es ihr gar nicht vor, und sie würde sicher ohne ihren hinkenden Führer eine Viertelstunde früher zu Hause gewesen sein. Indessen wollte sie doch sich nicht von ihm los machen, da er theils ihr Wohlwollen verdient und erworben, theils unschicklich war, im Dunkeln allein zu gehen; denn die Magd, welche sie begleitet hatte, war im Platzregen durch das Menschengewimmel von ihr getrennt worden.

Um den Weg zu verkürzen, wurden Gespräche angesponnen, deren Faden immer schnell wieder abriß. Beide sagten einander, wer sie wären. Er, der Assessor Püstrich — sie hatte nie von ihm gehört — sie, die Tochter eines Tuchhändlers, von dem er auch nie gehört hatte, sich aber gleich im Stillen vornahm, künftig bei Niemanden Tuch zu kaufen, als bei ihm.

Endlich gelangten sie an die Thür der Wohnung des hübschen Mädchens. Es wurde geklopft. Mehrere rasche Fußtritte ließen sich auf der Treppe vernehmen. Eine ganze Gruppe von Mutter und Kindern stürzte der Kommenden entgegen. »Ach Henriette! bist du endlich da! wir sind deinetwegen schon sehr in Sorgen gewesen.«

Nun wurde gefragt und erzählt. Henriette stellte den Assessor als ihren Schirmvogt vor, und bemerkte jetzt, bei dem Lichte der Mutter, daß ihm auch ein Auge fehlte. Uebrigens war er wohlgebildet, und eine gewisse Gutmüthigkeit lag unverkennbar in seinen Zügen. Man lud ihn

ein, mit hinaufzusteigen, und ein Viertelstündchen auszuruhen. Er nahm die Einladung mit Vergnügen an; denn bei dem Lichte der Mutter, welches weit heller schimmerte als die Straßenlaterne, hatte er deutlich wahrgenommen, daß Henrietten kein Auge fehlte, vielmehr ihre beiden Augen sehr lieblich funkelten. Oben fand er den alten biedern Vater im Schlafrock, ein Pfeifchen schmauchend, der ihm den lahmen Arm herzlich schüttelte, und für den seiner Tochter erwiesenen Ritterdienst dankte.

Die Bekanntschaft war bald gemacht. Dem Assessor wurde eine Pfeife gestopft, und ein Glas Punsch präsentirt. Er setzte sich zu dem Alten, seine Lippen sprachen mit diesem, sein Auge mit Henrietten, und zwischen beiden getheilt waren seine Ohren. Es that ihm wohl, zu vernehmen, wie von den jüngern Geschwistern — um Henrietten gesammelt — das Eine klagte, sie habe ihm heute das Butterbrot nicht zugeschnitten; das Andere, sie habe es nicht ausgekleidet, und wie sie gegen alle sich liebevoll entschuldigte und versprach, nun recht lange wieder zu Hause zu bleiben. Ein so gutes, häusliches Geschöpf hatte er längst in der großen Residenz vergebens gesucht, da sie, wie alle Residenzen, keinen Ueberfluß von Häuslichkeit in ihren Mauern birgt. Erst gegen Mitternacht verließ er den ehrlichen Tuchhändler, und hinkte heim auf Blumen, mit welchen die Hoffnung seinen Weg bestreute. Vater und Mutter hatten ihn freundlich eingeladen, dann und wann sie zu besuchen, und er selbst verwandelte das dann und

wann in oft; denn es kam ihm bald so vor, wenn er auch täglich hinging, als käme er nur dann und wann. Henriette empfing ihn stets mit Wohlwollen, doch freilich konnte er sich nicht verhehlen, daß aus ihren schönen Augen weiter nichts herauszuklauben war. Die Eltern sahen ihn schon bedeutender an, denn sie hatten sich nach ihm erkundigt, und vernommen, daß er nicht allein ein braver, sondern auch ein wohlhabender Mann sei. Darum entzifferten sie mit Vergnügen die Sprache seines einzigen Auges, und ließen ihn ohne Bedenken oft mit Henrietten allein.

Es währte lange, ehe er den Muth faßte, diese Augenblicke zu benutzen. Immer schreckte ihn der Gedanke zurück: »Du bist ein gebrechlicher Mensch, hast nur Einen Arm, Ein Bein und Ein Auge, wie darfst du hoffen, ein Mädchen zu rühren, das zwei so schöne Augen, zwei so blendend weiße Arme, zwei so niedliche Füßchen hat!« — Doch eines Tages, als er bei ungestümen Regenwetter mit seinem getreuen Regenschirm unter dem Arme herein trat, und Henrietten allein am Fenster sitzend fand, konnte er seine Wünsche nicht länger auf dem Herzen behalten. »Es sei gewagt!« so dachte er, »denn so kann es doch nicht länger bleiben. Hat doch mein Präsident mir schon gesagt, daß meine Relationen immer schlechter werden.« Als er nun so am Fenster mit ihr saß, den lahmen Arm auf den triefenden Regenschirm gestützt, faßte er sich ein Herz, und hub also an: »Liebes Mamsellchen, wollten Sie mir wohl erlauben, Ihnen meine Geschichte zu erzählen?«

»Herzlich gern.«

»Sie iſt ein wenig ſeltſam, denn in allen meinen Haupt- und Staatsaktionen ſind Regenſchirme verwebt.«

Henriette lächelte fragend. Der Aſſeſſor fuhr fort: »Ich war noch ein kleiner Knabe, als mein Vater einſt bei einem Wetter, wie das heutige, nach Hauſe kam. Er ſpannte ſeinen Regenſchirm aus, und ſtellte ihn in's Vorzimmer, um ihn trocknen zu laſſen. Es war indeſſen dunkel geworden. Ich lief durch das Vorzimmer, fiel über den Schirm, und ſtieß mir einen von den mit Meſſing beſchlagenen Rohrſtäben in's Auge; darum ſehen Sie mich einäugig.«

»In meinen Jünglingsjahren ſtand ich einſt unter den Zuſchauern eines Seiltänzers im Thiergarten. Die Sonne ſtach, aber ich hatte wie gewöhnlich meinen Regenſchirm bei mir, den hielt ich über mich. Nicht weit von mir ſtand ein Offizier mit einer jungen Dame, die zum Schutz ihres Hauptes nur einen elenden kleinen Fächer hatte. Der Offizier bat mich ſehr höflich um meinen Schirm für die Dame; ich war ſo unhöflich, es abzuſchlagen; da wurde er natürlich auch unhöflich, und endlich ſo grob, daß ich genöthigt war, ihn auf den Degen zu fodern. Er gab mir einen derben Stich in den Arm, und davon iſt der Arm lahm geblieben.«

»Auch fremde Regenſchirme brachten mir kein Glück. Ich ritt einmal ſpaziren auf einem ſchulgerechten Gaule, das heißt, das Pferd hatte mehr gelernt, als ich. Es kurbettirte und traverſirte, ohne daß ich es verlangte, weil ich vermuthlich zu unrechter Zeit mit dem Munde klatſchte oder ein Knie andrückte. Das geſchah denn auch in einem Au-

Digitized by Google

genblicke, wo ich eben an einer Obſthändlerin vorbei reiten wollte, die über ihre Körbe, und zugleich über ſich ſelbſt, einen großen Schirm von Leinwand ausgeſpannt hatte. Ich weiß dieſe Stunde noch nicht, ob ich zur Unzeit klatſchte, oder ob das Pferd vor dem großen Schirm ſcheu wurde; genug, es traverſirte trotz aller meiner Anſtrengungen, immer auf die Körbe los, bäumte ſich endlich und warf den Schirm um. Der Schirm fiel auf die Obſtkörbe, die Obſtkörbe fielen auf die Frau, die Frau fiel auf die Erde und ich ſelbſt zu gleicher Zeit auf ſie Alle, und zwar am unſanfteſten, denn ich brach ein Bein; das wurde ſchlecht kurirt und davon bin ich lahm.»

Henriette hatte Luſt zu lachen, aber das Mitleid ſiegte. Sie erquickte den Erzähler durch eine gutmüthige Theilnahme.

»Ach! ſagte der Aſſeſſor, das iſt noch lange nicht Alles. Die Regenſchirme haben mich mein Leben lang verfolgt. Den erſten Dienſt, den ich ſuchte, erhielt ich nicht, weil ich auf der Straße einem vornehmen Gecken, der mir begegnete, mit meinem Regenſchirme den Hut vom Kopfe ſtieß und ihm die Haardulle zerſtörte. Den zweiten erhielt ich nicht, weil eine Nervenzarte Dame, die für mich ſprechen wollte, von dem Wachstaffentgeruch meines neuen Regenſchirms ohnmächtig wurde und dadurch einen Widerwillen gegen mich faßte. Den dritten erhielt ich nicht, weil ich mir einen Sekretär zum Feinde machte, der auf dem Klubb ſtatt ſeines alten Regenſchirms meinen neuen mit fortnahm,

und es sehr übel empfand, daß ich ihn ersuchte, die Schirme wieder auszutauschen.»

»Am schlimmsten ging es mir aber, als ich um den vierten Dienst mich bewarb. Den hatte mir der Präsident schon für gewiß versprochen. Ich wurde sogar zu einer Abendgesellschaft bei ihm eingeladen. Unglücklicherweise fiel es mir ein, früher aufzubrechen als die übrige Gesellschaft. Ich suchte meinen Regenschirm im Vorzimmer und fand ihn nicht. Die Bedienten, dachte ich, werden ihn wohl in ein anderes Zimmer getragen haben, und öffnete daher die nächste Thür, ohne zu wissen, daß es das Schlafzimmer der Frau Präsidentin sei. Diese galante Dame war gerade in einer sehr traulichen Unterredung mit einem Offizier begriffen und fuhr mich an: was wollen Sie? — Ich stand erschrocken und entschuldigte mich so gut ich konnte mit der Wahrheit, nämlich: daß ich meinen Regenschirm suche. Da herrschte sie mir sehr unfreundlich zu: ich sollte mit sammt meinem Regenschirm zum Teufel gehen! — kurz, wenige Tage nachher bekam ein anderer den Dienst.»

»Bald darauf gelang es mir, einen neuen Gönner zu erwerben, in dessen Macht es stand, mir alle getäuschte Hoffnungen reichlich zu vergüten. Er gab mir auch sein Wort darauf, bei nächster Gelegenheit für mich zu sorgen. Während ich diese Gelegenheit abwartete, sah ich ihn eines Abends in der Dämmerung ohne alle Begleitung in ein Haus schleichen, welches man unter die verdächtigen zu zählen pflegte. Er hatte sich zwar in einen Mantel gehüllt, allein ich erkannte ihn doch. Gott weiß, ich dachte nichts

Böſes, und da eben ein ſtarkes Regenwetter einfiel, ſo meinte ich, es wäre eine Höflichkeit von mir, die ſehr wohl würde aufgenommen werden, wenn ich ſo lange auf der Straße wartete, bis mein Gönner wieder heraus käme, und ihm dann meinen Regenſchirm anböte. Ich mußte eine ganze Stunde warten. Endlich kam er, — »Ew. Excellenz,« ſagte ich, »hier iſt mein Regenſchirm.« — Er ſtutzte, ſchien nicht gleich zu wiſſen, ob er antworten ſollte, und fürwahr, es wäre beſſer geweſen, er hätte gar nicht geantwortet, denn es beliebte ihm weiter nichts zu ſagen, als: »gehen Sie zum Teufel mit Ihrem Regenſchirme!« Am andern Morgen wollte ich ihm meine Aufwartung machen, aber ſeine Thür war und blieb für mich verſchloſſen.«

»Indeſſen, wenn man nur warten kann, in der Welt kommt endlich Alles. Zum Glück haben meine Eltern mir ein artiges Vermögen hinterlaſſen, ich konnte alſo warten, und ſo kam endlich auch der Dienſt. Aber die Tücke meines Regenſchirms mußt' ich doch noch oft erfahren.«

»Ich war ſchon einmal halb und halb mit einem artigen Mädchen verſprochen und hatte es auch ſchon halb und halb bereut, denn ſie konnte gewaltig kritteln und nergeln über Kleinigkeiten. Geſchieht das am grünen Bräutigamsholze, dachte ich, was wirds am dürren Eheſtandsbaume werden! Beſonders zog ſie mich mit meinem Regenſchirme auf, weil ich niemals ohne denſelben erſcheine, aus triftigen Urſachen. Ich ließ mir das gefallen und lächelte dazu; das nahm ſie übel; ich ſollte nicht lächeln, wenn ſie verdrießlich wäre.«

»Einmal in der Komödie wurde es doch gar zu arg. Ich hatte eine Loge gemiethet für ſechs Perſonen. Sie, ihre Tante und ihre Schweſtern gingen hinein, für mich blieb nur ein kleines Plätzchen, für meinen Regenſchirm faſt keiner. Ich ſtellte ihn beſcheiden in die eine Ecke, da hieß es: thun Sie doch den Regenſchirm da weg; ich ſtellte ihn in die andere, da klang es eben ſo. Ich legte ihn unter die Bank, da fiel er den Füßen beſchwerlich; alſo blieb nichts anders übrig, als ihn in der Hand zu halten, worein ich mich auch geduldig fand. Aber nun beliebte es dem halben Dutzend Damen, mit meiner Braut an der Spitze, mich wegen des Schirms zu ſchrauben. Die Eine meinte, ich ſähe aus wie der wilde Mann auf den Harzgulden, der einen Tannenbaum neben ſich hat; die Andere, ich gleiche einem Talapoin aus dem Königreiche Siam, der auch mit einem Schirme gemalt wird; die Dritte verſicherte, ich würde mich vortrefflich auf einem Elephanten ausnehmen — und was dergleichen Stachelworte mehr waren. Meine Braut fand Alles ſehr witzig und wollte ſich krank lachen. Aber mein Herz erkrankte bei dieſem böſen Spiele, ich verließ die Loge und kam nicht wieder.«

»Im Parterre ging es mir faſt noch übler. Es wurde Menſchenhaß und Reue geſpielt. Die Zuſchauer weinten ganz gewaltig. Nun hatte ich kurz zuvor in einer franzöſiſchen Zeitung geleſen, daß ein Pariſer Spaßvogel, bei Aufführung desſelben Stückes, plötzlich im Parterre ſeinen Regenſchirm ausgebreitet, um von den vielen, aus den Logen herab rieſelnden Thränen nicht durch und durch naß zu

werden, wodurch im ganzen Hauſe ein Gelächter entſtanden. Ich wollte doch auch einmal witzig ſein, wenn gleich nicht originell, und ſpannte folglich zu Ende des dritten Akts meinen Regenſchirm aus. Aber die Deutſchen verſtanden den Spaß nicht. Die hinter mir Stehenden murrten, weil ich ihnen die Ausſicht benahm; endlich ſchimpften ſie gar. Ich wandte mich gelaſſen um und erklärte ihnen, daß es ein witziger Einfall ſei. Da ſchimpften ſie noch ärger. Ich bekam Händel mit der Polizei und mußte froh ſein, von manchem Rippenſtoß begleitet, die Thüre zu gewinnen.»

»Ich ging unter die Linden; da war eben ein großes Gewimmel hinaus nach dem Thiergarten und hereinwärts. Die Kommenden und Gehenden bildeten zuſammen eine Maſſe, die ſtets hin und her wogend, durch tauſend Ellenbogen ſich berührte. Viele hatten auch Regenſchirme, denn es fing an ein wenig zu ſprühen. Ich ließ mich gemächlich mit fortſchieben, und freute mich im Stillen meines geſchützten Hauptes. Da rannte mir plötzlich einer entgegen, der auch einen Regenſchirm trug und vermuthlich große Eile hatte, denn ſeine beiden Arme ſchienen ein paar Sturmböcke zu ſein, die haſtig Alles vor ſich niederwarfen. Im Vorübergehen verwickelten ſich unſere Schirme, der ſeinige riß mir den meinigen mit Gewalt aus der Hand. Auf die Erde konnte er nicht fallen, weil der Köpfe zu viele da waren; er humpelte alſo wohl zwanzig Schritte lang immer von einem Kopfe auf den andern, nahm dieſem den Hut mit fort, Jenem die Brille von der Naſe, riß den Frauenzimmern die Kopfzeuge aus den Haaren, kurz, er richtete,

unter großem Geschrei, eine jämmerliche Verwüstung an. Endlich packte man ihn und zerriß ihn in tausend Stücken. Ein Glück, daß die Leute nicht wußten, wem er zugehörte, sonst hätten sie mich auch wohl zerrissen.“

»Ich würde nicht fertig werden, meine theure Mamsell, wenn ich Ihnen alle die Unglücksfälle erzählen wollte, die mein Regenschirm mir zugezogen.“

»Armer Mann!“ sagte Henriette, „künftig sollten sie lieber sich keines Regenschirms mehr bedienen, da er nun einmal zu Ihrem Unheil erfunden zu sein scheint.“

»Ei mit nichten!“ antwortete der Assessor, man muß nur Geduld haben; des Schicksals Tücke ermüdet endlich, und ich lebe noch der frohen Hoffnung, mein ganzes künftiges Glück meinem Regenschirme zu verdanken. Schon vor einigen Monaten hatte ich die große Freude, daß ein Kind aus dem Fenster gerade auf meinen Schirm fiel. Freilich warf mich der Sturz zu Boden, und ich bekam einige Löcher in den Kopf; hingegen hatte mein Schirm die Gewalt des Falles gebrochen, das Kind kam unbeschädigt zur Erde. Wenn sie gesehen hätten, wie die Eltern mich mit rührenden Liebkosungen überhäuften, Sie würden, gleich mir, für alle bisherigen Leiden sich belohnt gefühlt haben.“

Bei diesen Worten sah er so unaussprechlich glücklich aus, daß Henriette nicht umhin konnte, ihn sehr wohlwollend anzublicken.

»Holla! dachte ich,“ so fuhr er fort. „Die Unglücksepoche meines Regenschirms ist vorüber, von nun an wird er mir nur Heil und Segen bringen. Und sehen Sie, wer-

Digitized by Google

theſte Mamſell, das gab mir den Muth, heute mit Ihnen zu ſprechen. Da ſteht der Regenſchirm vor mir — ihm verdank' ich Ihre Bekanntſchaft, und nur von Ihnen wird es abhängen, ihn zum Urheber meines zeitlichen Glückes zu machen. Ich habe nur ein Auge, aber es wird, ſo lange es offen ſteht, mit inniger Liebe auf Ihnen ruhen. Mein rechter Arm iſt lahm, doch hat er Kraft genug, Sie an ein redliches Herz zu drücken. Ich habe nur ein geſundes Bein, doch gäb' ich auch das mit Freuden, wenn ich nur auf Krücken an Ihrer Seite durch's Leben hinken dürfte."

Henriette erröthete. Es war nicht Liebe, was ſie zu ihm hinzog, aber ſie fühlte, daß ſie glücklich mit dieſem gutmüthigen Manne ſein würde. Sie reichte ihm die Hand und bereute es nie.

## Ueber Oefen und Kamine, Monarchien und Republiken.

Bald nach der engliſchen Revolution von 1649 pflegte der Lord Fairfax zu ſagen: »in einem Zimmer, wo der Kamin raucht, ſitzt man am beſten in einem Winkel neben dem Kamin."

Viel wird das doch nicht helfen, der Rauch wird immer die Augen beißen, und wenn es brav raucht, ſo wird auch das kleinſte Inſekt hinter der Tapete dadurch inkomodirt, bisweilen erſtickt. Man ſollte Künſtler haben — und man meint auch gewöhnlich, man habe dergleichen — die

Digitized by Google

wenn ein Sturmwind in den Schornſtein hinab ſtößt, zu verhindern wüßten, daß der Rauch nicht in das Zimmer ſchlage; mit andern Worten: das Gleichgewicht herſtellten; weil jede gute, geſunde Organiſation ein Gleichgewicht vorausſetzt, im Menſchen wie im Staate. Wird dieſes geſtört, ſo — raucht der Kamin. Ein Jeder will das Feuer ſchüren, ein Jeder die Zange faſſen, und darum raucht der Kamin ſehr oft. Der Eine legt zu viel Holz auf, erſtickt die Flamme, ſogleich raucht es. Der Andere läßt eine Thür oder ein Fenſter offen, oder macht zu viel Wind beim Auf- und Abgehen, dann raucht es wieder. Eine ganze Geſellſchaft drängt ſich um den Kamin, hindert den Luftzug und es raucht. Kurz, es iſt nichts ſchwerer als die Regierung — eines Kamins. Ich lobe mir den Ofen! da ſchürt nicht ein Jeder, die Wärme iſt gleichmäßig; man erſtarrt nicht auf einer Seite, während man auf der andern gebraten wird. Es iſt freilich ein großes Vergnügen, die Zange in der Hand zu haben, aber Einer reißt ſie dem Andern aus der Hand, die Sucht zu ſchüren gleicht der zu politiſiren.

Den Ofen kann ein einziger gut verſorgen. Das könnte wohl auch beim Kamin geſchehen, aber es geſchieht niemals. Die Verſuchung iſt zu groß; man hat das Feuer vor Augen, die Zange liegt da, Jeder nimmt ſie und reicht ſie ſeinem Nachbar, der gewöhnlich wieder einreißt, was der Andere gebaut hat. Der Eine will ein konzentrirtes Feuerchen, der andere eine lodernde Flamme, der dritte glühende Kohlen, der vierte ſchiebt das Feuer vorwärts

an den Rand, der fünfte hinterwärts an die Mauer. Immer ſtehen und ſitzen nur Wenige ſo nahe, daß ſie der Wärme genießen, die übrigen im Zimmer frieren und ſehen zu, wie die andern ſich pflegen. Wenn ein vornehmer Mann in Paris hundert Gäſte hat, ſo redet er einen Jeden beim Eintritt mit den Worten an: »approchez vous du feu!« aber wie viele finden ein Plätzchen, um dieſer Einladung Folge zu leiſten? — Ich lobe mir den Ofen, der wird geheizt von Einem, ohne daß man es gewahr wird, aber Alle wärmen ſich behaglich. Beſſer wäre es freilich noch, wenn man weder Kamin noch Ofen nöthig hätte, und die Gäſte nicht das theure Holz bezahlen müßten.

Der Churfürſt von Sachſen fand es einmal ſehr kalt bei Taubmann, ſeinem Hofnarren, der ihm jedoch verſicherte, es ſei für hundert Thaler Holz im Ofen. Er hatte nämlich eine Kremoneſer Violine hineingeſteckt. Ach ja! mancher große kalte Ofen wird mit Kremoneſer Violinen geheizt.

## Aehnlichkeit und Sympathie.

Vor etwa hundert und fünfzig Jahren lebten ein Paar Zwillingsbrüder, die Grafen von Ligneville und d'Autricourt, aus einer alten lothringiſchen Familie. Sie waren einander ſo vollkommen ähnlich, daß ſelbſt ihre Bedienten ſie verwechſelten, wenn beide in gleicher Kleidung erſchienen, was ſie zum Scherz bisweilen zu thun pflegten.

Auch der Ton ihrer Stimme war nur Einer. Ein Glück, daß ſie einander ſo aufrichtig liebten, ſonſt hätten ihre ſchönen Gemahlinnen auf die unſchuldigſte Weiſe von der Welt treulos werden können. Indeſſen will man wiſſen, daß ſie mit ihren Maitreſſen es nicht ſo gar genau genommen haben. Beide waren Rittmeiſter bei den Dragonern, nur bei verſchiedenen Regimentern; aber ſie wechſelten bisweilen ihre Uniformen, jeder ſtellte ſich an die Spitze von der Schwadrone des andern und Niemand wurde es gewahr. D'Autricourt ſchwebte einſt in Gefahr, wegen eines böſen Handels arretirt zu werden; von Stund an kleidete ſich Ligneville von Kopf bis zu Fuß wie ſein Bruder und ging ihm nicht mehr von der Seite. Um nun nicht den Unſchuldigen für den Schuldigen zu ergreifen, zögerte man ſo lange mit dem Arretiren, bis die Sache gütlich beigelegt war.

Beide Brüder reiſten einſt mit einander. In einer fremden Stadt ließen ſie einen Barbier holen. Ligneville ſetzte ſich zuerſt, um ſich den Bart abnehmen zu laſſen; d'Antricourt hielt ſich im Nebenzimmer verborgen. Als nun der Barbier ſeine Arbeit zur Hälfte vollbracht hatte, ſchützte Ligneville ein Bedürfniß vor, ſtand auf und ging in das Nebenzimmer. Gleich darauf trat ſein Bruder in demſelben Schlafrock heraus und ſetzte ſich. Der Barbier will fortfahren, ſieht die abgenommene Hälfte des Bartes wieder gewachſen, glaubt, er habe den leibhaftigen Satan vor ſich und wird ohnmächtig. Dieſen Augenblick benutzte Ligneville, um ſich wieder hin zu ſetzen. Der Barbier

Digitized by Google

kommt wieder zu ſich, und meint er habe geträumt, bis ihm das Räthſel gelöſt wird.

Ein anderesmal, als Beide eben recht hungrig und durſtig waren, gingen ſie zu einem Speiſewirth, doch nur einer ließ ſich ſehen, der andere verſteckte ſich hinter den Vorhängen eines Alkoven. Der Sichtbare forderte zu eſſen und Wein. Der Wirth trug eine Schüſſel nach der andern auf und eine Bouteille nach der andern. Ligneville aß und trank zuerſt ſich ſatt, und, da er viel zu ſich nehmen konnte, ſo machte der Wirth ſchon im Stillen die Bemerkung, daß der fremde Herr ein gewaltiger Eſſer ſei. Doch wie erſtaunte er, als er nun die letzte leere Schüſſel wegtragen wollte, und d'Autricourt, der unterdeſſen mit nicht geringerem Appetit ſeines Bruders Platz eingenommen hatte, noch mehr und immer mehr forderte. Während er ſich gütlich that, verdaute Ligneville auf dem Ruhebette und war nach einer Stunde ſchon wieder im Stande, ſeines Bruders Platz mit Ehren einzunehmen. Der Himmel weiß, wie viele Schüſſeln ſie noch gefordert haben würden, wenn des Wirthes Speiſevorrath nicht erſchöpft worden wäre. Der arme Schelm, der gleichfalls den Teufel in dieſem Vielfraß vermuthete, erklärte mit Angſtſchweiß auf der Stirn, er habe nichts mehr vorzuſetzen, und nun erſt kam der andere Bruder lautlachend zum Vorſchein.

Alle dieſe Geſchichtchen ſind eben nicht unglaublich. Wir haben ſelbſt in unſern Tagen ein Paar Zwillingsbrüder (die beiden berühmten Maler von Kügelchen), die man leicht verwechſeln kann. Allein, was nun folgt, möchte

ſchwerer Glauben finden. Nicht blos die Aehnlichkeit, ſondern auch die Sympathie, war zwiſchen beiden ſo groß, daß ſie immer zu gleicher Zeit krank wurden. Empfing Einer von ihnen eine Wunde, ſo fühlte der Andere den Schmerz derſelben. Oft träumten ſie in einer Nacht einerlei Träume. Endlich wurde d'Autricourt in Frankreich von einem Fieber befallen, an dem er ſtarb. Ligneville lag zu gleicher Zeit in Baiern an demſelben Fieber darnieder, und — ſagt die fromme Chronik, aus welcher dieſe Nachrichten gezogen ſind — hätte er nicht ein Gelübde gethan, die heilige Jungfrau von Altenötting köſtlich zu beſchenken, ſo würde er unfehlbar auch geſtorben ſein.

## Franklin.

Viel, recht viel Merkwürdiges und Schönes enthalten Franklin's politiſche und philoſophiſche Mannichfaltigkeiten, die vor dreißig Jahren zu London unter dem Titel: Political miscellaneous and philosophical pieces, erſchienen. Daß man gerade in dieſem Zeitpunkte Franklin's Werke ſolcher Art in London drucken durfte (nämlich während des amerikaniſchen Krieges), beweiſt eine beneidenswerthe Preßfreiheit. Der Herausgeber ſelbſt ſagt im Vorbericht: es ſcheine zwar jetzt nicht von der Zeit und Stunde, Achtung und Ehrfurcht für Franklin zu bezeugen; allein die Geſchichte werde für ihn reden. Nie habe ein

Philoſoph und Politiker, gleich ihm, ſo große und kühne, durch Erfahrung bewahrheitete Weiſſagungen aufgeſtellt. Der Engländer, der ihn leſe, müſſe Thränen vergießen bei dem Gedanken: das Land, welches ihn hervorgebracht, war vormals eine engliſche Provinz. »Leſer!« ruft der Herausgeber, »wer du auch ſeiſt und welche Gründe ihn zu haſſen du auch haben mögeſt, wiſſe, daß dieſer große Mann dich liebt und dich gut zu machen wünſcht. His country's friend, but more of human kind. (Seines Vaterlandes Freund, doch mehr noch Freund der Menſchen.)« Dieſem Ausbruch edler Empfindungen ſtimmten damals auch die engliſchen Journaliſten unparteiiſch bei, und wahrlich! das iſt ſchön, das iſt ſelten, zumal in Zeiten, wo Furcht oder Schmeichelei das Verdienſt jedes ehrlichen Mannes zu unterdrücken ſtrebt, der nicht fürchtet und nicht ſchmeichelt.

Alles anzuführen, was dieſe Sammlung enthält, erlaubt der Raum dieſer Blätter nicht; manches iſt auch ſchon in Deutſchland hinlänglich bekannt, z. B. der Almanach des armen Richard. Die politiſchen Aufſätze werden, nach der Meinung eines engliſchen Journaliſten, den Leſer oft an Swift's Schriften erinnern, die er bei Gelegenheit der irländiſchen Unruhen herausgab, nur mit dem großen Unterſchied, daß Swift immer ſatyriſch, parteiiſch und gallſüchtig war, Franklin hingegen ruhig und leidenſchaftlos. Alles, was er vor Anfang der amerikaniſchen Unruhen geſchrieben, trägt den Stempel des Friedens und der Verſöhnlichkeit. Auch noch nach dem Ausbruch derſelben bewei-

ſen viele Aufſätze, wie herzlich er die urſprüngliche Vereinigung ſeines Vaterlandes mit England zu erhalten wünſchte. Noch als Mitglied des amerikaniſchen Kongreſſes ſchrieb er am 3. Oktober 1777 aus Philadelphia an einen Freund: »Ich wünſche den Frieden ſo heiß als Sie, und möchte ſo gern dazu mitwirken; aber jedes, aus Großbritannien kommende Schiff bringt Neuigkeiten, welche die Gemüther nur noch mehr erbittern, und es ſcheint mir, daß ihr erſt durch eine koſtbare Erfahrung werdet lernen müſſen, es ſei unmöglich, uns durch Gewalt zu unterjochen. — Ihr verachtet uns zu ſehr und vergeßt das italieniſche Sprichwort: es gibt keinen kleinen Feind.«

Und an Lord Howe ſchrieb er die merkwürdigen Worte: »Ich kenne zu wohl den Uebermuth der engliſchen Nation und den geringen Grad von Klugheit, den ſie beſitzt, um zu hoffen, daß ſie jemals heilſame Maßregeln ergreifen werde. Als eine kriegeriſche, ehrſüchtige und handelnde Nation betrachtet, wird ihre Wuth zu herrſchen, ihre Begierde nach Eroberungen und nach dem Beſitz des Alleinhandels jederzeit ihre Blicke von ihrem wahren Intereſſe abziehen und ſie in ferne, verderbliche Expeditionen verwickeln, die am Ende eben ſo zerſtörend für ſie ſein werden, als es einſt die Kreuzzüge für Europa waren. — Glauben Sie nicht, Mylord, daß ich durch meine Weiſſagungen Ihnen Furcht einjagen wolle; ſie werden das Schickſal aller meiner übrigen haben, das heißt, man wird nicht eher daran glauben, bis man es mit Händen greift.«

Wenn Franklin noch lebte, so würde er vielleicht bald den Triumph genießen, seine Prophezeiungen in Erfüllung gehen zu sehen.

Sollte man wohl glauben, daß einst ein gewisser Wedderburn es wagte, vor dem versammelten geheimen Rath, in Gegenwart des biedern Franklin, auszurufen: »Ich hoffe, Mylords, Sie werden, zur Ehre unsers Vaterlandes, zur Ehre von Europa und der Menschheit, diesen Menschen mit dem Stempel der Infamie bezeichnen. Er hat die der Gesellschaft und den Menschen schuldige Achtung abgeschüttelt. Wo dürfte er künftig noch mit jener edlen Zuversicht erscheinen, die nur eine Begleiterin der Tugend ist? Jedermann wird ihn mißtrauisch betrachten, Papiere und Schreibzeug vor ihm verschließen u. s. w.«

Diese heraus gesprudelten Invektiven bezogen sich auf gewisse Briefe des Gouverneur Hutchinson, welche, nach Boston befördert zu haben, Franklin beschuldigt wurde; auch hieß es, er habe einen dadurch veranlaßten Zweikampf zwischen den Herren Whately und Temple verhindern können, wenn er zeitig erklärt hätte, daß er der Beförderer jener Briefe gewesen. Der Herausgeber rechtfertigt seinen Freund siegreich. Er sagt: Die Ausforderung geschah des Morgens, und schon am Nachmittage schlug man sich, während Franklin gar nicht in der Stadt war, und erst einige Zeit nachher die Begebenheit erfuhr. Allein sobald er sie erfuhr, säumte er keinen Augenblick zu erklären: die Briefe seien durch ihn nach Boston gelangt. Er leistete zugleich einen förmlichen Eid in der Kanzlei, daß er nicht

gewußt, an wen dieſe Briefe gerichtet geweſen, und daß er ſie von einem Dritten empfangen; aber dieſen Dritten zu verrathen, konnte ihn nichts auf der Welt, auch nicht die Furcht bewegen, daß man ihn zweideutig beurtheilen werde. An Wedderburn rächte er ſich nie, erlaubte ſich nicht einmal einen heftigen Ausdruck gegen ihn.

Doch hinweg von dieſen unſittlichen, durch Animoſität veranlaßten Scenen, in welchen Franklin's ehrwürdiger Name nie genannt werden ſollte. Wenden wir uns lieber zu einem Kränzchen oder Klubb, den Franklin in Philadelphia errichtete, für den er auch Geſetze entwarf, die, wie alle ſeine Schriften, Menſchlichkeit und Tugend athmen. Die ausgezeichneteſten Bürger waren Mitglieder dieſes Klubbs; doch, um zugelaſſen zu werden, mußte der Aufzunehmende folgende Fragen beantworten:

1. Haben Sie irgend etwas gegen Eins der gegenwärtigen Mitglieder? — Antwort: Nein.

2. Erklären Sie aufrichtig, daß Sie alle Menſchen lieben, ſie mögen ſein, wes Standes und welcher Religion ſie wollen? — Antwort: Ja.

3. Glauben Sie, daß irgend Jemand, um ſpekulativer Meinung willen, an ſeiner Perſon, ſeinem Vermögen, ſeiner Ehre gekränkt werden dürfe? — Antwort: Nein.

4. Lieben Sie die Wahrheit um der Wahrheit willen? Sind Sie entſchloſſen, ſie aufrichtig zu ſuchen, und, wenn Sie ſie gefunden haben, ſie zu bekennen und den Andern mitzutheilen? — Antwort: Ja.

Unter den Geſetzen finden ſich folgende, gleichfalls in

Fragen eingekleidet: »Haben Sie in dem letzten Buche, welches Sie geleſen, etwas merkwürdiges gefunden, welches der Geſellſchaft mitgetheilt zu werden verdiente? beſonders im Fach der Geſchichte, Moral, Dichtkunſt, Phyſik, Reiſen und anderer Wiſſenſchaften?" — »Kennen Sie einen Bürger, deſſen Glücksumſtände ſeit einiger Zeit zerrüttet wären? und wiſſen Sie die Urſache davon?" — »Haben Sie von irgend einem Bürger gehört, deſſen Wohlſtand im Fortſchreiten iſt? und wiſſen Sie durch welche Mittel?" — »Wiſſen Sie nichts, worin die Geſellſchaft den Menſchen, dem Vaterlande, ihren Freunden oder Mitgliedern nützlich werden könnte?" — »Haben Sie etwa von irgend einem merkwürdigen Reiſenden gehört, der ſeit unſerer letzten Zuſammenkunft hier angelangt wäre? könnten wir ihm in irgend etwas nützlich werden?" — »Kennen Sie vielleicht einen Jüngling, der ſich auszeichnet und den wir auf irgend eine Weiſe aufmuntern könnten?" — »Haben Sie neuerlich in den Geſetzen unſers Landes Mängel entdeckt, die man der geſetzgebenden Gewalt anzeigen könnte, um ſie zu verbeſſern? kennen Sie irgend ein gutes Geſetz, welches uns noch fehlt?" — »Welchen anſtändigen Dienſt kann die Geſellſchaft oder ein einzelnes Mitglied derſelben Ihnen leiſten?" — »Gibt es vielleicht irgend eine vielſeitige Materie in Philoſophie oder Moral, von welcher Sie wünſchten, daß ſie heute unter uns abgehandelt würde?" u. ſ. w.

Man kann ſich beim Leſen dieſer trefflichen, in ihrer Art einzigen Klubbgeſetze des Wunſches nicht enthalten,

daß sie in allen Freimaurerlogen an die Stelle der höchst albernen Fragestücke treten möchten, deren man sich dort bedient, oder wenigstens vormals bediente.

Nichts entging Franklin's Aufmerksamkeit, wenn es den Menschen nützlich werden konnte, daher findet man im fünften Theile dieser Sammlung sogar eine verbesserte Methode zu buchstabiren. Wer, ohne Franklin zu kennen, zuerst diese neue Buchstabirmethode aufschlüge, und dann, beim Weiterblättern, eine neue Hypothese fände, um das Nordlicht zu erklären, würde nicht wenig erstaunen. Sie ist sinnreich und — ein seltenes Verdienst — auch dem Laien begreiflich. Franklin setzt voraus, daß die zwischen den Tropiken erhitzte Luft mit elektrischer Materie angefüllt ist, die, ihrer Leichtigkeit halber, in die obere Atmosphäre steigt, zu beiden Seiten des Aequators sich ausbreitet, und endlich bei den Polen niedersinkt, wo ein kalter, dichter Luftstrom in entgegengesetzter Richtung gegen den Aequator aufsteigt. Diese Circulation der kalten und warmen, der leichten und schweren Luft kann man auch in einem Zimmer, in welchem Feuer brennt, wahrnehmen. Wenn nun die elektrische Materie, in Gestalt von Wolken, gegen Norden hinzieht, so fällt eine Menge derselben mit dem Regen, Schnee oder Hagel nieder, ehe sie die Polargegenden erreicht, denn es ist offenbar, daß Regen, Schnee und Hagel elektrische Materie enthalten, weil sie ihre Elektricität einzelnen Schiffen mittheilen. In den gemäßigten Zonen, in welchen die Erde ein guter Konduktor ist, schluckt sie schnell die elektrische Materie ein, die Regen und Ge-

witter ihr zuführen. In den kalten Polarzonen ist es ganz anders. Da findet sie, mit dem Schnee niederfallend, keinen Konduktor an der Erde, sie wird vielmehr gewissermaßen durch die ewige Eisdecke zurückgestoßen, die, besonders bei übermäßiger Kälte, keinen Konduktor für die Elektricität abgeben kann. Dort wird sich also diese Materie auf der Oberfläche anhäufen, wie auf einer Glasscheibe. Wenn diese Scheibe überladen ist, so müssen verschiedene Ausbrüche der elektrischen Materie erfolgen (wie das auch bei einer überladenen, sogenannten Leydner Flasche zu geschehen pflegt), sie entschlüpft in die obere Atmosphäre, die an den Polen minder erhaben ist, als am Aequator, bis sie den leeren Raum oder wenigstens eine außerordentlich verdünnte Luft findet, die ein guter Leiter ist. Nun breitet sie sich gegen den Aequator aus, und bewirkt dieselben Erscheinungen, welche sie auch, bei Experimenten, im leeren Raume darstellt.

Ueber diese Hypothese las Franklin 1779 ein Memoire in der Pariser Akademie.

## Der Korbflechter.

Georg I., König von England, soll öfter die folgende Begebenheit erzählt haben, die in unsern Tagen wohl leicht Glauben finden mag. Sie fällt ungefähr in das Jahr 1615. Ein deutscher Edelmann hatte eine Tochter, um die ein junger Mann aus der Nachbarschaft sich bewarb. »Wie wollen

Sie meine Tochter unterhalten?" fragte der Vater. »Standesmäßig," antwortete der Jüngling.

»Das verſteht ſich; aber womit?"

»Mit meinem anſehnlichen Vermögen."

»Beſitzen ſie nichts als Landgüter?"

Dieſe ſeltſame Frage verwirrte den Freiwerber. »Nichts weiter," ſagte er, »allein mich dünkt, das ſei mehr als hinreichend."

»Mit nichten," meinte der Vater, »zwar iſt meine Tochter meine einzige Erbin, und folglich reich; dennoch werde ich ſie nie einem Manne geben, der nicht irgend eine Kunſt oder ein Handwerk verſteht, um ſie auch bei eintretenden Unglücksfällen ernähren zu können."

Der junge Menſch fand dieſe Zumuthung äußerſt ſonderbar, allein er liebte, folglich unterwarf er ſich der Bedingung, und bat nur um eine Jahresfriſt, um durch irgend eine mechaniſche Kunſt ſich des Fräuleins würdig zu machen. Die Friſt wurde ihm zugeſtanden. Er begab ſich ſogleich zu dem geſchickteſten Korbmacher in der ganzen Gegend, und in weniger als einem halben Jahre übertraf er ſchon ſeinen Meiſter. Nun überreichte er ſeiner Geliebten ein Körbchen von ſeiner Arbeit von geſchälten Zweigen, welches denjenigen zum Muſter diente, die bald nachher unter den Damen ſo ſehr Mode und Toiletten-Körbe genannt wurden. Man führte ſie aus Deuſchland in Holland und England ein, und ſie waren eine Zeit lang ein nicht unbeträchtlicher Handelsartikel.

Der junge Mann erreichte nunmehr das Ziel ſeiner

Wünſche. Einige Jahre nachher wurde er, nebſt ſeinem Schwiegervater, in dem Kriege, der die Pfalz verheerte, von ſeinen Gütern vertrieben, und flüchtete nach Holland, wo er durch ſeine niedlichen Körbe die ganze Familie ernährte, und nun erſt begriff, daß die Frage des Alten: »Haben Sie nichts als Landgüter?« ſehr vernünftig geweſen. Wie manche Emigrirte in unſern Tagen würden nicht nöthig gehabt haben, ihr Elend zur Schau zu tragen, wenn ſie verſtanden hätten, Körbe zu flechten.

## Seltſame Obliegenheit.

Lothringen zeichnete ſich vormals durch die ſonderbarſten Ueberbleibſel des Feudalſiſtems aus. Unter andern gab es da ein Dorf Uregnay, deſſen Maire verbunden war, jedes Jahr am heiligen Martinsabend den Herrn eines anderen Dorfes, Dargnieulles, mit ſeinem ganzen Gefolge zu bewirthen, auch deſſen Pferde wohl zu füttern. Das war aber nicht Alles, ſondern er mußte während der Mahlzeit auch ſeine Frau herein kommen laſſen, und dieſe mußte vor dem Herrn ſingen, ſchreien, lachen und tanzen. Machte ſie nur eine böſe Miene dazu, ſo mußte ſie zur Strafe der Gemahlin des Herrn ein Kopftuch bringen, und ihr Mann durch ein Geſchenk von Zwiebeln und Oel büßen. Im Jahre 1595 befreiten ſich die Einwohner von Uregnay von dieſer ſeltſamen Obliegenheit, indem ſie dem

Herrn von Dargnieulles jährlich zwanzig Franken zu zahlen verſprachen.

## Chapelain.

Ein literariſcher Ruf iſt auch in unſern Tagen ein ſehr zweideutiges Ding. Gönner, gute Freunde, Amt und Vermögen, die feilen Poſaunen der gelehrten Zeitungen und die Querpfeifen der Flugblätter begründen ihn nur gar zu oft. Der Schreier, der Abſprecher, der kecke Tonangeber, mit Einem Wort, der Schlegel oder Merkel, wiſſen ihn zu erringen, wie ein Rabe das Goldſtück. Sie werden gelobt, damit ſie wieder loben oder wenigſtens ſchweigen ſollen, weil doch nun einmal ihr Geſchrei das ſchwache Publikum oft bethört. Freilich währt das nur kurze Zeit, ſie brauchen nicht einmal zu ſterben, um ihre Kränze verwelken zu ſehen. Schlegel's Athenäum iſt längſt vergeſſen, gleich wie Merkel's Briefe an ein Frauenzimmer.

Chapelain liefert eines der auffallendſten Beiſpiele, wie man mit magern Verdienſten zu einem großen literariſchen Rufe gelangen kann. Durch eine Ode an den Kardinal Richelieu legte er den Grund dazu. Allerdings erregte dieſe Ode Hoffnungen, ſelbſt Boileau meinte, ſie wäre nicht ſchlecht, und das wollte ſchon viel ſagen in Boileau's Munde. Von dieſem Augenblicke an war der eitle Richelieu ganz für Chapelain gewonnen, auf deſſen Vorſchlag er den dichteriſchen Kreaturen, die an ſeinen Theaterſtücken

arbeiten mußten, die drei Einheiten vorschrieb. Es wurde gleichsam ein dramatischer Senat errichtet, dessen Präsident Chapelain mit einem Gehalt von tausend Thalern war. Doch muß man ihm nachrühmen, daß er durch diese Wohlthaten sich nicht ganz zum feilen Schmeichler des Kardinals herabwürdigen ließ, sondern den Muth behielt, ihm bisweilen harte Wahrheiten zu sagen. Das geschah unter andern bei Gelegenheit der großen Pastorale, zu der Richelieu selbst an fünfhundert Verse geliefert hatte. Sie sollte gedruckt werden, allein Chapelain geißelte die Handschrift so scharf, daß der Kardinal, anfangs gekränkt, sie doch endlich unterdrückte.

Hätte doch Chapelain für sein eigenes Gedicht: la Pucelle, sich einer ähnlichen scharfen Kritik zu erfreuen gehabt! — Nie wurde ein Werk so pomphaft angekündigt. Man nannte es ein Meisterwerk, welches alle epischen Gedichte, Homer und Virgil nicht ausgenommen, weit hinter sich lassen würde. Der Herzog von Longueville gab ihm eine Pension von hundert Thalern, noch ehe es vollendet war, und verdoppelte diese Summe, als es wirklich erschien. Es bestand aus vierundzwanzig Gesängen, wovon aber nie mehr als zwölf im Druck erschienen sind. Auch auf diese zwölf mußte man sehr lange warten, welches einem Spaßvogel Gelegenheit gab zu sagen: die pucelle sei eine fille entretenue des Herzogs Longueville. Indessen war des Dichters Ruf so groß, daß Richelieu, wenn er einem Werke Beifall verschaffen wollte, ihn bat, seinen Namen dazu herzuleihen, wogegen er ihm seinen Beutel zu leihen

Digitized by Google

verſprach. Die Herzogin von Longueville war vielleicht die einzige Perſon, die, ſchon vor dem Druck der Pucelle, keinen Geſchmack daran fand. Chapelain hatte ſie bei dem Prinzen von Condé vorgeleſen, man fragte um ihre Meinung, und ſie antwortete: »es iſt ſehr ſchön, aber auch ſehr langweilig.«

Indeſſen war der bloße Ruf des Gedichts ſchon ſo feſt begründet, daß auch der Druck desſelben ihn nicht gleich vernichten konnte. Die Lobſprüche hallten noch immerfort, keine Stimme wagte ſich dagegen zu erheben. Es ging ihm wie in unſern Tagen der froſtigen Eugenia von Göthe. In anderthalb Jahren wurde es ſechsmal aufgelegt; verdienſtvolle Männer, wie Saroſin, Menage, Maynard, überſetzten und rühmten es.

Endlich fingen doch mehrere mißbilligende Stimmen nach und nach an laut zu werden, unter allen die furchtbarſte, die von Boileau, deſſen Geringſchätzung für Chapelain gleichſam in der Familie erblich war. Boileau's Bruder, Puimorin, tadelte einſt ſogar die Pucelle in Gegenwart des Verfaſſers. »Sie können davon nicht urtheilen,« ſagte dieſer heftig, »Sie verſtehen ja nicht einmal zu leſen.«

»Ach Gott!« antwortete Puimorin, »leider verſtehe ich es nur gar zu gut, ſeitdem Sie drucken laſſen.«

Die geiſtreichſten Höflinge verſammelten ſich nun, nebſt Boileau, Racine, Lafontaine, Chapelle u. ſ. w. bei einem berühmten Speiſewirth in einem gemietheten Zimmer, wo

ein Exemplar der Pucelle ſtets auf dem Tiſche lag, und wenn einer der Gäſte einen Fehler gegen die Sprache beging oder etwas Albernes ſagte, ſo mußte er eine gewiſſe Anzahl Verſe aus der Pucelle leſen, bisweilen wohl zwanzig, wenn er ſich ſehr vergangen hatte; aber das Verbrechen mußte ungeheuer ſein, wenn eine ganze Seite ihm auferlegt wurde. Und das war dasſelbe Buch, welches ganz Paris mit Entzücken verſchlungen hatte! Der Plan allein hatte ſeinem Verfaſſer fünf Jahre Zeit gekoſtet; doch würde die Ausführung hart, trocken und langweilig geblieben ſein, wenn er auch zehnmal fünf Jahre darauf verwandt hätte.

Ein beißendes Wort gegen die Weiber hat ihn faſt berühmter gemacht, als ſeine Pucelle. »Die geiſtreichſte Frau,« pflegte er zu ſagen, »iſt doch nur halb vernünftig.«

Er liebte die Ruhe; darum weigerte er ſich, mit der Geſandtſchaft des Grafen von Noailles nach Rom zu gehen, und mochte auch nicht einmal Lehrer des Dauphin werden. Man machte ihn zum Staatsrath, ohne daß er darum gebeten hatte. Einen noch auffallendern Beweis der Achtung, in welcher er ſtand, empfing er bei Gelegenheit der Verhaftung des Herzogs von Longueville. Damals verbannte man zu gleicher Zeit alle diejenigen aus Paris, die zu des Herzogs Umgebungen gehörten. Auch Chapelain rechnete ſich dazu und fragte deshalb bei dem Kardinal Mazarin an, ob er die Hauptſtadt verlaſſen ſolle? Der Kardinal antwortete in einem ſehr verbindlichen Briefe, daß nicht

allein die gegebenen Befehle ihn nicht berührten, ſondern daß auch die Königin ihm ausdrücklich befehle, ſich nicht aus ihrer Reſidenz zu entfernen.

Man hat ihm Geiz vorgeworfen, allein mit Unrecht. Auch erkannte er gern fremdes Verdienſt, und munterte es auf, wo er konnte. Als der junge Racine ſeine erſte Ode an die Nymphe der Seine gedichtet hatte, prophezeite Chapelain ſogleich, welche Früchte dieſes keimende Genie einſt tragen werde, verſchaffte ihm durch Colbert im Namen des Königs ein Geſchenk von hundert Louisd'ors, und bald darauf eine Penſion von ſechshundert Livres. (Wenn folglich Racine ſich auch unter den witzigen Spaßvögeln befunden hat, die bei dem Speiſewirth zuſammen kamen, ſo war er ein Undankbarer, zumal wenn es wahr iſt, daß er auch Verfaſſer einer Satyre war, betitelt: Chapelain decoëffé.)

Als der ruhmſüchtige Ludwig XIV. Gnadenbezeugungen an alle berühmten Schriftſteller in und außer Frankreich vertheilen wollte, widerfuhr Chapelain durch Colbert die Ehre, daß er die Liſte derſelben verfertigen mußte. Von ſechzig, die er nannte, waren fünfundvierzig Franzoſen, unter den letztern auch ſeine Feinde, Boileau und Racine. Dieſer Zug ſeines Charakters macht viele ſchlechte Verſe wieder gut.

## Glänzendes Muſter von Schmeichelei.

(Bruchſtücke einer Rede, die der Abbé de Choiſy vor mehr als hundert Jahren zum Lobe des Königs in der Akademie gehalten.)

---

Meine Herren! — Ein König, der Größte der Könige, erklärte ſich für Ihren Beſchützer, wodurch Sie ſelbſt die Unſterblichkeit erlangen, die Sie andern zu geben wiſſen. Zwiſchen ihm und Ihnen wird ein Austauſch von Ruhm Statt finden. Dieſer Fürſt, ſo nothwendig ſeinem Volke, welches er bereits zu dem furchtbarſten in der Welt gemacht hat, und es nun auch zu dem glücklichſten machen wird; ſo nothwendig ſeinen Alliirten, welchen er ſeinen mächtigen Schutz verleiht; ſo nothwendig ſelbſt ſeinen Feinden, die er wider ihren Willen glücklich zu ſein zwingt, indem er ſie nöthigt, Frieden zu halten; dieſer Fürſt, der, nach dem Beiſpiele Gottes, deſſen lebendiges Bild er iſt, nur ſeiner ſelbſt zu bedürfen ſcheint, hat dennoch geglaubt, um ſeines Ruhmes willen, Ihrer zu bedürfen. — — Er iſt gleich groß im Frieden, wie im Kriege. Doch was iſt die Tapferkeit des größten Helden gegen die Frömmigkeit des wahren Chriſten! Dieſer chriſtliche Held hat kühn jene furchtbare Ketzerpartei angegriffen, vor der die Könige, ſeine Vorfahren, gezittert hatten; in weniger als einem Jahre hat er vollendet, was jene während zweier Jahrhunderte nicht anzufangen wagten, und das hölliſche Ungeheuer in den letzten Zügen (es iſt nämlich von der reformirten Religion die Rede) ſtürzt auf ewig zurück in den Abgrund, aus welchem die Bosheit

heit der Neuerer und die verdorbenen Sitten unserer Voreltern es hervorgerufen hatten. — (Also die Akademie billigte laut die Dragonaden Ludwig des XIV., das heißt seine abscheulichste Handlung; sie billigte sie nicht nur, sie pries sie laut!) Glückliches Frankreich! fährt der Herr Abbé fort, du wirst nicht mehr sehen, wie deine Kinder dein Eingeweide zerreißen; nur Eine Religion wird künftig sie beseelen, und Ludwig dem Großen, Gott selbst, verdanken wir diese Wohlthat! Gott hat ihn uns erhalten (Ludwig war damals krank gewesen), ihn den heißen Bitten von ganz Europa wieder geschenkt; denn, meine Herren, nicht die Franzosen allein beten für eine so kostbare Gesundheit, und wenn auch einige Fürsten, eifersüchtig auf den Ruhm des Königs, eitle Verbindungen gegen ihn machten, so sandten doch selbst ihre Unterthanen, gleich den Völkern von ganz Europa, Wünsche für ihn zum Himmel, wohl wissend, daß in seiner Person allein die öffentliche Ruhe ihren Sitz habe u. s. w.

Der Direktor der Akademie, Bergeret, antwortete dem Herrn Abbé unter andern: Sie werden immer mehr fühlen, wie schwer es ist, würdig von einem Fürsten zu sprechen, dessen Leben eine Kette von Wunderwerken ist. Die Dichter beklagen sich, daß sie keine Ausdrücke finden, die stark genug sind, um seine wundervollen Thaten zu besingen, und die Geschichtschreiber beklagen sich, daß sie keine Ausdrücke finden, die einfach genug sind, um zu verhindern, daß so viele Wunder der Nachwelt keine Erdichtungen scheinen. Welche

Kunſt, welche Anſtrengung, welche Gewandtheit iſt nicht erforderlich, um ſeinen Großthaten Wahrſcheinlichkeit zu verleihen!

Ich ſpreche nicht von dieſer erſtaunenswürdigen Tapferkeit, welche gleichſam im Lauf die ſtärkſten Städte der Welt erobert hat, und vor der die zahlreichſten Heere ſtets geflohen ſind aus Furcht zu fechten; von dem Frieden will ich ſprechen, der ein Mirakel der Weisheit Ludwig's des Großen iſt, ein Mirakel, welches die Politik nicht begreifen kann. Er allein konnte dieſen Frieden Europa ſchenken, er allein kann ihn auch erhalten.

Welche Thaten, welcher Scharfſinn, welche Vorſicht, um ſo viele freie Staaten, deren Intereſſe einander zuwider iſt, in die Grenzen zu verweiſen, die er ihnen vorgeſchrieben! Man muß zugleich auf das, was nicht mehr iſt, auf das, was noch nicht iſt, wie auf das, was iſt, ſehen; man muß ein Genie von außerordentlicher Kraft und Ausdehnung beſitzen, das kein Geſchäft belaſtet, kein Gegenſtand täuſcht, keine Schwierigkeit aufhält, kurz, ein Genie, wie das Ludwig des Großen ſelbſt, welches in allen Theilen des Staats verbreitet iſt, ohne darin eingeſchloſſen zu ſein, welches außer demſelben wie im Innern mit unbegreiflicher Kraft wirkt — bis an die äußerſten Ende des Erdbodens, wohin ſeine Macht und Frömmigkeit heilige Miſſionen ſchickt — bis an fremde Höfe, wo ſeine Miniſter nichts weiter zu thun haben, als zu leſen und verſtändlich zu machen, was ſeine Weisheit diktirt hat — bis auf die Grenzen des Reichs, die er ſo befeſtigt, daß alle unſere Feinde ver-

zweifeln — bis in die Häfen, wo er die bewunderungswürdigen Schiffe bauen läßt, die den Ruhm der Franzoſen durch die ganze Welt tragen — bis in die Land- und See-Kadettenkorps, wo Geiſt und Muth gebildet werden — mit einem Worte, überall hin! Die Garniſonen ſtets unterhalten, die Magazine ſtets voll, die Arſenale ſtets wohl verſehen, die Truppen ſtets in Athem, oder prächtige Werke zu ſchaffen beſchäftigt, die eine Frucht des Friedens ſind. So kann dieſer große Fürſt — indem er von allen Seiten zugleich wirkt, und beſtändig Dinge thut, die ſeinen Feinden Schrecken, ſeinen Unterthanen Liebe, der ganzen Welt Bewunderung einflößen — ſo kann er, trotz Haß, Eiferſucht und Mißtrauen, den Frieden erhalten, weil jeder Staat wohl einſieht, wie gefährlich es w re, ihn zu brechen.

Einige Reichsfürſten ſchienen einen ſolchen Gedanken zu hegen, und fingen an, neue Bündniſſe zu machen — (des Ligues, ſagt Bergeret; es gab damals noch kein anderes Wort dafür) — aber der König, ſtets gerecht und weiſe, ließ dem Kaiſer ſagen, daß, wenn er binnen zwei Monaten ſich nicht genügend erkläre, der König die erforderlichen Maßregeln ergreifen werde. Zu gleicher Zeit flogen ſeine Truppen an die deutſchen Grenzen, und der Kaiſer gab alle erwünſchten Zuſicherungen.

Von einer andern Seite hatte Spanien unſern Handel beläſtigt. Alſobald ſandte der König eine Flotte vor Cadix, die ganz Indien hätte erobern können. Sogleich verſprach

Spanien Abhilfe der Beſchwerden, und der genügſame König ſchien noch größer in ſeiner Mäßigung als in ſeiner Macht; denn wahrlich! nichts auf der Welt iſt ſo bewunderungswürdig, als ein Fürſt, der Alles kann, was er will, aber nur das Gerechte will. Doch das iſt der natürliche Charakter Ludwig des Großen, das iſt der Grund ſeiner Heldenſeele, wo alle Tugenden rein, aufrichtig, gründlich und wahrhaft, eine Vereinigung bilden, die ihn nicht allein zum größten aller Könige, ſondern auch zum vollkommenſten aller Menſchen macht. — (Man muß geſtehen, daß es kaum möglich iſt, die Schmeichelei noch weiter zu treiben. O ihr Gelehrten! iſt es denn ein Wunder, wenn ſo manche Fürſten euch verachten?)

## Rennefort's Geſchichte von Oſtindien.

Sie iſt freilich ſehr alt, denn ſie erſchien im Jahre 1688, aber ſie enthält manches Intereſſante. Die Niederlaſſungen der Holländer in Indien hatten Bewunderung und Neid erweckt. Colbert wollte ſie nachahmen. Es wurde eine Kompagnie errichtet, deren Fond in nicht weniger als fünfzehn Millionen beſtand. Man hielt für nöthig, vor allen Dingen erfahrene Männer an die Höfe von Perſien und Indien zu ſenden, um deren Gunſt zu gewinnen. Die Herren de Lalain und Le Gour, nebſt einigen Kaufleuten, wurden abgefertigt, zankten ſich aber untereinander vom Tage ihrer Abreiſe an bis zum Tage ihrer Zurückkunft (wie ſchon im

Tavenier zu leſen), weshalb dieſe Sendung einen ſehr üblen Erfolg hatte.

Indeſſen gingen doch 1665 die erſten vier Schiffe von Breſt ab, mit ihnen Rennefort. Beim grünen Vorgebirge fuhren mehrere Schaluppen an's Land, wo die Neger ſie am Ufer erwarteten und in ein nahes Dorf zu ihrem Fürſten führten, deſſen Thron ein hölzernes Bänkchen war. Ein ſchöner, anſehnlicher Mann mit einer ſtolzen Miene, doch faſt nackend. Seine Reichsbeamten umgaben ihn auf ihren Hacken ſitzend. Nur ſein geheimer Rath, mit Namen Johann Amſterdam, ein Greis von achtundneunzig Jahren, ſtützte ſein Haupt auf die Knie des Fürſten. Der alte Mann ſtattete nachher einen Gegenbeſuch auf den franzöſiſchen Schiffen ab, nahm etwas viel Branntwein zu ſich und ertrank auf der Rückfahrt nebſt zwölf Franzoſen. Unter dieſen auch einer Namens Planſon, der es verdient, der Vergeſſenheit entriſſen zu werden. Er konnte, als ein trefflicher Schwimmer, ſich leicht retten, ſah aber ſeinen Freund in Gefahr, ſchwamm ihm nach, kämpfte lange mit den Wellen um die Beute, verlor endlich die Kräfte, und ging mit ſeinem Freunde unter.

Der Tod des alten Geheimenraths erregte große Trauer am Lande. Es wurde ein prächtiges Leichenbegängniß gefeiert und dabei ein Stier geopfert. Der Opferprieſter ließ ſich nachher mit einem franzöſiſchen Miſſionair in ein Religionsgeſpräch ein, und ſchien von der Echtheit ſeines Glaubens nicht minder überzeugt, als der Chriſt von der des ſeinigen; denn er zog plötzlich ein anderthalb Fuß lan-

ges Meſſer aus dem Gürtel, ſetzte es gegen ſeine Bruſt, und erſuchte den Miſſionär, aus allen Kräften zuzuſtoßen. Als dieſer ſich weigerte, ſchlug er ſelbſt mit der Fauſt mehrere Male auf das Meſſer, ohne daß es eindrang. Es wird behauptet, er habe ſich zuvor mit einem gewiſſen Kraute gerieben, welches unverwundbar mache. Schade, daß dieſes ſchöne Kräutlein nicht in Europa wächſt! viele Thränen weniger würden fließen. Nach einem kurzen Aufenthalt ſegelten die Schiffe weiter, paſſirten die Linie, und auf der Höhe des Vorgebirgs der guten Hoffnung wurden vier Büchſen aufgemacht, welche mit dem Befehl ihnen waren überliefert worden, ſie nicht früher, als auf dieſer Höhe, zu eröffnen. Sie enthielten Patente für die neuen Gouvernementsräthe des franzöſiſchen Indiens. Ein Herr de Beauſſe war zum Präſidenten und Rennefort zum Sekretär ernannt.

Es iſt traurig, daß bei neuen Niederlaſſungen die Glieder und Regierer derſelben faſt nie mit Menſchenkenntniß gewählt werden. Man glaubt es ſei genug, wenn man Männer von Verdienſten wähle; ob ſie aber auch verträglich, geſellig, rechtlich ſind? ob ſie Gemeingeiſt genug beſitzen, um ihr eigenes winziges Intereſſe dem Wohl des Ganzen aufzuopfern? darnach fragt Niemand, obſchon das Wohl und Weh der ganzen Kolonie mehr daran hängt, als an Verdienſten anderer Art. Die vier Büchſen wurden für die Reiſenden wahre Pandorenbüchſen; Hader und Zwietracht herrſchten ſeit ihrer Eröffnung.

Man landete auf der Inſel Madagaskar, deren Beſchreibung den größten Theil des Werkes einnimmt. Der

Verfaſſer macht ein Paradies daraus. Wein und Getreide gebe es zwar da nicht, obſchon ſie gut gedeihen würden, hingegen Pfeffer, Muskatnüſſe, Gewürznelken, Gummi aller Art, Spezereien, Indigo, Zucker, Tabak, Edelſteine, Silber, Gold, Ambra bis achtzehn Unzen ſchwer, und alle Bedürfniſſe des Lebens. Seide und Baumwolle in ſolchem Ueberfluß, daß ſie am Gehen hindern. (!) (Die Baumwolle mag paſſiren, aber auch die Seide?) Die Luft ſei ſo rein, daß man Greiſe von einhundertundzwanzig Jahren antreffe, das Waſſer beſſer als in Frankreich; Städte, Dörfer, Burgen von Fürſten, Edelleuten und Sklaven bewohnt; die Städte wenigſtens von tauſend Häuſern oder Hütten, ſo niedrig, daß man nicht aufrecht darin ſtehen kann, und ſo leicht, daß vier Neger ſie bequem wegtragen können. Bei Schmauſereien ſoll es herrlich zugehen und der Wirth ſogar dem Gaſte ſeine Frau leihen.

Die Einwohner ſind alle ſchwarz, ausgenommen die einer einzigen Provinz und einige Vornehme, die von den Arabern abſtammen, und deshalb Weiße genannt werden, ob ſie gleich nicht halb ſo weiß ſind als unſere ſchwärzeſten Zigeunerinnen. Rennefort fand die Weiber, trotz ihrer Schwärze, ſehr hübſch, und meint überhaupt (mit Recht), es ſei nur ein Vorurtheil, die Schönheit in der weißen Farbe zu ſuchen; die ſchwarze ſei unvergänglicher und nicht dem widerlichen Bleichwerden unterworfen.

Der Aberglaube der Einwohner iſt der Bevölkerung ſehr hinderlich, denn ſie haben eine Menge ſogenannte unglückliche Tage, und alle Kinder, die an ſolchen Tagen geboren

werden, ſetzt man ohne Barmherzigkeit auf die Straße. — Man ſieht Mütter von zehn Jahren, welche ihre Kinder ſtillen. Natürlich werden ſie auch ſchnell alt.

Auf Madagaskar würde das Büchlein, die Grille genannt, ſchon um ſeines Titels willen in hohen Ehren gehalten werden, denn die Einwohner beten eine gewiſſe Gattung von Grillen an, die ſie in einem ſchönen Korbe bei ihren Koſtbarkeiten verwahren. Ein Franzoſe fragte Einen ihrer Gelehrten, wie ſie doch ein ſo elendes Thierlein anbeten könnten? Er antwortete ſehr ernſt: »Wir verehren in dem Gegenſtande das Grundweſen aller Dinge, und es muß irgend etwas vorhanden ſein, um den Geiſt feſt zu halten.«

Die Portugieſen entdeckten Madagaskar 1492 und nannten ſie St. Lorenzinſel; die Franzoſen gaben ihr jetzt den Namen Isle Dauphine; beide ſind vergeſſen. Schon 1642 bildete ſich zu Paris eine Madagaskar-Kompagnie, die aber mit dem Tode ihres Protektors, des Kardinal Richelieu, unterging. Mehrere vornehme Herren ſuchten in der Folge aus Gewinnſucht ſie wieder zu erwecken, veranſtalteten verſchiedene Sendungen, ernannten einen Gouverneur, bauten ein Fort, und, obgleich die Beſatzung nur aus ſiebenzig Franzoſen beſtand, ſo behauptete ſie ſich dennoch gegen die Einwohner. Im Jahre 1663 wurde ſie durch achtzig Mann vermehrt, und nun dachte der Herr Gouverneur ſogleich auf Eroberungen, denn er hegte den beliebten Grundſatz: was ich kann, das darf ich auch. Alles ging vortrefflich. Schon waren zweimalhunderttauſend feige Men-

ſchen gezwungen worden, Tribut zu bezahlen, als der unbeſonnene Eifer eines Miſſionärs Alles wieder verdarb. Er wollte durchaus einen vornehmen Inſulaner taufen, der keine Luſt dazu hatte, und den Prediger mit Knütteln todt ſchlug. Der Gouverneur, nach Rache dürſtend, zog aus an der Spitze ſeiner Truppen. Der vornehme Inſulaner, der ſehr drollig im Ornat des erſchlagenen Miſſionärs erſchien, bekämpfte ihn mit weit überlegener Mannſchaft, zwang ihn, ſich in das Fort zurück zu ziehen, und wollte ihn da aushungern.

So ſtanden die Sachen, als die königlichen Schiffe ankamen und Frieden ſtifteten.

Beſſer wäre es geweſen, die neuen Beamten hätten erſt unter ſich ſelbſt Friede geſtiftet, denn ihr fortwährender Hader wurde der Kolonie weit verderblicher, als die Widerſetzlichkeit der Einwohner. Der Gouverneur ſtarb bald. Rennefort ging nach Frankreich zurück, wurde aber unterwegs von den Engländern, die eben mit Frankreich im Kriege begriffen waren, zum Gefangenen gemacht, bei welcher Gelegenheit man ihm alle ſeine ſchönen Edelſteine raubte.

In London begegnete er einſt in St. James-Park einem Franzoſen, der die wunderbarſten Abenteuer erlebt hatte oder erlebt haben wollte. Er war Page der Königin Marie von Medicis geweſen, und ihr in die Niederlande gefolgt. Von da hatte ſie ihn an den Großherzog von Florenz geſchickt. Die Tartane, auf welcher er die Reiſe machte, wurde von

einem algierischen Seeräuber gekapert, und er dem Groß-vezier Achmet gesandt, nach dessen Tode er in die Dienste des neuen Großvezirs Cuperli kam. Dieser war ein Lieb-haber von Naturgeheimnissen und unterhielt deshalb einen Araber, der für einen großen Philosophen und Goldmacher galt. Der Araber gewann den Franzosen lieb, und auf seine Empfehlung kaufte ihn der Bassa von Cairo nach Cuperli's Tode. Dieser Bassa mochte nicht so leichtgläubig sein, als der Großvezier gewesen war, darum gefiel es dem Philosophen nicht bei ihm, und er entwich in seine Vater-stadt Zibit (wo liegt die?). Ohne Bedenken hatte er auch den Franzosen entführt, dem er nun seine Schwester zur Frau gab, und ihm alle seine Geheimnisse anvertraute. Eines Tages hatten sie lustwandelnd sich etwas weit von der Stadt entfernt, wurden von Räubern überfallen und fortgeschleppt, stießen aber zum Glück auf eine Karavane von Kaufleuten, durch die sie wieder befreit wurden. Jetzt ließ der Franzose seine Frau und seinen Schwager im Stiche und eilte nach London, wo er einen Narren zu finden hoffte, der ihm seine Geheimnisse abkaufte. Seinem Landsmann Rennefort gab er sie umsonst. Sie standen auf einem Zet-tel, den dieser der Länge nach abdrucken lassen. Es ist na-türlich lauter verworrenes Zeug, worüber sich die Goldma-cher nach Belieben die Köpfe zerbrechen mögen.

Als bald darauf Rennefort nach Paris zurückkam, hatte er den Verdruß, seine Dienste schlecht belohnt und seine Rathschläge unbeachtet zu sehen. Eine zweite Expedition

wurde nach Madagaskar geſandt, die eben ſo unglücklich ablief als die erſte, und zwar aus denſelben Gründen.

## Ein Mittel gegen blinde Verehrung der Aerzte.

Es iſt ganz einfach und beſteht blos im Leſen der Geſchichte der Arzneikunſt, wozu ich unter andern den alten Hermann Conring empfehlen darf. So wie die Aerzte heutzutage einen gräßlichen Unfug mit der Naturphiloſophie treiben, ſo haben ſie auch ſchon vor Alters, zum Unheil der armen Kranken, auf allerlei Weiſe ſpekulativen Unfug getrieben. Drei- bis vierhundert Jahre lang waren die Araber ihre Helden; dann kamen die Griechen in die Mode. Anfangs entſtand ein gewaltiger Krieg darüber. Die alten Aerzte hielten es noch mit den Arabern, die jungen verſpotteten ſie und wollten nur von Griechen hören. Einem Kranken, der arabiſch kurirt wurde, bewies man, daß er eigentlich hätte ſterben ſollen, und umgekehrt. Es erſchienen unzählige Kommentare über Hippokrates und Galen. Die Ehrfurcht vor dem letzteren ſtieg bis zur Abgötterei. Ein Profeſſor in Padua, Alexander Meſſaria, erklärte ohne Umſtände, »daß er lieber mit Galen irren, als mit einem andern die Wahrheit finden wolle,« wenn auch alle ſeine Patienten darüber ſterben müßten.

Dann kam ein van Helmont in den Niederlanden, der ſich philosophus per ignem, den Feuer-Philoſophen nannte und gleich dem Paracelſus, das ganze Alterthum

verhöhnte. Er ſchwatzte von Samen-Ideen, von einem Acheus Faber, der in allen Körpern lebe und webe, und fand, faſt wie Thales, den Grund aller Weſen im Waſſer, in dem ſeine Samen-Ideen herum ſchwammen. Alle ſeine Heilmittel ſollten untrüglich ſein, und ſeine Patienten hatten ſehr Unrecht, doch zu ſterben.

Später wurde die karteſianiſche Philoſophie — ſo wie jetzt die Naturphiloſophie — in die Arzeneikunſt gemiſcht. Die Klügſten hielten ſich doch immer an keine Sekte, ſondern an die Erfahrung, als die einzige Quelle ihrer Kunſt. Man kann nicht oft genug jeden Kranken vor Aerzten warnen, welche irgend einer Sekte anhängen, denn die ſind und bleiben ſicher ſchlechte Praktiker. Ja wenn man aus den Sterbeliſten jemals erweiſen könnte, daß da, wo eine neue mediziniſche Sekte herrſcht, weniger Menſchen geſtorben wären! — Aber im Ganzen werden die Aerzte nie die Sterblichkeit vermindern, denn wenn ſie gleich Manchem das Leben retten, ſo liefern ſie dagegen auch Manchen auf die Bahre, der, ohne ſie, erhalten worden wäre. Wenn ein Ort auf der Welt exiſtirte, den nie ein Arzt betreten dürfte, ſo würde ganz ſicher die Sterblichkeit dort nicht größer ſein, als ſonſt irgendwo.

Aus Conring lernt man auch, daß der erſte botaniſche Garten zu Padua im Jahre 1540 auf Koſten der Republik Venedig eröffnet wurde. Dann folgten Piſa, Rom, Bologna und bald auch die benachbarten Reiche; in Frankreich zuerſt Montpellier und lange nachher Paris; in England Oxford, in Schottland Edimburg; in Deutſchland

war zu Altorff der erſte botaniſche Garten, der hernach in Jena, Leipzig u. ſ. w. nachgeahmt wurde. In Holland war der zu Leiden berühmt.

## Die Kunſt einen Prinzen zu erziehen.

Ein ſehr gut gemeintes Büchlein, welches gegen das Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts erſchien und dem Duc de Bourgogne gewidmet iſt. Der Verfaſſer will, daß die Prinzen alles lernen ſollen, wäre es auch nur zu ihrem Vergnügen. Der beſte Gedanke in dem ganzen Büchlein ſcheint mir der, daß man beim Unterricht in der Geſchichte — der eigentlich fürſtlichen Wiſſenſchaft — große moraliſche und politiſche Maximen feſtſetzen und auf dieſe alle hiſtoriſchen Thatſachen beziehen ſoll. — In der Philoſophie verwirft er mit Recht alles, was nach irgend einer Schule riecht. — Die Bildung des Herzens iſt ihm eben ſo wichtig als die des Geiſtes. Ein Fürſtenherz ſoll groß und Ruhm liebend, aber auch menſchlich und vor allen Dingen gerecht ſein; denn Gerechtigkeit iſt wahrlich der Fürſten Schmuck und Ehrenkleid.

In unſern Tagen würde man, noch weit beſſer als aus dieſem Büchlein, die Prinzenerziehung von dem ehrwürdigen Herzog von Oldenburg lernen.

# Anekdoten und Kleinigkeiten.

Ein reicher Filz wollte doch nicht für geizig gehalten werden. Alle seine Bedienten hatte er abgeschafft, um deren Lohn und Kost zu ersparen; alle ihre Livreen hatte er verkauft; nur einen einzigen Livree-Ermel behielt er zurück, den zog er jeden Morgen an den rechten Arm, wenn er das Waschwasser zum Fenster hinausgoß, wobei er sich sehr in Acht nahm, mehr als den Arm blicken zu lassen, damit die Vorübergehenden glauben sollten, er habe noch einen Bedienten. — So ungefähr, nur nicht aus Geiz, machen es gewisse Schriftsteller, denen das erste ihrer Werke so ziemlich, von den hundert folgenden aber keines gelang, und die sich darum immer noch als Verfasser des ersten auf den Titelblättern aller folgenden nennen. Sie thun im Grunde nichts weiter, als daß sie, beim Ausgießen ihres Wassers, einen galonirten Ermel anziehen.

* * *

Tillotson, der große englische Kanzelredner, war oft so zerstreut, daß er im Stande war, wenn ihn eine Mücke in die Wade stach, das Bein seines Nachbars zu kratzen. Eines Tages wollte er, mit dreien seiner Freunde, unter welchen ein lebhafter Franzose, Herr de Maiseaux, sich befand, nach Windsor fahren und man hatte einen Wagen dazu gemiethet. Kaum waren alle viere eingestiegen, als sie auch schon anfingen über philosophische Materien zu disputiren und sich dermaßen darin vertieften, daß keiner von

ihnen bemerkte, wie langsam der Kutscher fuhr. Nur der lebhafte Franzose wurde es endlich gewahr und rief mehrere Male hinaus: »Allons donc! allons donc!« — Der Kutscher, der kein Französisch verstand, sagte ganz gelassen: »if you please Gentlemen, wie es Ihnen beliebt;« denn er hatte verstanden, er sollte nach London fahren. Die vier Freunde waren noch im schönsten Disputiren begriffen, als der Kutscher mit einem Prr! vor demselben Hause hielt, vor dem sie eingestiegen waren.

* * *

»Wenn ich alle Wahrheiten in meiner Hand hielte,« pflegte Fontenelle zu sagen, »so würde ich mich wohl hüten, die Hand aufzuthun.« — Er hielt also die Wahrheit für schädlich? er dachte vielleicht an Galilei und einige andere Märtirer derselben? — Der menschenfreundliche Mann bedachte aber nicht, daß die Wahrheit nur dem schädlich wird, der sie sagt, nicht denen, welche sie hören, und daß er also doch von Rechtswegen die Hand aufthun müßte; denn wenn die Besitzer der Wahrheit immer auch feige wären, so würde bald die ganze Welt ein Reich der Lüge werden. — Fontenelle hatte noch ein anderes Sprüchlein, das weit mehr für ihn einnimmt. Er war gewohnt, sich alles überflüssige zu versagen, um den Armen wohlzuthun, und wenn man ihn darum lobte, antwortete er weiter nichts, als: das muß so sein (cela se doit).

»Als ich einmal in meiner Jugend sehr verliebt war,« erzählte er eines Tages, »wurde meine Geliebte mir un-

treu und ergab ſich einem Andern. Ich war außer mir und überhäufte ſie mit Vorwürfen. „Fontenelle" ſagte ſie lächelnd und ganz ruhig zu mir, „in Ihrer Liebe ſuchte ich mein Vergnügen; jetzt finde ich in der Liebe eines Andern mehr Vergnügen, und Sie könnten verlangen, daß ich Sie noch immer vorziehen ſoll?" — »Sie haben Recht," antwortete Fontenelle, der plötzlich ſeine Vernunft wieder fand. »Sie haben vollkommen Recht, ich will Ihr Freund bleiben." — Sehr verliebt muß er doch wohl nicht geweſen ſein. — De la Motte rühmte ſich einſt gegen ihn, daß alle Schriftſteller ſeine Freunde wären. »Wenn Sie nicht irren," antwortete Fontenelle, »ſo würde das fürwahr kein günſtiges Vorurtheil für Sie erwecken; aber Sie erzeigen den Schriftſtellern zu viel Ehre und ſich ſelbſt zu wenig."

Doch hatte Fontenelle ſelbſt in der That keinen Feind. »Auf welche Art bewirken Sie dies Wunder?" fragte man ihn einſt. »Durch zwei kleine Redensarten, die ich immer bereit halte. Sie lauten: Alles iſt möglich und die ganze Welt hat Recht." — Den Grundſatz, dem er ſeine Ruhe verdankte, drückte er bisweilen mit andern Worten folgendergeſtalt aus: »Die Menſchen ſind entweder Narren oder Böſewichter. Das habe ich mir frühzeitig eingeprägt, weil ich doch einmal mit ihnen leben muß."

Zwiſchen der erſten und zweiten Vorſtellung von Voltaire's Oreſt verfloß eine ganze Woche, die der Verfaſſer dazu anwandte, ſehr bedeutende Veränderungen in dem

Stücke zu machen. »Voltaire iſt ein wunderlicher Menſch,« ſagte Fontenelle, »er macht ſeine Stücke, während ſie geſpielt werden.«

Man pflegte vormals in Burgund die Einwohner von Beaune (ich weiß nicht warum) die Eſel von Beaune zu nennen. Piron, der etwas gegen ſie hatte, ging eines Tages in der Gegend ſpaziren, und ſchlug zum Zeitvertreib alle Diſtelköpfe ab. »Was machen Sie da?« fragte man ihn. »Ich bin im Kriege mit den Einwohnern von Beaune,« antwortete er, »und ich ſchneide dem Feinde die Lebensmittel ab.«

* * *

Einſt gerieth Piron in Streit mit einem vornehmen Herrn und wurde heftig. Der vornehme Herr warf ſich in die Bruſt und erinnerte ihn an den gewaltigen Abſtand, den Geburt und Rang zwiſchen ihnen geſchaffen. „Mein Herr,« ſagte Piron, »in dieſem Augenblicke ſtehe ich doch ſehr hoch über Ihnen, denn ich habe Recht und Sie haben Unrecht.«

* * *

Ein gewiſſer Ferri hat ein Buch geſchrieben: Bildniſſe oder Charaktere und Sitten des achtzehnten Jahrhunderts, in dem ſich manche gute Bemerkungen finden. Z. B.: Man muß es mit ſeinen Freunden halten wie mit der Tugend, und Beide nicht ohne Noth auf die Probe ſtellen. — Der Weiſe bedarf wenig, der Thor iſt nie zufrieden, darum ſind die meiſten Menſchen nicht glücklich. — Wohlthaten

ſind der einzige Schatz, der durch Theilung ſich mehrt. — Liebende verbergen einander ihre Fehler und betrügen ſich; Freunde geſtehen einander ihre Fehler und verzeihen ſie. — Kein Weihrauch benebelt eine Frau ſo ſehr, als der, der nicht für ſie brennt. — Manche Weiber gleichen den Räthſeln, ſie gefallen nicht mehr, wenn man ſie errathen hat. — Andere gleichen den ſchönen Geiſtern, lieber wollen ſie getadelt, als vergeſſen ſein. — Lobſprüche und Wein ſtärken, aber nur wenn ſie nicht berauſchen. — Die Großen und die Bäume des Waldes geben wohl Schatten, doch keine Früchte. — Es iſt eine thörichte Anmaßung der Großen, daß wir immer, was ſie uns ſchuldig ſind, als Gnade von ihnen erbitten ſollen. — Die Großen verachten diejenigen, denen ihre Größe imponirt, und lieben doch diejenigen nicht, denen ſie nicht imponirt. — Jeder Schriftſteller erträgt leichter ungerechten Tadel als kühles Lob. — Man muß die meiſten Vorurtheile wie große Herren betrachten, ſie reſpektiren, aber ſich nicht mit ihnen abgeben. — Diejenigen, welche glauben, daß man mit Gelde Alles machen kann, ſind ſehr geneigt, alles für Geld zu thun. — Cromwell pflegte zu ſagen: man ſteige nie höher, als wenn man nicht wiſſe, wohin man ſteige.

* * *

Nachdem der Churfürſt von der Pfalz die Philoſophie des Descartes geleſen hatte, in welcher Spinoza gerühmt wurde, berief er dieſen letzteren nach Heidelberg, um dort die Philoſophie zu lehren, doch unter der Bedingung, daß er nicht dogmatiſiren ſolle. Spinoza, ob er gleich in mit-

telmäßigen Umſtänden war, ſchlug, der Bedingung halber, den Ruf aus. Wie ſtolz würde jetzt Heidelberg darauf ſein, wenn es ſich rühmen dürfte: in dieſen Mauern hat Spinoza gelehrt.

* * *

Bei Gelegenheit eines Katalogs verbotener Bücher ſagt Bayle: Es gibt Dinge, die zugleich ſo viel für und wider ſich haben, daß es äußerſt ſchwer iſt, den Mittelweg zu treffen, und in ſolchen Fällen entſcheidet gewöhnlich die Leidenſchaft oder der Eigenſinn. So iſt es auch mit den verdächtigen Büchern. Erlaubt man ſie nicht, ſo ſcheint es, man fürchte des Gegners Gründe; erlaubt man ſie, ſo läuft das Publikum Gefahr, durch allerlei Scheingründe bethört zu werden. Daraus entſtehen heftige Fehden, denn durch Disputiren erbittert man nur ſtatt zu überzeugen, und das Beiſpiel, welches zwei Engländer einſt gaben, iſt äußerſt ſelten. Johann und Wilhelm Reinolds, zwei Brüder, wurden getrennt erzogen, der eine in der katholiſchen, der andere in der proteſtantiſchen Religion. Als ſie erwachſen waren und zuſammen kamen, disputirten ſie ſo heftig, und zugleich ſo gründlich über ihre Glaubensmeinungen, daß Beide ſich bekehrten: der Katholik wurde einer der eifrigſten Presbyterianer, und der Proteſtant ein ſo eifriger Katholik, daß er ſogar ein Buch unter dem Titel: Calvino-Turcismus, ſchrieb, worin er bewies, daß die Reformirten eigentlich Mahomedaner wären. — Als Nero zu Rom die Satyren des Fabricius Vejento verbrennen ließ, wurden

ſie mit der größten Begierde aufgeſucht und geleſen, beſonders ſo lange Gefahr damit verknüpft war, ſagt Tacitus.

Vor alten Zeiten, als man noch lateiniſch ſchrieb, gab ein Deutſcher, Namens Gretſer, ein Buch heraus: de jure et more prohibendi libros noxios, welches in unſern Tagen wohl eine Ueberſetzung verdiente, wenn es anders überſetzt werden darf.

Bayle behauptete: die Katholiken hätten es zu ſeiner Zeit gerade ſo gemacht, wie jetzt die herrſchende Partei einer andern Art des Glaubens, ſie hätten nämlich nie einen Ketzer gelobt, und wenn er auch das Allerlöblichſte gethan oder getrieben hätte.

* * *

Schon vor mehr als hundertunddreißig Jahren ſchrieb ein Herr de la Terrière einen Traktat unter folgendem Titel: »Von der Vortrefflichkeit des Eheſtandes, von deſſen Nothwendigkeit und den Mitteln, glücklich darin zu leben. Zugleich eine Apologie der Weiber gegen die Verleumdungen der Männer.« Ein herrliches Buch, wenn es hielte, was der Titel verſpricht. Es hat den Damen nie an Vertheidigern gefehlt. Wenn man nur allein die Schriften der Mönche über dieſen Gegenſtand ſammeln wollte, ſo würde man einen ganzen Buchladen damit anfüllen können. Sogar der große Zauberer Agrippa ſchrieb de nobilitate et praecellentia foeminei sexus. Freilich haben auch manche gegen das ſchöne Geſchlecht geſchrieben, aber bei weitem nicht ſo viele als für dasſelbe.

Der Verfaſſer, von dem hier die Rede iſt, nennt die

Ehe die einzige Pforte zum Paradieſe, ohne zu erwähnen, daß der Weg bisweilen durch das Fegefeuer führt. »Iſt es möglich,« ruft er aus, »daß man ſo ſehr nach der Ehre geizt, ein ſchönes Buch geſchrieben, ein ſchönes Bild gemalt zu haben und dergleichen mehr, und doch unempfindlich bleibt für die Ehre, Menſchen gemacht zu haben?« (Die Hageſtolzen könnten ihm antworten: Bücher und Bilder koſten nichts zu ernähren, Kinder aber ſehr viel.) »Wo gab es jemals glücklichere Menſchen,« fährt er fort, »als Ibſtan und Abdan, von welchen in der Schrift geredet wird? Der erſte hatte dreißig Söhne, dreißig Töchter, dreißig Schwiegerſöhne und dreißig Schwiegertöchter; der andere hatte vierzig Söhne und dreißig Enkel, die er alle zu Pferde ſitzen ſah. Iſt das nicht ehrenvoller als alle Thaten eines Cäſar und Alexander?« Fürwahr, eine Kavallerie-Schwadron von vierzig Söhnen und dreißig Enkeln iſt die ſchönſte Ehrengarde von der Welt, nur kann man nicht, wie Cäſar und Alexander, Eroberungen damit machen, und die bringen doch immer die meiſte Ehre in der Welt.

Es iſt übrigens Schade, daß der Verfaſſer zu viel beweiſt, denn alle ſeine Gründe gelten auch für die Vielweiberei. — Wenn eine Witwe, ſagt er, nicht in ſechs Monaten ſich wieder verheirathet, ſo begeht ſie ein Verbrechen an Gott, der Menſchheit, dem Staate, der Kirche und gegen ſich ſelbſt. Nach dieſen Grundſätzen hätte das Pärchen, von welchem der heilige Hieronymus erzählt, kanoniſirt werden ſollen, denn der Mann ſowohl als die

Frau waren mehr als zwanzigmal Witwer und Witwe gewesen.

Ueber die Kunst, in der Ehe glücklich zu sein, sagt der Verfasser nichts Neues, aber viel Gutgemeintes, und es wäre zu wünschen, daß sein Buch die nämliche Wirkung thäte, welche die Rede des Sokrates bei Xenophon's Gastmahl hervorbrachte: die Gäste wurden so sehr durch das, was er über die Liebe sagte, gerührt, daß die noch Unverheiratheten schwuren, sogleich Frauen zu nehmen, und die Verheiratheten schnell davon liefen, um sich in die Arme ihrer Gattinnen zu werfen.

Es ist sonderbar, daß Herr de la Terrière in seinem ganzen Werke nur zu den Männern spricht. In der Vorrede behauptet er, bei den Mädchen sei keine Ermahnung zum Ehestande vonnöthen, sie sprächen zwar aus Sittsamkeit nicht davon, aber im Grunde hegten alle keinen heißern Wunsch als den, Frauen zu werden.

* * *

Ein gewisser Varisot, der ein gottloses Buch geschrieben hat: der durch die Vernunft enthüllte Glaube, bediente sich, um sein Werk zu vervollkommnen, eines höchst seltsamen Mittels. Er bezahlte nämlich einem Theologen, einem Arzte und einem Chemiker stündlich einen Thaler dafür, daß sie sein Buch ihn vorlesen hörten, und ihre Meinung darüber sagten. Er soll auf diese Art eine große Menge Thaler los geworden sein. Wenn doch die schönen Geister, die bisweilen die Leute mit ihrem Vorlesen peinigen, wenigstens auch am Ende dafür bezahlten! —

Digitized by Google

Ich gedenke bei dieſer Gelegenheit einer vornehmen Dame in W*, die meine Sonnenjungfrau in's Franzöſiſche überſetzt hatte. Sie lud mich und eine große Geſellſchaft ein, unter der ſich auch der jetzige Herr Großherzog von Frankfurt befand, die Ueberſetzung von ihr vorleſen zu hören. Die Verſammlung hörte geduldig zu bis an's Ende, und Mancher mochte wohl herzlich froh ſein, als dies Ende erreicht war. Aber wie erſtaunten wir Alle, da ſie, das Buch weglegend, uns alſo anredete: »Meine Herren, ich bitte Sie, ſich heute über acht Tage wieder bei mir einzufinden, wo ich das Vergnügen haben werde, Ihnen das Stück noch einmal vorzuleſen.«

* * *

Balthaſar Gracian's Hofmann ſchien der gelehrten Gräfin von Aranda, Donna Luiſa de Padilla, ſo vollkommen, daß ſie ſich in allem Ernſt darüber ärgerte, ihn gedruckt zu ſehen, weil dadurch ſo erhabene Vorſchriften in die Hände von Bürgerlichen geriethen und dadurch gemein würden. Es hieß vom Gracian wie vom Tacitus: Er habe nicht mit Tinte, ſondern mit dem koſtbaren Schweiße ſeines kräftigen Geiſtes geſchrieben.

* * *

Als man Ludwig XIV. einen Triumphbogen errichten wollte, erhub ſich ein gewaltiger Streit zwiſchen den Gelehrten, über die Frage: Ob die Inſchrift franzöſiſch oder lateiniſch ſein ſolle? — Die Herren von der Akademie meinten alle, es ſei ein Schimpf für ihre Mutterſprache, wenn man ſie bei dieſer Gelegenheit ausſchlöſſe. Die La-

teiner hingegen ſagten, man müſſe eine Sprache nicht verdrängen, in welcher Cäſar und Auguſtus verewigt worden. Es wurde viel darüber geſprochen, geſchrieben und gedruckt. Unter andern ſchrieb Charpentier ein Buch de l'excellence de la langue française und widerlegte die Gegner Schritt vor Schritt. Wenn, ſagte er, das alte Beſitzthum der lateiniſchen Sprache für einen Grund gelten ſoll, ſo hätten auch Ludwig XII. und Franz I. ſie nicht aus den Gerichtshöfen verbannen dürfen. Ueberdies ſei ſie ſchon oft, auch bei öffentlichen Denkmählern, in dieſem Beſitzthum geſtört worden, denn die Bildſäule Ludwig XIII. trüge eine franzöſiſche Inſchrift und für die Heinrich IV. ſei gleichfalls eine ſolche beſtimmt geweſen. — Um die Allgemeinheit der franzöſiſchen Sprache zu beweiſen (ein Beweis, der heutzutage überflüſſig wäre), führt er an, daß im Norden (man weiß, was die Franzoſen darunter verſtehen; ihr Norden iſt nämlich das Scythien der Griechen), daß im Norden ſie überall gelehrt werde und daß St. Didier, in ſeinem Bericht von dem Nimweger Konferenzen, verſichere, die engliſchen, deutſchen, däniſchen Geſandten verſtänden eben ſo gut franzöſiſch als ihre Mutterſprache, und faßten ſogar ihre Depeſchen in derſelben ab. Selbſt der ſtolze ſpaniſche Geſandte, Marquis von Los Balbaſes, beantworte die Komplimente franzöſiſch, und, die Frau Marquiſe ausgenommen, ſprechen es auch alle übrigen Damen. Der König von Dänemark antwortete im Jahre 1679 den polniſchen Abgeordneten franzöſiſch; der Marquis von Caſtel Moncayo, ſpaniſcher Geſandter, redete 1680 die General-

ſtaaten franzöſiſch an, und empfing auch die Antwort in derſelben Sprache. Als der Biſchof von Beauvais Geſandter in Polen war, fand er ſeine Sprache ſehr verbreitet. (Alſo damals ſchon wurde die Herrſchaft der Franzoſen über Europa gegründet, denn wo eine Sprache herrſchend wird, da auch bald das Volk, dem die angehört. Wenigſtens ſind den Franzoſen ihre Eroberungen dadurch ſehr erleichtert worden. Ein Volk, das nie unterjocht ſein will, muß durchaus darüber wachen, daß keine fremde Sprache bei ihm eingeführt werde. Deutſchland würde jetzt noch Deutſchland ſein, wenn die franzöſiſche Sprache nicht deutſche Hofſprache geworden wäre.) Charpentier ſagt, die Römer wären eben ſo erpicht auf die griechiſche Sprache geweſen, als wir nachher auf die lateiniſche — die Reden, ſelbſt eines Cicero, wären mit ſo groben Bildern angefüllt, daß man ſich keine Idee von dem ehrwürdigen Senat machen könne, vor dem er ſie gehalten — kurz er reicht ſeiner Mutterſprache die Palme. (Es wird auch in der That eine Zeit kommen, wo ſie die Sprache des ganzen kultivirten Erdbodens ſein wird, denn ſchon werden fremde Sprachen nur neben ihr verſtattet.) — Uebrigens wimmelt das Buch von Dingen, die gar nicht zur Sache gehören; denn bald erzählt der Verfaſſer, daß der gelehrte Hüet jenes berühmte: Gott ſprach, es werde Licht und es ward Licht! gar nicht ſo erhaben gefunden habe als Longin; bald beweiſt er in einem eigenen Kapitel, daß eine zu große Liebe zu den Wiſſenſchaften ein Hinderniß ſei, reich zu werden, und daß die Verſe eines Nero, der Ajax eines Auguſtus wenig Beifall

gefunden, bald ſchilt er auf die Trauerſpieldichter, daß ſie die hiſtoriſche Wahrheit verfälſchen, bald ſpricht er von den Plagiaten der Griechen; kurz, Charpentier glich den deutſchen Gelehrten, die auch immer der Kitzel ſticht, alles anzubringen, was ſie geleſen haben.

* * *

Mademoiſelle Scudery hat einen Roman geſchrieben, in welchem ſie Anacreon und Sappho zu Zeitgenoſſen macht; Schade, daß Beide nicht wirklich zu gleicher Zeit lebten und ſich miteinander verheiratheten, ſo würde es, ſeit die Welt ſteht, kein verliebteres Pärchen gegeben haben, obgleich darum nicht das treueſte; denn ein Ueberſetzer ſagt von Anacreon: »Das weibliche Geſchlecht, ſo liebenswürdig es iſt, konnte ſeine Zärtlichkeit nicht erſchöpfen,« und umgekehrt wird dasſelbe von der Sappho behauptet, die übrigens hundert oder hundertzwanzig Jahre früher lebte als Anacreon. Man hat die letztere über dieſen ſkandalöſen Punkt zu rechtfertigen geſucht, und wahr mag ſein, daß der Neid ihr viel Böſes nachgeſagt. Aber wahr iſt doch auch, daß ſie entſetzlich verliebter Natur war. Sie wurde früh Witwe, wollte nicht wieder heirathen, und doch verfolgte ſie den Phaon mit ihrer Liebe bis nach Sicilien, wohin er flüchtete, um Ruhe vor ihr zu haben. Aber alle ihre Mühe und alle ihre ſchönen Elegien waren umſonſt, und es blieb ihr nichts anders übrig, als in's Meer zu ſpringen. Ob dieſer Kühnheit ſoll man ſie mascula Sappho genannt haben; doch Andere behaupten mit mehr Wahrſcheinlichkeit, das mascula habe eine ganz andere Beziehung. Von ihren

herrlichen Gedichten iſt uns nichts übrig geblieben, als eine Hymne, eine Ode und einige Fragmente. — Die Leſerinnen werden ſonder Zweifel neugierig ſein zu wiſſen, ob ſie ſchön war? — Ich vermuthe aus guten Gründen: ſie war häßlich; denn erſtens würde Phaon der ſchönen Sappho ſchwerlich widerſtanden haben, wenn ſie auch Verſe auf ihn gemacht hätte; zweitens ſind die Dichterinnen gewöhnlich häßlich. Unter allen, die ich gekannt habe, war nur Amalie von Imhof ſchön, und Sophie Mereau hübſch zu nennen.

* * *

Ein Prediger zu Genf, Alphonſus Turretinus, hat vor ſiebzig oder achtzig Jahren Cogitationes und Dissertationes theologicae wie auch Orationes Academicae herausgegeben, welche in der That ſo vernünftig ſind, daß ſie eher als alles andere Geſchwätz, eine Vereinigung der chriſtlichen Sekten bewirken könnten. Hier ſind einige ſeiner Kernſprüche:

»Die ganze Theologie iſt in zwei Büchern enthalten, der Bibel und der Natur. — Wenn man ſich ſtets eben ſo ſehr bemüht hätte, das Dunkle aufzuklären, als man ſich bemüht hat, das Klare zu verdunkeln, ſo würde es beſſer um die Theologie ſtehen. — In Allem, was Heil und Seligkeit betrifft, muß Jeder ſein eigener Theolog ſein. — Da Offenbarung und Vernunft von Einem und demſelben Gotte ausgehen, ſo kann Offenbarung der Vernunft unmöglich widerſprechen. — Diejenigen, welche die Vernunft verdammen, müſſen ihre Meinung nothwendig auf

vernünftige Gründe ſtützen, folglich Vernunft üben, indem ſie ſie verdammen. — Die Bibel iſt nicht für Gelehrte, ſondern für die Menſchen geſchrieben, ſie darf alſo nur populär ausgelegt werden. — Wenn verſtattet wird, Alles, was die Schrift ſagt, zu Allegorien und Prophezeiungen zu ſtempeln, ſo gibt es nichts gewiſſes mehr in der Religion. Je lebhafter die Einbildungskraft iſt, je mehr der Myſterien wird ſie finden, und Alles beweiſen, was ihr beliebt. So, zum Beiſpiel, gründen auch die Alchymiſten ihre Träume auf die Bibel. —

* * *

Der Profeſſor Reimarus in Hamburg hat eine lateiniſche Biographie des gelehrten Fabricius geliefert, die manches Merkwürdige enthält. Schwerlich iſt jemals ein Mann arbeitſamer geweſen. In den erſten zehn Jahren ſeines Profeſſorats, lehrte er täglich zehn Stunden, im zweiten Decennium bald zehn, bald neun; im dritten ſieben und acht, und erſt im vierten, als ſeine Kräfte abnahmen, beſchränkte er ſich auf vier und fünf. Unbegreiflich, wie er bei alle dem noch eine ſo ungeheure Menge von Büchern leſen, ſo viele Werke in allen Theilen der Wiſſenſchaften ausarbeiten, ſo viele Briefe ſchreiben, ſo viele Beſuche empfangen konnte; ja er ſelbſt korrigirte die Druckfehler in jeder ſeiner Schriften und zwar jeden Bogen zweimal; er übernahm ſogar dieſe unangenehme Arbeit oft aus Gefälligkeit für Andere. — Dabei beſaß er eine Beſcheidenheit, wie ſie heutzutage nicht mehr unter den Gelehrten gefunden wird. Baudelot wollte ihn zum Ehrenmitglied der Pariſer

Akademie machen, Derham zum Ehrenmitglied der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu London; er schlug beides aus. Hingegen kann man heutzutage fast kein gelehrtes Buch aufschlagen, von dem nicht das halbe Titelblatt mit den Mitgliedschaften des Verfassers angefüllt wäre.

* * *

In einer alten Sammlung von Abhandlungen über Gegenstände der Naturgeschichte von Deslands, wird unter andern von einem alten Vorurtheil gesprochen, welches schon Aristoteles eingesogen hatte: Daß nämlich kein Kranker während der Flut des Meeres stürbe, sondern nur während der Ebbe. In allen Seestädten soll man daran glauben, oder hat man daran geglaubt, und nichts für den Kranken befürchtet, so lange das Meer stieg. Wenn das sich wirklich so verhielte, so würde es beweisen, daß die anziehende Kraft des Mondes sich nicht bis auf die Seelen erstreckt. Wenigstens hätte doch Siegwart während der Flut sterben sollen.

* * *

Ein Sachse, der lange in der Gegend von Nürnberg lebte, galt dort überall für einen Taubstummen, folglich nahm sich Niemand vor ihm in Acht, er hörte Alles, was in Gesellschaften gesprochen wurde und benutzte es zu seinem Vortheile. Wer bestohlen wurde, wandte sich an ihn, er brachte gewöhnlich den Dieb heraus. Besonders war keine Liebesintrigue vor ihm sicher, und er stand in hohem Solde aller eifersüchtigen Liebhaber und Ehemänner. Aber auch die

Damen bedienten ſich ſeiner mit glücklichem Erfolg, und beſtahlen ihre Männer, um ihn gut zu bezahlen. Er lachte über ſie Alle und empfing von allen Seiten. Als er ſich reich genug glaubte, wurde ihm der Zwang beſchwerlich, darum traf er Anſtalten, Gehör und Sprache auf eine wundervolle Weiſe wieder zu erlangen.

Zu ſeinen Künſten gehörte auch das Schatzgraben. In einer Nacht begab er ſich mit einem Haufen Bauern an einen von ihm angezeigten Ort, um einen Schatz zu heben. Hier erſchien, zum großen Schrecken der Umſtehenden, ein Geſpenſt, welches ihm zurief: Mann Gottes! ich gebe dir Gehör und Sprache wieder! — Von Stund an konnte der Taubſtumme reden und hören. Die Bauern ſchrien Wunder! und verkündeten überall, was ſie erlebt. Der Taubſtumme ſelbſt redete nun öffentlich, Gott und dem wohlthätigen Geiſte dankend. Aber — die Zuhörer vernahmen mit Verwunderung, daß dieſes Geſpenſt ein ſächſiſches geweſen ſein müſſe; denn ein himmliſcher Geiſt würde, allem Vermuthen nach, den Taubſtummen reines Deutſch gelehrt haben, oder doch zum wenigſten den fränkiſchen Dialekt; allein er ſprach den breiten ſächſiſchen, und das verrieth den Betrüger. Er wurde, eingezogen, zum Bekenntniß gezwungen und ausgepeitſcht.

Dieſe Anekdote wird im XVI. Bande der Causes celèbres erzählt, und verſichert, daß ſie ſich im November 1777 zugetragen habe.

# Charaden.

2 — 1.

1. Mein Zweites ſchon iſt eine Geißel für mein Erſtes, mein Ganzes noch mehr. Mein Erſtes muß mein Zweites ertragen, mein Ganzes vermeiden. Eine Würde iſt mein Erſtes, die von meinem Zweiten ſelten reſpektirt wird, obgleich es nie gegen mein Erſtes gerichtet ſein ſollte. Bisweilen haben gewiſſe Stände mein Erſtes verachtet, ſind aber durch mein Ganzes fürchterlich dafür beſtraft worden.

1 — 1.

2. Kein Sklave kennt mein Erſtes, die Nacht mein Zweites nicht. Immer iſt den Türken mein Ganzes heilig, den Chriſten nur Einmal im Jahre.

2 — 2.

3. Wehe meinem Erſten! es wird zur berüchtigten Wohnung des Zweiten, wenn die Eiferſucht mein Ganzes wird. — Ach! leider hat ſchon im Paradieſe mein Zweites die Freuden meines Erſten geſtört, und die Schlange zu meinem Ganzen gemacht.

1 — 1.

4. Einer ſchönen Jägerin, die in Amor's Revieren nach meinem Erſten trachtet, und ihre Netze für mein Zweites ausſpannt, möchte es doch ſchwer werden, mein Ganzes zu erhaſchen.

Digitized by Google

1 — 1.

5. Mein Zweites iſt in der Ehe ſelten mein Erſtes, wenn es auch ſo tapfer wäre, als einſt mein Ganzes war.

2 — 2.

6. Neubelebt wird die Natur, wenn mein Ganzes durch mein Zweites mein Erſtes verkündet. Schön iſt das Leben in meinem Erſten, ſchöner noch, wenn mein Zweites die erſte Liebe verräth. Doch auch dem Greiſe verkündet mein Ganzes, jenſeits des Grabes, mein ewig dauerndes Erſtes.

1 — 1.

7. Die ſchönen Griechinnen verſteckten mein Erſtes nicht in mein Ganzes, und Atalanta hemmte ihren ſchnellen Lauf nicht durch mein Zweites. Der Ritter mußte im Mittelalter mein Erſtes bewaffnen, wenn er durch mein Ganzes dazu aufgefordert wurde. Ein Liebhaber in unſern Tagen wähnt ſich ſchon oft im Beſitz des Erſten, wenn er etwa das Ganze erobert hat.

2 — 2.

8. Mein Erſtes erblickt man gern in fremden Augen, in eigenen ſieht man es nicht. Zu meinem Zweiten glaubt ein Jeder ſich berufen, doch die Meiſten ſind nur mein Ganzes.

2 — 1.

9. Wer mein Zweites ſelbſt verdient, dem ſcheint es durch mein Erſtes gewürzt, und der entbehrt mein Ganzes leicht.

Digitized by Google

1 — 2.

10. Das Heiligſte auf Erden wird meinem Erſten gereicht, bisweilen auch Gift. Warmes und Kaltes geht hinein, Dummes und Kluges kommt heraus. Der Kluge braucht es am wenigſten, der Narr am meiſten. Wenn mein Zweites anfängt zu lärmen, ſo hält der Kluge mein Erſtes feſt. Hingegen lockt er damit aus meinem Ganzen recht liebliche Töne hervor, ob ſie gleich in keinem Orcheſter geduldet werden.

1 — 1.

11. Genannt zu werden wie mein Erſtes, nimmt der Einfältige übel, das hübſche Mädchen aber nicht, wenn nur das Wort im Diminutif gebraucht wird. Jeder ſucht mein Erſtes in Sicherheit zu bringen. Ein Menſch, der mein Ganzes iſt, trägt mein Zweites nur pro forma.

2 — 1.

12. Mein Erſtes und Zweites wird von Thieren geliefert, aber Beide wachſen auch auf Bäumen. Wenn mein Erſtes aus meinem Zweiten gemacht wird, ſo bleibt mein Ganzes übrig.

---

Die Auflöſung der Charaden im vorigen Bande.

1. Blutigel. 2. Brautjungfer. 3. Wieland. 4. Eigenſinn. 5. Ohrfeige. 6. Jungfrau. 7. Zeitgeiſt. 8. Haſenſcharte. 9. Gallapfel. 10. Rabenſtein. 11. Schutzgeiſt. 12. Oheim.

# Die Stecknadel.

Ein Philoſoph — das heißt, ein Menſch, der gern Alles wiſſen möchte, und am Ende froh iſt, wenn er gelernt hat, daß er nichts weiß — ging eines Tages ſpaziren, in tiefem Nachdenken über das kleine Räthſel: warum er doch eigentlich auf der Welt ſei? während eine Menge ſeiner Mitgeſchöpfe auf zwei und vier Beinen hin und wieder liefen, ſich ihres Daſeins erfreuend, ohne um jenes große Warum ſich im mindeſten zu bekümmern. Er hatte endlich ein Dorf erreicht, und da ſeine Beine müder waren als ſein Kopf, ſo pflanzte er ſich auf eine Bank vor ein Bauerhaus, und ließ den Kopf allein ſpaziren gehen, wobei er mit ſeinem Stocke in einem Kehrichthaufen wühlte, der neben der Bank aufgeſchüttet lag. Plötzlich fiel ihm eine Stecknadel in die Augen, aber eine armſelige Stecknadel, krumm und ohne Kopf.

»Hm!« dachte er, »Schade, daß du mir nicht erzählen kannſt, wie es dir in der Welt ergangen: wodurch du krumm geworden; wodurch du den Kopf verloren, wie du in die Schickſale der Menſchen mit und ohne Köpfe eingegriffen; es möchte fürwahr manches Erbauliche zu hören und zu lernen ſein.«

»Ei!« erwiederte die Stecknadel, »das alles kann ich dir wohl erzählen.«

Der Philoſoph erſtaunte nicht wenig, als er die klare Stimme vernahm, denn er hatte in ſeinem Leben noch keine

Stecknadel reden hören; indeß beſann er ſich noch zu rechter Zeit, daß ein Philoſoph über nichts in der Welt erſtaunen muß; er hob die Rednerin auf, legte ſie neben ſich auf die Bank, und erſuchte ſie fortzufahren. Sie ließ ſich nicht zweimal bitten. Du ſiehſt, mein Herr Philoſoph — ſo hub ſie an — daß ich vormals ſchön geweſen. (Man ſah nicht eine Spur davon, und der Zuhörer bewunderte die Macht der weiblichen Eitelkeit ſelbſt in einer alten roſtigen Stecknadel.)

Ich gehörte nicht zu jenen großen, plumpen Spießen, an welchen man einen Kolibri braten könnte; aber auch nicht zu den kleinen, ſchwindſüchtigen Epigrammen, welche die Putzmacherin in ihre Schöpfungen verſteckt; ſondern ich war eine Nadel von mittlerer Taille, ſtark, aber ſchlank, und ſo glänzend polirt, daß die Sonne ſich eben nicht ſchämen dürfte, wenn ſie, ſtatt ihrer Strahlen, mit lauter ſolchen Stecknadeln geſpickt wäre. Meine erſte Beſitzerin war die Tochter eines reichen Sonderlings, der nur in ihr lebte, wogegen ſie nur in ſich und für die Mode lebte. Monatlich empfing ſie einige hundert Thaler ſogenanntes Stecknadelgeld, und wenn ſie dieſe Summe der Beſtimmung gemäß angewandt hätte, ſo würde ſie ein großes Magazin von Stecknadeln haben errichten können. Indeſſen ging doch wirklich mancher ſchöne Thaler für Briefe hin, nämlich für Stecknadelbriefe; denn die Sorgloſigkeit, mit welcher die Frauenzimmer mein armes Geſchlecht überhaupt zu behandeln pflegen, trieb ſie auf's höchſte, uneingedenk, daß

ſie gleich allen Schönen, uns einzig und allein ihr Daſein verdankte.

»Ei, wie ſo,« unterbrach der Philoſoph die Erzählerin.

»Man hört an deiner Frage,« erwiederte dieſe, »daß du ein Philoſoph biſt, der das Fernſte ergrübelt, und das Nächſte nicht gewahr wird. Ohne Stecknadeln kein Putz, ohne Putz kein Frauenzimmer; da haſt du den Beweis. Denke dir nur eine Schöne, der alle Stecknadeln plötzlich vom Leibe fielen, hilf Himmel! was würde aus ihr werden! und doch befeſtigt man uns oft ſo nachläſſig, iſt um unſern Verluſt ſo unbekümmert. Auch meine Gebieterin ging mit uns um, als ob wir eine Art von Seelenſchmuck wären; ſie verlor uns zwar nie Alle zugleich, aber eine nach der andern, daraus machte ſie ſich nichts. Auch ich gehörte zu der Zahl dieſer Unglücklichen. Eines Tages hatte ich die Ehre, eine Bandroſe auf ihrem niedlichen Schuh zu befeſtigen. Dieſen Schuh warf ſie ihrer Kammerjungfer an den Kopf, weil das ungeſchickte Mädchen den Schooßhund auf den Fuß getreten hatte; eine Scene, die mich dermaßen erſchütterte, daß ich ohnmächtig zu Boden fiel.

Da lag ich nun, und Niemand bekümmerte ſich um mich. Die traurige Begebenheit war in des Vaters Schreibzimmer vorgefallen, welches glücklicherweiſe oft in mehreren Wochen nicht gefegt wurde, ſonſt würde ich wohl ſchon früher den unanſtändigen Platz haben einnehmen müſſen, auf welchem du mich gefunden haſt.

Digitized by Google

Drei Tage hatte ich so gelegen, und den Schicksalswechsel beseufzt, der, von der Ehrenstelle auf dem Fuße, mich unter die Füße gebracht hatte, als Herr Burbaum sich bei dem Vater melden ließ.

»Wer war dieser Herr Burbaum?« fragte der Philosoph.

Ich könnte antworten: er war ein Mann, der das Pulver nicht erfunden hatte; allein mit Recht würdest du mir vorrücken, daß ich mich einer albernen Redensart bediente; denn bekanntlich wurde das Pulver nicht erfunden, sondern gefunden; ein Zufall, der auch jedem Dummkopf begegnen konnte, und folglich ist eben nicht vonnöthen, den Finder des Pulvers als ein großes Genie durch ein Sprichwort zu verewigen.

»Wollte Gott, er hätte es nie weder ge- noch erfunden!« seufzte der Philosoph.

Wäre dieses berühmte Unglück dem Herrn Burbaum begegnet — so fuhr die Stecknadel fort — er würde wenigstens keine Kanone, und nicht einmal eine Jagdflinte mit Pulver geladen haben, denn er war ein gutmüthiger Mensch, nur stand von ihm nicht zu erwarten, daß er eine Maschine zum Flachsspinnen erfinden würde. Nicht einmal der Geist seines Vaters ruhte auf ihm. Der war ein ehrlicher Kaufmann gewesen, das heißt, er hatte nur Einmal bankerott gemacht, und sich dadurch ein artiges Vermögen erworben. Dieses zu erhalten, nicht zu vermehren, war des Sohnes fleißige Bemühung. Er hielt zu Rathe, handelte noch immer, verschmähte nicht den klein-

ſten Gewinn, ließ ſich aber ſelten auf Spekulationen ein. Doch eben jetzt war ihm eine ſolche, er wußte ſelbſt nicht wie, in den Kopf geſtiegen. Sie erſchien ſehr ſicher und einfach, er entſchloß ſich dazu, nur fehlte es ihm an einem Kapital von fünftauſend Thalern, über welches er in dieſem Augenblicke nicht ſchalten konnte. Darum ließ er ſich bei dem reichen Sonderling melden, der ihn mit einem grämlichen Geſichte empfing.

Die Gabe eines überzeugenden Vortrags war Herrn Burbaum nicht verliehen, er ſtammelte ſogar ein wenig. Der Kapitaliſt begriff lange nicht, was der Fremde eigentlich wolle, und als er es endlich begriff, war er ſchon ſo ungeduldig, daß er mit kurzen Worten das Geſuch abſchlug. Herr Burbaum war nun nach und nach in den Fluß der Rede gekommen, gleich einer Flaſche, in deren Hals ein Kork ſtecken geblieben, die anfangs ihre flüſſige Gabe nur tropfenweis ſpendet, doch plötzlich, nach überwundenem Hinderniß, ſie rauſchend hervorſtrömen läßt. Er erſchöpfte alle Gründe, unter welchen der wichtigſte der war, daß er das Geld ſehr nothwendig brauche. Alles umſonſt! der reiche Sonderling blieb bei der trockenen Antwort: „Ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen, mein Herr, und ich vertraue mein Geld Niemanden, von deſſen Sparſamkeit ich nicht durch eigene Erfahrung mich überzeugt habe.“

Beide gingen neben einander im Zimmer auf und nieder. Herr Burbaum wiederholte unverdroſſen alle die ſchon vorgetragenen Ueberredungsgründe; als aber keine Antwort mehr erfolgte, ſuchte er, verſtummend, deren nun in ſeinem

Kopfe, und als er ſie da nicht fand, ſchlug er die Hände auf den Rücken, und heftete den ſtarren Blick auf den Boden, um ſie gleichſam da herauszubohren. Siehe, da fiel ihm von ungefähr meine Wenigkeit in die Augen. Gewohnt, in ſeiner Wirthſchaft nichts umkommen zu laſſen, bückte er ſich nach mir, hob mich auf, und ſteckte mich ſchweigend auf ſeinen Aermel.

Der Sonderling ſah ihn einige Augenblicke ſtarr an, und ſagte dann plötzlich: »mein Herr, Sie ſollen die fünftauſend Thaler haben. Ein Mann, der eine Stecknadel nicht verſchmäht, wird mein Geld wohl fruchtbar zu machen wiſſen, und mich auch zu rechter Zeit bezahlen.«

Herr Burbaum ſah mich verwundert an, und begriff nicht recht, wie er dazu komme, mir die Erfüllung ſeines Wunſches zu verdanken. Hoch erfreut empfing er einen Sack voll Gold, den er ſammt mir nach Hauſe trug. Seine Spekulation ſchlug glücklich ein, er gewann anſehnlich, und bezahlte dankbar.

Nun war er in der That ein reicher Mann zu nennen, alſo auch ein Mann, der Müttern und Töchtern in die Augen ſtach, ob er gleich ſo dürr war als jener Tänzer mit Stundenglas und Senſe, der, ich weiß nicht mehr in welcher vormaligen Reichsſtadt, alle Stände mit einer zierlichen Menuet zu Grabe führt. Der einzige Theil ſeines Körpers, der einige Wohlbeleibtheit verrieth, war ſein Rücken; allein bekanntlich wird nur auf das geſehen, was ſolch' ein Rücken trägt — Verdienſte? — fort damit! — Gold? — willkommen!

Unter den Schönen ſeines Wohnorts, die ſolche ver-

nünftige Betrachtungen anstellten, befand sich auch Demoiselle Elise Schwalbach, eine reife Jungfrau, die von Rußland nichts höheres zu rühmen wußte, als daß man dort noch nach dem alten Julianischen Kalender zählt, wodurch die dahin Reisenden, sobald sie die Grenze betreten, plötzlich um zwölf Tage jünger werden. Indessen konnte man ihr nicht vorwerfen, sie habe ihre Jugend ungenossen vorüberstreichen lassen. Sie war dreimal Braut gewesen. Den ersten Bräutigam hatte ihr der Tod geraubt; den zweiten ein Gedächtnißfehler, indem er den zur Hochzeit anberaumten Tag unglücklicherweise vergessen hatte; der dritte war ein eigensinniger Kopf, der es übel nahm, als er sie eines Tages mit einem jungen Dragoneroffizier in der unschuldigsten Vertraulichkeit fand. Da sich keine Freier mehr meldeten, so war sie eine Zeit lang entschlossen, gar nicht zu heirathen, und widmete ihr Herz der Freundschaft, der sie auch ein Pflegekind verdankte, den kleinen, achtjährigen Jakob, den liebenswürdigsten, unartigsten Buben von der Welt. Er nannte sie Mama, und die mütterliche Zärtlichkeit, mit der sie ihn erzog, war allen Christen in der Nachbarschaft erbaulich.

Doch eben um dieses halb verwaisten Knaben willen, dem sie einst die Schranken der Ehre zu öffnen nicht wohlhabend genug war, beschloß sie, wenn es mit Anstand geschehen könnte, der Ehestandsscheue doch noch zu entsagen, und einen würdigen Sterblichen nicht allein als Gemahl, sondern auch zugleich als Vater zu begrüßen. Nachdem sie schon manche Wahl getroffen, doch stets die Ver-

Digitized by Google

blendeten ihrer unwürdig gefunden, warf ſie endlich ihr Auge auf Herrn Burbaum, der ihr gegenüber wohnte, und, wenn er am Fenſter ſein Pfeifchen ſchmauchte, die Jungfer Nachbarin freundlich zu grüßen pflegte.

Es iſt nichts gefährlicher auf der Welt, als einem ſchönen Mädchen gegenüber zu wohnen, wenn man die Fenſter nicht zumauern läßt. Sie tritt hervor im reizenden Negligee, die Morgenſonne röthet ihre Wangen, das kunſtlos gelockte Haar umflattert das friſche Köpfchen, die weiße Hand ſtreckt ſich aus, um Blumen zu begießen; ſie legt ſich wohl gar mit beiden Armen in's Fenſter, und der ſchwellende, kaum verhüllte Buſen ſaugt die Morgenluft in ſich, unbekümmert um den Zephir, der mit dem Buſentuche ſpielt; ihre Korallenlippen öffnen ſich, ein munteres Liedchen zu trällern; verſtohlene Blicke ſchweifen herüber — armer Burbaum! du biſt verloren!

So dürr der brave Mann auch war, ſo mochte er doch recht gern üppige Geſtalten ſehen, und Jungfer Eliſe Schwalbach war eine ſolche, ihr Buſen der Tummelplatz einer ganzen Schar von Liebesgöttern. Herr Burbaum merkte bald, daß es nicht recht richtig mit ihm ſei, denn ſeine Pfeife ging ihm aus, ſobald die ſchöne Nachbarin an's Fenſter trat. Er merkte auch wohl, daß je kälter die Pfeife, je wärmer das Herz wurde, und als er endlich gar die Pfeife zu ſtopfen vergaß, da ging ihm ein Licht auf, welches weit heller brannte als der Wachsſtock, an dem er ſie anzünden wollte.

Jungfer Eliſe hatte bis jetzt den dürren Nachbar mit

freundlichen und ſchmachtenden Blicken beſchoſſen, ſobald ſie aber gewiß zu ſein glaubte, daß ſein Stündlein geſchlagen habe, veränderte ſie die Batterie, ſchlug die Augen nieder, gab ihm ſittſam den Morgengruß zurück, und ſeufzte in Zucht und Ehrbarkeit. Er, zum erſten Male auf Amor's Wildbahn ein geſcheuchtes Reh, verkannte den Zweck dieſer Kunſtfertigkeit, meinte, die ſchöne Nachbarin könne ihn nicht leiden, härmte ſich darob im Stillen, und jede Null, die er in's Hauptbuch ſchrieb, erinnerte ihn an die Niete, die er aus dem Glückstopf der Liebe gezogen. Er hatte einmal gehört: um einem widerſpenſtigen Herzen Gegenliebe abzuzwingen, gebe es kein ſichereres Mittel, als ein von Wachs geformtes Herz unter gewiſſen Ceremonien in der Mitternachtsſtunde mit einer Stecknadel zu durchſtechen. Als ſeine Amme ihm das erzählte, glaubte er es halb und halb; jetzt, da er in der Noth war, glaubte er es ganz, denn nichts macht gläubiger als die Noth. Darum verſuchte er nun mit meiner Hilfe, ein wächſernes Herz zu durchbohren, und brachte den übrigen Theil der Nacht ſchlaflos zu, weil die bange Erwartung des Erfolges ihm keinen Schlaf vergönnte.

Welch' Entzücken, als der Morgen kam, er mit bebender Hand das Fenſter geöffnet hatte, und ſogleich ein ungewöhnlich freundlicher Blick der ſchönen Nachbarin ihn begrüßte! was anders als ſein Zaubermittel konnte dieſe plötzliche Veränderung bewirkt haben? — ihm kam es nicht in den Sinn, daß Jungfer Eliſe Betrachtungen angeſtellt, daß ſie gefunden, ihr dürrer Verehrer beſitze nicht Zartſinn genug pour

filer le parfait amour, daß er wohl endlich gar aus langer Weile ihr wieder entſchlüpfen könne, und es alſo doch wohl am gerathenſten ſei, ihm eine ſeinem Faſſungsvermögen angemeſſene Aufmunterung angedeihen zu laſſen. Herr Burbaum ſchwamm in Wonne, und da in Kurzem aus den freundlichen Blicken ein wahres Liebäugeln wurde, ſo machte ihn das ſo beherzt, daß er, mit Hilfe des allzeitfertigen Kontoriſten, einen förmlichen Liebesbrief ſtiliſirte. Erſt als er ihn verſiegeln wollte, fiel ihm ein, daß er kein anderes Petſchaft beſitze, als das, auf welchem ſeine Firma: Burbaum et Compagnie, eingegraben war; er meinte, ſie könne das Wort Kompagnie auf ſich ziehen, und als eine voreilige, kühne Anmaßung auslegen; auch hatte er gehört, daß man ein Billet doux wohl bisweilen mit einer Stecknadel zuzumachen pflege; darum zog er mich vom Aermel, verſchloß durch mich den Dolmetſcher ſeines Herzens, befahl der Magd, ſich ſauber anzukleiden, und mich ſammt dem Billet hinüber zu der Jungfer Nachbarin zu tragen. Noch im Scheiden hört' ich ſein Stoßgebet mir nachhallen.

Die keuſche Eliſe Schwalbach empfing uns mit freundlicher Sittſamkeit. Mich entledigte ſie ſogleich meines Amtes, und ich hatte die Ehre, einſtweilen in ihr Buſentuch geſteckt zu werden, wo ich eine meiner Schweſtern fand, die in der That meines Beiſtandes bedurfte, um die widerſpenſtigen, ihr anvertrauten Schönheiten in Zucht und Ordnung zu halten. Ich ſah von meinem neuen Ehrenpoſten, mit welchem ſichtbaren Vergnügen das Billet geleſen wurde,

und vernahm die höfliche Einladung, daß Herr Burbaum nur ſich ſelbſt Nachmittags herüber bemühen möge.

Sein Federmeſſer, mit dem ich Bekanntſchaft gemacht hatte, erzählte mir nachmals, welchen fröhlichen Wirrwarr dieſe Einladung in Kopf und Herzen des ehrlichen Burbaum angerichtet. Zum erſten Male in ſeinem Leben vergaß er den Poſttag, und ließ ein Dutzend Briefe ungeſchrieben, weil es ihm hoch nöthig dünkte, als Vorbereitung einen Liebesroman zu leſen, den er in der Geſchwindigkeit aus der nächſten Leſebibliothek herbeiſchaffte. Sobald er ſo viele verliebte Phraſen, als nur immer die Eile erlaubte, in ſein Gedächtniß gepfropft hatte, machte er mit großer Sorgfalt ſeine Toilette, wobei es ihm, gleichfalls zum erſten Male, auffiel, daß er doch wirklich ein wenig mager ſei. Er ſuchte dieſem Mangel ſo gut als möglich abzuhelfen, indem er drei wollene Weſten über einander zog, und die Stellen, an welchen ſich von Rechtswegen Waden befinden ſollten, mit Werg künſtlich genug ausſtopfte. So gerüſtet ſtellte er ſich der Göttin ſeines Herzens dar, und obgleich er anfangs noch weit mehr ſtammelte, als damals, da er die fünftauſend Thaler leihen wollte, ſo wußte ſie doch bald ihm Muth einzuflößen, indem ſie ihm auf halbem Wege entgegen kam, und mit holder Anmuth ihm zulispelte: »Sie mögen urtheilen, Herr Burbaum, wie angenehm mir Ihr Billet geweſen, da ich ſogar die Stecknadel, durch die es verſchloſſen war, hier in meinem Buſentuch verwahre.« Sehr zierlich bat der entzückte Freier um Erlaubniß, dieſe glückliche Stecknadel gegen eine brillantene

Nadel auszutauſchen, welche er mit langen, dürren Fingern aus der Taſche zog. Die Jungfrau zierte ſich anfangs ein wenig, als er aber das Etui öffnete, und die Diamanten ihr nun wirklich in die Augen ſchimmerten, da meinte ſie, es ſei nicht ſchicklich, ihm ſeine erſte Bitte abzuſchlagen, und eilte, mich ihm zu überliefern.

Es war wohl eine kleine Bosheit von mir, daß ich in dieſem Augenblicke ihr in den ſchönen Zeigefinger eine ſo tiefe Wunde ſtach, daß ihr roſenfarbenes Blut ziemlich häufig hervorquoll. Burbaum gewahrte es, und, eingedenk einer rührenden Scene aus dem eben geleſenen Romane, ergriff er mich heroiſch, ſtach ſich gleichfalls in den Finger bis auf den Knochen, weil er zu dieſem Behuf blos die Haut zu verwunden brauchte, und bat nunmehr auf das zierlichſte um die hohe Vergünſtigung, ſein Blut mit dem ihrigen zu miſchen, und mit dieſem Purpurſaft ein Eheverſprechen niederzuſchreiben. Solchen Beweiſen der Liebe konnte Eliſe nicht widerſtehen. Ein Bogen Velinpapier und eine noch nie mit Dinte befleckte Feder wurden ſchamhaft herbeigeholt, der glückliche Burbaum ſchrieb, und ich — ach! mich, die ich all' dieß Herrliche vollendet hatte, ließ er unbeachtet auf die Erde fallen.

Schon fürchtete ich, hier das Ziel meiner ſchönen Laufbahn im Kehricht zu finden, als glücklicherweiſe der kleine Jakob, der unter dem Tiſche ſaß, mich gewahrte, mich ohne Umſtände beim Kopf ergriff, und meiner ganzen Länge nach dem Schreiber in die Wade verſenkte. Die Pflegemutter ſah es zu ſpät, und erſchrack gewaltig, beruhigte ſich

aber lächelnd, als ſie bemerkte, daß dieſe Operation ihrem Freier nicht den geringſten Schmerz verurſachte, ja, daß er nicht einmal ein leiſes Kitzeln zu fühlen ſchien. Freilich ſchloß ſie daraus auf eine verborgene, mich abſtumpfende Urſache, die eben nicht geeignet ſein konnte, Ideen von Sinnlichkeit bei ihr zu erwecken, allein ſie ſah großmüthig darüber hinweg, und der mit dem Jawort beglückte Bräutigam trug mich in ſeiner Wade wieder nach Hauſe.

Die Hochzeit wurde nicht lange verſchoben, und auch hier hatte ich Gelegenheit, meinem Herrn einen wichtigen Dienſt zu leiſten. Der Schneider, der, nach Gebühr, ihm einen neuen Anzug vom feinſten braunen Tuche liefern mußte, hatte das Maß wie gewöhnlich über die Gebeine des Bräutigams genommen, ohne davon unterrichtet zu werden, daß derſelbe am Hochzeittage ſeinen ganzen Leichnam auspolſtern wolle, woher es denn geſchah, daß die Kleidungsſtücke, beſonders eines von den unentbehrlichſten, viel zu eng waren, der gute Burbaum plagte ſich gewaltig damit, und war ſchon geſonnen, einiges von dem, was ſein Fleiſch repräſentiren ſollte, wiederum abzulegen, als man ihm haſtig meldete, er möge eilen, die Braut ſtehe bereits auf dem Teppich und empfinde es ſehr übel, daß der Bräutigam auf ſich warten laſſe. Nun war kein Augenblick mehr zu verlieren. Seufzend ſtrengte er alle Kräfte an, um ſich in die engen Kleidungsſtücke vollends hinein zu zwängen. Aber ach! bei dieſer Kraftäußerung ſprang plötzlich ein Knopf ab, deſſen Stelle nicht wohl erledigt bleiben konnte. Zwar wurde die Magd herbei gerufen, um ihn ſchnell

wieder anzunähen, und ſie erſchien auch mit Nadel und Zwirn bewaffnet; als ſie aber ſah, wovon eigentlich die Rede ſei, ließ die ſchamhafte Dirne ſich durch nichts auf der Welt bewegen, ihre kunſtreiche Hand hilfreich darzubieten. In dieſer höchſten Noth nahm Herr Burbaum ſeine Zuflucht zu mir, und, da er noch dieſe Stunde lebt, ſo kann er mir nicht anders nachſagen, als daß ich ihm redlich gedient bis zu dem Augenblicke, wo es ihm ſelbſt beliebte, mich meines Dienſtes zu entlaſſen.

Ich entſinne mich nicht mehr, auf welche Weiſe Madame Burbaum ſich meiner bemächtigte; vermuthlich mußte ich als ein Acceſſorium meinem letzten Prinzipale folgen, welches bald gänzlich in ihre Hände gerieth. Eigentlich regierte der kleine Jakob das Haus, denn ſeine Pflegemutter betete ihn an, obſchon er auch ihr nicht immer eine gnädige Gottheit war. Was ihm einfiel, mußte geſchehen, und hätte er Luſt bekommen, aus ſämmtlichen Handlungsbüchern ſeines Stiefvaters einen großen papiernen Drachen zu verfertigen, ſo würde Madame Burbaum ſie ſogleich zerſchnitten haben. Der gute Herr Burbaum merkte nun wohl, daß der Eheſtand doch ein Weheſtand bleibt, wenn man gleich die Stecknadel in der ausgeſtopften Wade nicht fühlt, und daß es weit ſicherer ſei, gleich dem Moſes, das gelobte Land nur von ferne zu ſchauen — nämlich über die Straße einer ſchönen Nachbarin in's Fenſter zu gucken — als mit Gefahr der Freiheit dort, wie Joſua und Caleb, eine große Traube zu ſtehlen. Seine theure Hälfte nannte ihn zwar ihr Unterparlament, doch geſtand ſie ihm blos

das Recht zu, Geld herbeizuſchaffen, im übrigen durfte er ſich um die Regierung nicht bekümmern. Nicht einmal ſeine wohlwollendſten, unmaßgeblichen Rathſchläge und Warnungen wurden beachtet, wenn ſie auch ſichtbarlich nur die eigene Zufriedenheit der Gattin bezweckten. Dahin gehörte unter andern die oft wiederholte Ermahnung, ſich mit meiner Hilfe nicht die Zähne zu ſtochern. Es iſt wahr, ich bin zu dieſem Dienſt nicht tauglich, indem ich weder die Glaſur der Zähne noch das Zahnfleiſch zu verſchonen pflege; allein umſonſt kaufte er ihr die niedlichſten Zahnſtocher von Schildpatt und Elfenbein, ſie blieb dabei, ſich meiner zu bedienen, weil ich ihr am nächſten bei der Hand war.

Außer dieſer verderblichen Gewohnheit war ſie auch noch, wie leider viele ihrer Schweſtern, einer ſehr gefährlichen ergeben; ſie hielt mich nämlich ſehr oft im Munde, beſonders beim Ankleiden, ohne ſich deshalb im Sprechen den mindeſten Zwang anzuthun. Herr Burbaum hörte nicht auf, ihr traurige Beiſpiele zu erzählen von Leuten, die an verſchluckten Stecknadeln geſtorben ſind; allein ſie nahm ſich nicht die Mühe, darauf zu hören, und brachte mich ſelbſt durch dieſe Geringſchätzung ſo auf, daß ich beſchloß, mich bei der nächſten Gelegenheit an ihr zu rächen. Auf eine ſolche durfte ich eben nicht lange warten. Madame, vor dem Spiegel ſtehend, hatte mich abermals zwiſchen den Lippen, gerade als der kleine Jakob ſich den Spaß machte, ein Loch in dem Sofa zu ſchneiden, um doch zu ſehen, was eigentlich darin ſtecke. Herr Burbaum verbot es ihm einigemal und nahm ihm endlich die Schere

weg. Der wißbegierige Knabe fing an zu ſchreien, Madame ereiferte ſich und bewies, daß der Trieb das Verborgene zu erforſchen ein edler Trieb ſei, den man nicht hemmen müſſe, und daß der kleine Jakob ſicher einmal ein Mann wie du, mein Herr Philoſoph, werden würde, der nicht eher ruht bis er von allem das Wie und Warum erforſche, ſollte er auch bis in die Eingeweide der Erde dringen. Herr Burbaum wollte nicht beiſtimmen, Madame gerieth in Hitze und ſetzte ihre Zunge ſo haſtig in Bewegung, daß ſie darüber vergaß den Athem zu berechnen, der nothwendig erforderlich war, wenn das Triebrad nicht plötzlich ſtocken ſollte. Da ihr nun wirklich in der nächſten Minute der Athem ausging, ſo wollte ſie, um keine Zeit zu verlieren, ihn fortſprechend wieder in ſich ziehen. Dieſen Augenblick nahm ich wahr, mich in ihre Luftröhre zu logiren und gern würde ich noch weiter hinabgeſchlüpft ſein, wenn nicht ein Krampf ihrer Muskeln mich daran verhindert hätte. Indeſſen that ich doch mein möglichſtes, um mich feſt zu bohren, und es gelang mir, dieſen Platz mehrere Stunden lang zu behaupten. Madame gebehrdete ſich fürchterlich. Es erhub ſich ein harter Kampf zwiſchen uns beiden, den ich rühmlich beſtand, denn er koſtete ihr viel Blut, und als ich doch endlich weichen mußte, ſo hinterließ ich eine Entzündung, die meine Rache vollendete, und ſie in's Grab ſtürzte.

»Da haben wir's!« hatte Herr Burbaum geſagt, als ich wieder zum Vorſchein kam und er mich ihr vor die ge-

brochenen Augen hielt, mit einer Geberde, welche deutlich ausdrückte: hab' ich dich nicht oft genug gewarnt? — Sie konnte nicht reden, denn ihre Luftröhre war verschwollen; aber sie sah ihn mit blitzenden Augen an und schlug ein Schnippchen mit der Hand, welches vermuthlich bedeuten sollte; wenn ich gesund werde, thue ich's doch wieder. Allein sie wurde nicht wieder gesund. Als sie die blitzenden Augen für ewig schloß, sagte Herr Burbaum noch einmal: »da haben wirs!" Das waren aber auch die sämmtlichen Schmerzensäußerungen, die ich von ihm gehört zu haben mich entsinne. Mit großer Gemüthsruhe besorgte er das Begräbniß. Als Leidtragender mußte er dabei in einem schwarzen Mantel mit einem zweimal aufgekrempten Hute erscheinen und dieser Hut sollte mit einem langen Flor als Schmerzenssymbol verziert werden. Um den Flor zu befestigen, war er gesonnen, sich meiner zu bedienen, und ich, die ich während meiner ganzen Laufbahn nie meine beschränkte Kraft, sondern nur meinen redlichen Willen zu Rathe gezogen, ich lieh auch diesmal mich ohne Bedenken dazu her; allein der Filz, den ich durchbohren sollte, war so derb, daß ich unter dem Druck mich krümmte, und als Herr Burbaum dennoch darauf bestand, mich immer tiefer einzudrücken, brach mir plötzlich der Kopf vom Rumpfe, und nun — o menschliche Undankbarkeit! — mich, die ihm seine Reichthümer erworben; mich, die in den kritischsten Augenblicken am Hochzeittage ihn nicht verlassen; mich endlich, die ihn von seiner Tirannin wiederum befreit hatte — mich warf er nun von

ſich und vertauſchte mich gegen eine nagelneue Schweſter, weil ſie etwas ſtärker und glänzender war als ich! — Enthauptet und gekrümmt, wie du mich jetzt ſiehſt, lag ich einige Tage auf dem Boden, bis ein unerbittlicher Beſen mich ausfegte. Zwar wurde ich noch einmal von einem Bettelbuben wieder aufgerafft, der den Kehrichthaufen durchwühlte; aber auch er warf mich bald wieder von ſich als ein unnützes Ding und ſo bin ich endlich hieher gerathen, wo ich den Unbeſtand des Glücks und die Undankbarkeit der Menſchen beſeufze. Denn ſprich: iſt das wohl eine gültige Urſache mich wegzuwerfen, daß ich keinen Kopf mehr habe? — wie viele Menſchen verlieren bei vielen Gelegenheiten ihre Köpfe und werden darum nicht minder geachtet. Gibt es nicht deren genug, die nie Köpfe hatten, und vielleicht eben darum vorgezogen wurden? — oder ſoll ich in ewiger Verbannung leben, weil ich krumm geworden bin? — Ei du lieber Gott! was iſt denn heutzutage nicht krumm? und was wird nicht gerade gemacht, es mag wollen oder nicht? Auch mich hätte eine hilfreiche Hand ſehr leicht wieder gerade machen können, und ich würde dann noch eben ſo tief geſtochen haben als die jüngſte meiner Schweſtern. Erbarme dich meiner, Herr Philoſoph! bringe mich wieder zu Ehren! leihe mir deinen Kopf, ich will dir meine Spitze gegen die Recenſenten leihen, ſo haben wir beide genug.

Der Philoſoph ſchikanirte die arme Verlaſſene noch ein Weilchen über das Wort Kopf, behauptend, man könne

von einer Stecknadel blos ſagen, daß ſie einen Knopf beſitze; als ſie ihm aber bewies, daß in gar vielen Fällen Knopf und Kopf für Synonyme gelten können — (zum Exempel der Knopf auf dem Beutel, der Knopf, deſſen Stelle ſie einſt ſelbſt vertreten hatte; der Degenknopf u. ſ. w.) — ſo willfahrte er ihrem Verlangen, nahm ſie mit nach Hauſe und erhob ſie zu hohen Ehren, indem er jeden ſeiner Tage, die verfloſſenen ſowohl als die künftigen ihrer Obhut übergab; das heißt, er befeſtigte durch ſie einen Wandkalender an die Tapete.

## Auch eine dramatiſche Vorleſung.

Meine Herren und Damen!

Wenn Sie ſämmtlich zu Wien vor dem großen Schlegel geſeſſen hätten — dem Reſtaurateur der dramatiſchen Kunſt — ſo würde ich mich wohl hüten, den Mund vor Ihnen aufzuthun, ſondern müßte verſtummen vor meinem Scherer. Da Sie aber dieſes Glückes nicht theilhaftig geworden, ich hingegen die Schlegel'ſche Weisheit in Saft und Blut zu verwandeln bemüht geweſen, ſo erlauben Sie, daß ich in die Geheimniſſe des Kunſtgeſchmacks dieſes großen Mannes Sie einweihe, damit Sie hinfort Ihren eigenen Geſchmack entbehren können, der auf keinen Fall ſo gut iſt als der ſeinige.

Ein Zuhörer (unterbrechend). Mit Gunſt Herr Vorleſer, das können wir ſo geradezu nicht einräumen,

ohne einem Despotismus des Geschmacks die Thore zu öffnen; nun hat aber der große Schlegel selbst im Ersten Bande pag. 6. gesagt: »Es gibt kein Monopol der Poesie für gewisse Zeitalter und Völker, folglich ist auch der Despotismus des Geschmacks immer eine ungiltige Anmaßung.«

Der Vorleser. Ei er hat auch pag. 17. gesagt: »Die Welt ist weit und es kann gar manches darin neben einander bestehen; aber die einseitige unwillkürliche Vorliebe macht keineswegs den Kunstkenner, sondern im Gegentheil das freie Schweben über abweichenden Ansichten mit Verleugnung persönlicher Neigungen.«

Der Zuhörer. Nun folglich —

Der Vorleser. Wer wird denn immer Folgen aus Phrasen ziehen, die eine bloße captatio benevolentiae sind? Fragen Sie einmal den großen Schlegel, ob sein Geschmack nicht der einzig wahre und richtige sei? Er wird die Bescheidenheit nicht so weit treiben, das zu läugnen; er hat ja drei dicke Bände geschrieben, um es zu beweisen folglich ist ihm der Despotismus des Geschmacks keine ungiltige Anmaßung, und verständige Leser müssen darüber hinwegsehen, daß pag. 6 mit einem Grundsatz debütirt wird, den alle die folgenden Seiten zu vernichten streben. Fragen Sie ihn ferner: da, nach seiner Angabe, die Welt weit sei, ob Kotzebue neben ihm bestehen könne? und ob er seine persönliche Abneigung gegen denselben verläugnet habe? er wird Ihnen lächelnd antworten: Sind Sie denn blind, mein Herr? glauben Sie, daß ich den hyperborei-

ſchen Eſel jemals vergeſſen werde? ſehen Sie denn nicht, daß ich keine einzige Gelegenheit verabſäume, dem Verfaſſer desſelben eins anzuhängen? und daß ich folglich will, er ſolle nicht neben mir beſtehen?

Der Zuhörer. Hat doch der große Schlegel den Verfaſſer des hyperboreiſchen Eſels nicht ein einzigesmal in ſeinen Vorleſungen genannt.

Der Vorleſer. Er hat allerdings blos mit Fingern auf ihn gewieſen, welches ſeiner Mäßigung zur Ehre gereicht. Nicht einmal die ſchöne Stelle pag. 53 enthält Kotzebue's Namen, ſondern lautet blos wie folget:

»Wir haben gerade in unſern Zeiten Schauſpiele genug erlebt, und ſie haben in Europa Glück gemacht, die von Aufwallungen des guten Herzens und Streichen des Edelmuths überfließen, und worin für einen ſchärfern Blick dennoch die verſteckte Abſicht des Verfaſſers unverkennbar iſt, die Strenge ſittlicher Grundſätze und die Ehrerbietung vor dem, was den Menſchen heilig ſein ſoll, zu untergraben und dadurch die ſchlaffe Weichlichkeit ſeiner Zeitgenoſſen für ſich zu beſtechen.«

Der Zuhörer. Woraus ſchließen Sie denn, daß dieſe Stelle auf Kotzebue gemünzt ſei?

Der Vorleſer. Erſtens daraus, daß nur ſeine Stücke faſt in alle europäiſche Sprachen überſetzt worden und folglich in Europa Glück gemacht haben. Zweitens iſt der Vorwurf, den die Stelle in ſich faßt, nicht neu, ſondern derſelbe, den Kotzebue's Feinde bei Gelegenheit von Menſchenhaß und Reue ſchon tauſendmal wiederholt haben.

Der Zuhörer. Erlauben Sie, es iſt doch etwas ganz neues darin, etwas ſüblimes. Freilich hatten ſchon viele ſeiner Feinde ihn beſchuldigt, er habe die Strenge ſittlicher Grundſätze untergraben u. ſ. w. (ſo wie man einſt Göthe beſchuldigte, er habe in ſeinem Werther den Selbſtmord gepredigt), aber noch hatte keiner gewagt zu behaupten, das ſei unverkennbar ſeine Abſicht geweſen, eine Abſicht, die dem ſchärfern Blick des großen Schlegel nicht habe entgehen können. Darin liegt das Neue.

Ein anderer Zuhörer. Sollte nicht aber auch eben darin etwas liegen — wie ſoll ich es nennen? — etwas, das einer kleinen Bosheit, einer artigen Verleumdung ſehr ähnlich ſieht?

Der Vorleſer. Ei, ei, mein Herr, bedenken Sie, daß Sie von einem Manne ſprechen, der frei über abweichenden Anſichten ſchwebt!

Der Zuhörer. Aber können Sie ſich denn einen Dichter denken, der, wenn er ſich an ſeinen Schreibtiſch ſetzt, zu ſich ſelbſt ſpräche: nun will ich die Strenge der ſittlichen Grundſätze und die Ehrerbietung vor dem, was den Menſchen heilig ſein ſoll, untergraben; das iſt meine Abſicht bei dem Kunſtwerke, welches anzufangen ich im Begriff ſtehe. Können Sie einen ſolchen Teufel ſich denken? — Bisher glaubte man, die Schöpfungen eines Dichters verdankten ihr Daſein blos dem Drange ſeines Genius; allerdings könnten ſie wohl bisweilen Unheil ſtiften, doch unmöglich könne dieſes Unheil dem Dichter in der Stunde der Erzeugung vorgeſchwebt, und am allerwenigſten könne

er blos um des Unheils willen ſein Werk unternommen haben. Geſetzt aber auch, es gäbe einen ſolchen Satan, ſo könne Gott allein wiſſen, daß es ſeine verſteckte Abſicht geweſen, und kein Blick auf Erden, ſelbſt nicht der Geierblick des großen Schlegel, ſei im Stande, das zu erſpähen; weil bis jetzt Gott allein ſich vorbehalten, Herzen und Nieren zu prüfen. Das Alles glaubte man bisher und darauf gründete ſich auch die Ueberzeugung, daß derjenige, der einen Andern einer höchſt ſchändlichen Abſicht bezüchtige, ohne ihm in's Herz ſehen zu können, wohl kein Ehrenmann ſein müſſe. Fiat applicatio.

Der Vorleſer. Sie urtheilen zu ſtrenge, mein Herr, Sie ſollten bedenken, daß ſchon mehr als drei und zwanzig Jahre verfloſſen ſind, ſeit Kotzebue's Schauſpiele auf allen Bühnen von Europa gern geſehen werden, und daß man ſeit drei und zwanzig Jahren ſich umſonſt unſägliche Mühe gegeben hat, ihn zu verdrängen. Sie werden geſtehen, daß das ſehr ärgerlich iſt. Was bleibt denn am Ende übrig, um einem Jon oder gar einem Alarcos auch ſein Plätzchen zu verſchaffen, als daß man die Zuſchauer zu überreden ſucht, er habe die Abſicht, ſie ſämmtlich geradewegs in die Hölle zu ſchicken? — wie wäre es denn ſonſt möglich, die Verblendeten von ihm zu erlöſen? Der Zweck heiligt das Mittel. Es kam ja hier beſonders darauf an, die braven Wiener, unter welchen Kotzebue noch manche Freunde ſeiner Muſe zählt, ihm abwendig zu machen; wie konnte das füglicher geſchehen, als dadurch, daß der große Schlegel ihnen ſeine Moralität verdächtig machte? Die braven Wie-

ner halten noch große Stücke auf Moralität, da war ihnen also am besten beizukommen; und nebenher empfingen sie dadurch von Herrn Schlegel's eigener, nicht überall sattsam bekannter Moralität einen hohen Begriff. Freilich werden sie sich gewundert haben, daß die Handlungen des Edelmuths, durch welche sie oft gerührt und mit guten Gefühlen erfüllt wurden, blos Streiche des Edelmuths waren. Also auch der Edelmuth begeht lose Streiche? wird mancher gefragt haben, und nur Spötter durften antworten: In Feindes Augen wird jede Handlung zum Streiche.

Eine Dame. Sollten Kotzebue's Schauspiele wohl wirklich Schaden gestiftet haben?

Der Vorleser. Im Gegentheil, es ist bekannt, daß Menschenhaß und Reue drei verirrte Gattinnen zu ihrer Pflicht zurück führte; daß Bruderzwist eine lange entzweite Familie versöhnte; daß das Kind der Liebe einen harten Vater bewog, seines natürlichen Sohnes hinfort sich anzunehmen; alle diese Beispiele sind unwidersprechlich wahr und können bewiesen werden.

Die Dame. Nun? so scheint es ja vielmehr, daß diese Schauspiele die Sittlichkeit befördern als sie untergraben?

Der Vorleser. Ja, so scheint es.

Die Dame. Und was hat man dem entgegen zu setzen?

Der Vorleser. Des großen Schlegel's Wort.

Die Dame. Weiter nichts?

Der Vorleſer. Leſen Sie im dritten Bande pag. 419. »Was uns in dieſen Dramen nicht nur als natürlich und erlaubt, ſondern als ſittlich und edel geſchildert wird, das überſteigt alle Begriffe.« —

Die Dame. Mit Erlaubniß: werden Beiſpiele angeführt?

Der Vorleſer. Nein.

Die Dame. Mich dünkt, das wäre doch wohl nöthig geweſen, um eine ſo ungeheure Behauptung zu rechtfertigen?

Der Vorleſer. Es hat dem großen Schlegel nicht ſo geſchienen. Hören Sie weiter: »Und dieſe Verführung iſt weit gefährlicher als die der leichtfertigen Luſtſpiele, eben weil ſie ſich, ohne durch äußere Unanſtändigkeit abzuſtoßen, in noch unverwahrte Gemüther einſchleicht und die heiligſten Namen zum Deckmantel wählt.«

Die Dame. Sind das wieder lauter unbewieſene Dinge?

Der Vorleſer. Ich bitte um Verzeihung, es iſt bereits erwähnt worden, daß ſie erwieſen ſind. Drei verirrte Gattinnen wurden verführt zu ihrer Pflicht zurück zu kehren, eine hadernde Familie wurde verführt ſich zu verſöhnen u. ſ. w. Alles, weil es, laut pag. 418, ihren verwöhnten Herzen außerordentlich gefiel und weil ſie klar einſahen, daß die heiligen Namen der Treue, der Liebe u. ſ. w. blos von Kotzebue als Deckmantel gebraucht worden waren. »Denn ſeine allgemeine Lehre iſt eigentlich, laut pag. 418, daß ein ſogenanntes gutes Herz

alle Fehltritte und Ausschweifungen wieder gut mache, und daß man es mit der Tugend nicht so strenge nach Grundsätzen zu nehmen habe.»

Die Dame. Hat er das irgendwo gesagt?

Der Vorleser. Nein, er hat vielmehr, selbst in Menschenhaß und Reue, ganz das Gegentheil so stark als nur immer möglich ausgedrückt.

Die Dame. Aber vielleicht widerspricht die Handlung dieses Stücks?

Der Vorleser. Auch nicht. Eulalia ist nicht allein von Anfang bis zu Ende das unglücklichste, blos durch ihren Fehltritt elend gewordene Weib, sondern der Verfasser hat sogar in einem Nachspiel, die edle Lüge, zu zeigen gesucht, daß sie, trotz Meinau's Verzeihung, nie wieder glücklich werden konnte.

Die Dame. Aber mein Gott! wo stecken denn die gefährlichen, schändlichen Grundsätze?

Der Vorleser. In der versteckten Absicht des Verfassers, die für das schärfere Auge des großen Schlegel's unverkennbar ist. Von der Schärfe seines Blickes kann ich Ihnen noch mehrere Beweise liefern. Die Antigone des Sophocles nennt er ein weibliches Ideal. Er selbst gesteht zwar, dies Ideal sei von großer Strenge, es grenze an Härte u. s. w., aber — meint er — sie offenbare doch ihr liebevolles, weibliches Gemüth in der einzigen Zeile: »nicht mit zu hassen, mit zu lieben bin ich da.» Er hätte wohl hinzufügen mögen, auch da, wo sie versichert, wenn ihr der Tod Kinder oder

einen Gatten geraubt hätte, so würde sie nie mit Gefahr ihres Lebens (wie nun für den Bruder) den Gesetzen getrotzt haben. Und warum nicht? fragt sie sich selbst: ich hätte wohl wieder einen andern Mann gefunden und durch ihn andere Kinder bekommen, aber einen Bruder kann ich nicht wieder haben, da mein Vater und meine Mutter todt sind. — Sie lächeln, meine Damen? o das beweist nur, daß Sie für die weiblichen Ideale kein so scharfes Auge haben als der große Schlegel. Sehen Sie da die allgemeine Lehre, welche Sophocles predigt: eine Frau thut nicht wohl, für ihren Mann und ihre Kinder sich einer Gefahr auszusetzen, denn beide kann sie wieder haben; für den Bruder hingegen muß sie Alles wagen, doch auch nur in dem Falle, wenn beide Eltern todt sind und sie folglich keinen Bruder wieder bekommen kann. Beherzigen Sie das, meine Damen, und werden Sie weibliche Ideale zur Freude ihrer Männer und Kinder. Merken Sie sich auch, daß, wenn Sie, ohne griechisch zu verstehen, doch in den Geist der Griechen eindringen wollen, Sie die Antiken studiren müssen. Vor der Gruppe der Niobe und des Laokoon (I. pag. 69) werden Sie den Sophocles eigentlich verstehen lernen.

Ein Zuhörer. Klingt das nicht fast als ob man spräche: um in den Geist der italienischen Musik einzudringen, muß man die Gemälde des Raphael studiren?

Der Vorleser wirft einen verachtenden Blick auf diesen Zuhörer und fährt fort: Wir wollen uns noch ein wenig an der dramatischen Kunst der Alten nach den An-

ſichten unſers großen Meiſters erquicken. Die Alten entwarfen ihre Kunſtwerke (I. pag. 182) nicht für den berechnenden proſaiſchen Verſtand — und eine Unwahrſcheinlichkeit, die erſt durch Zergliederung gefunden wird, die nicht im Umkreiſe der Darſtellung ſelbſt liegt, galt ihnen für keine.

Der Zuhörer. Im Kreiſe der Darſtellung? was ſoll das heißen?

Der Vorleſer. Vermuthlich was auf dem Theater vorgeht.

Der Zuhörer. Und alles Uebrige dürfte unwahrſcheinlich ſein?

Der Vorleſer. So ſcheint es faſt. — Unſer Zeitalter (I. pag. 201), kranket an ähnlichen Gebrechen als die waren, welche dem Euripides unter ſeinen Zeitgenoſſen ſo viele Gunſt, wenn auch nicht gerade Achtung, verſchafften.

Der Zuhörer. Woher weiß Herr Schlegel, daß Euripides von ſeinen Zeitgenoſſen nicht geachtet wurde? hat er es in irgend einem alten Schriftſteller geleſen?

Der Vorleſer. Nein, ſie bezeugen vielmehr Alle das Gegentheil, aber er vermuthet es und Sie werden gleich hören warum: wir haben eine Menge Schauſpiele erlebt (nämlich die von Kotzebue), welche an Gehalt und Form zwar unermeßlich tief unter denen des Euripides ſtehen, aber ihnen darin verwandt ſind, daß ſie durch weichliche, zuweilen ſogar zarte Rührung das Gefühl beſtechen, während ihre Richtung im Ganzen auf wahre ſittliche Freigeiſterei hinausgeht. Seh'n Sie, meine Herren, dieſe ſchöne

Gelegenheit durfte nicht vorbei gelaſſen werden, um Kotzebue Eins zu verſetzen, und folglich durfte auch Euripides nicht von ſeinen Zeitgenoſſen geachtet werden, ſondern höchſtens ihre Gunſt beſitzen.

Wir wenden uns zum Ariſtophanes. Dieſer Dichter war zwar (nach pag. 291), in ſeinen perſönlichen Neigungen pöbelhaft und verderbt, und beleidigte durch ſeine Späße oft Sitten und Geſchmack —

Der Zuhörer. Ei da wird es ihm ſehr übel ergehen, vor dem Richterſtuhle eines Mannes, der ſo ſtreng auf Beides hält.

Der Vorleſer. Ariſtophanes hat dennoch Gnade vor den Augen des großen Schlegel gefunden, denn in der Anlage und Ausführung ſeiner Dichtungen könne man ihm den Ruhm des gebildeteſten Künſtlers nicht verſagen.

Der Zuhörer. Gehören denn die unſittlichen Späße nicht zur Ausführung? und wie iſt's denn mit der ſaubern Gewohnheit, lebende, gegenwärtige Menſchen auf die Bühne zu ſtellen? vertheidigt Herr Schlegel die auch?

Der Vorleſer. O ja! ſo ſtrenge er für ſeine Zeitgenoſſen iſt, ſo viele Nachſicht läßt er den lieben Alten angedeihen, welches ich ungemein löblich finde; denn einmal kann der Ruhm der Alten weder ihm ſelbſt noch Andern läſtig fallen, und zweitens verlieren die Neueren auch nichts dabei, denn ſie dürfen ſich mit der Hoffnung tröſten, auch einmal Alte und dann auch gerühmt zu werden. Alſo der große Schlegel behauptet pag. 277: obgleich die alten Komiker lebende Menſchen genannt und mit allen Um-

ſtänden auf das Theater gebracht hätten, ſo hätten ſie darum doch keine beſtimmten Individuen dargeſtellt. Dieſe hiſtoriſchen Perſonen hätten nur eine allegoriſche Bedeutung gehabt, eine Gattung vorgeſtellt.

Der Zuhörer. Aber in Athen verbot ja ein ausdrückliches Geſetz, wirkliche Perſonen einzuführen, ſie durch Masken kenntlich zu machen u. ſ. w.? Schon Horaz meinte, der Mißbrauch habe dieſe Einſchränkung herbei geführt, und ſo ſcheint es allerdings, denn man gibt keine Geſetze gegen Mißbräuche, die nicht vorhanden ſind.

Der Vorleſer. Unſer Meiſter bleibt aber doch bei ſeiner Behauptung, und beſonders ſchön iſt ſeine Vertheidigung dieſes Unfugs, wie nämlich die Tragödie (ſo ſagt er) harmoniſche Einheit liebt, ſo lebt und webt die Komödie in chaotiſcher Fülle: ſie ſucht die bunteſten Gegenſätze und immerfort ſich kreuzende Widerſprüche. Das Seltſamſte, Unerhörte, ja Unmögliche in den Vorfällen heftet ſie daher mit dem örtlichſten und beſonderſten der nächſten Umgebung zuſammen. — Der komiſche Dichter iſt befugt, die Handlung ſo keck und fantaſtiſch wie möglich zu erſinnen, ſie darf ſogar unzuſammenhängend und widerſinnig ſein. — Nun, meine Herren und Damen, werden Sie ſonder Zweifel einen ſehr klaren Begriff von einer guten Komödie nach Schlegel'ſchen Grundſätzen haben.

Eine Dame. O ja, der große Mann ſagt mit andern Worten: je toller je beſſer. Wir beſitzen eine ſolche Oper.

Ein Zuhörer. Wie war's denn aber mit dem So-

krates, den Aristophanes so jämmerlich auf der Bühne persiflirte?

Der Vorleser. Im Sokrates personifizirte der Dichter blos die sophistische Metaphysik.

Der Zuhörer. Aber von der war ja Sokrates selbst ein entschiedener Gegner?

Der Vorleser. Ganz recht, unser Meister gesteht (pag. 307), daß vermuthlich persönliche Abneigung zum Grunde gelegen habe. Wir dürfen ihm das um so eher glauben, da er sehr wohl weiß, zu welchen Niederträchtigkeiten persönliche Abneigung verleitet.

Der Zuhörer. Allein empört es denn unsern großen Meister nicht, daß Aristophanes bei jeder Gelegenheit sich selbst die ungemessensten Lobsprüche ertheilt?

Der Vorleser. Ganz und gar nicht. Das soll blos zur komischen Ausgelassenheit gehören. Bei den Alten läßt sich Alles gar leicht entschuldigen.

Der Zuhörer. Wenn das eig'ne Lob ein Beweis der komischen Ausgelassenheit ist, so muß man gestehen, daß es keinen komischern Menschen auf der Welt gibt, als den großen Schlegel, der im dritten Bande pag. 52 sagt: daß nichts seltener sei, als ein Kunstrichter wie er.

Der Vorleser. Darum wollen wir um so fröhlicher genießen, was der Seltenste auf Erden uns spendet. Es hat große Männer im Felde und Kabinet gegeben und gibt deren noch, wiewohl man sie auch die Seltenen nennen darf; allein was sind sie gegen Herrn Schlegel? denn

nichts iſt ſeltener als er. Wir werden noch öfter Gelegenheit haben, ſeine Beſcheidenheit zu bewundern. Um aber die heutige Vorleſung würdig zu ſchließen, will ich noch in gedrängter Kürze zeigen, mit welcher unübertrefflichen Kunſt der große Schlegel alles dasjenige auch zu vertheidigen weiß, was er etwa bei andern Gelegenheiten herunter gemacht hat. Es iſt nämlich von einem Dichter die Rede, der, nach unſers Meiſters eigenem Geſtändniß, uns zuweilen in anſtößige Geſellſchaft bringt; Zweideutigkeiten in Gegenwart der Frauen, oder gar von ihnen ſelbſt ſagen läßt; deſſen Poeſie bisweilen aus dem wahren Dialog heraus tritt; der oft witzelt, oft Wortſpiele macht, auch wohl Sylbenſpiele; der das Komiſche mit dem Tragiſchen grell miſcht; der dieſelben Perſonen nicht ſelten zu verſchiedenen Zeiten die erhabenſte und wieder die gemeinſte Sprache führen läßt; der niemals Scheu davor hat, die idealiſche Poeſie ganz dicht neben der gemeinſten Proſa wohnen zu laſſen; der das Aeußerſte des Fantaſtiſchen und Gemeinen zuſammenknüpft; der Stücke geliefert hat, in denen nichts geſchieht, oder, was geſchieht, nicht ſo weſentlich iſt als was geſagt wird; der auch die Auflöſung bald willkührlich herbeiführt, bald zu breit anlegt, bald die Handlung in's Stocken gerathen

läßt; der Rauhigkeit in Ausdruck und Sitten beweiſt, ſeinen Helden Großſprechereien in den Mund legt; dem Heldenſchauſpiele bisweilen unter den Händen zu Luſtſpielen wurden; der die Wahrſcheinlichkeit ohne Bedenken verletzt u. ſ. w. Dieſer Dichter iſt Shakespeare, und Alles, was hier von ihm geſagt worden, ſind des großen Schlegel eigene Worte. Es wird wohl Niemand zweifeln, daß auch die Hälfte hinreichend wäre, um über einen neuern Dichter das Anathema auszuſprechen, und daß keine Schönheiten, die ihm ſonſt eigen wären, dieſe Mängel zudecken würden; allein mit Shakeſpeare iſt es ein anderes, den hat Herr Schlegel überſetzt und gut überſetzt; dieſes außerordentliche Verdienſt würde minder glänzen, wenn er das Geringſte auf ihn kommen ließe; darum heißt es trotz aller jenen Gebrechen: „Die Geiſterwelt und die Natur haben alle ihre Schätze in ihn niedergelegt: an Kraft ein Halbgott, an Tiefblick ein Prophet, an überſchauender Weisheit ein Schutzgeiſt höherer Art u. ſ. w.“ — Weil aber doch, meine Herren und Damen, dieſes hochfliegende Lob, verglichen mit dem Obengeſagten und Zugeſtandenen, Ihnen etwas ungereimt vorkommen möchte, ſo belieben Sie nun zu vernehmen, auf welche zierliche Weiſe der Panegyriſt alle jene Vorwürfe von ſeinem Halbgott ablehnt. — Zweideutigkeiten? nun ja, das war vermuthlich ein damals nicht unerhörter Muthwille. Andere haben ſich noch mehr erlaubt, und man muß nicht

gleich in jedem dreiſten Scherz eine Sünde wittern. (III. pag. 31, 32) Iſt das nicht eine herrliche Vertheidigung? — Schwulſt? — dieſer Tadel rührt von einer fantaſieloſen Sinnesart her, der Alles unnatürlich vorkommt, was nicht ihrer zahmen Nüchternheit gemäß iſt. (62.) Wortſpiele? — Im Homer findet man deren auch. Die Bücher Moſis ſind voll davon (p. 65.) Grelle Miſchung des Komiſchen mit dem Ernſten? — Dieſe verhütet, daß das Spiel ſich nicht in ein Geſchäft verwandelt, bewahrt dem Gemüth ſeine Heiterkeit u. ſ. w. (p. 75.) Hinneigen zum Allzuſchrecklichen? — Das iſt ein erhabener Fehler, aus der Fülle rieſenhafter Kraft entſprungen. (68.) Erhabene und gemeine Sprache einer und derſelben Perſon? — Dieſe Ungleichheit iſt in der Wahrheit gegründet, denn man ſpricht in verſchiedenen Lagen verſchieden. (p. 83.) Idealiſche Poeſie und gemeine Proſa neben einander? So iſt es ja auch meiſtens in der wirklichen Welt. (p. 133.) Unnöthige Breite in Auflöſung des Knotens? — Unſere heutigen Zuſchauer ſind ungeduldiger als die ſeinigen waren. (p. 136.) Die Haupthandlung geräth in's Stocken oder wird gar rückgängig? — Das war unvermeidlich und liegt in der Natur der Sache. (147.) Rauhigkeit in Ausdruck und Sitten? — Das muß nach der wüſten barbariſchen Zeit beurtheilt werden, in der etwa ein Stück ſpielt. (166.) Großſprechereien des Cäſar? — Da er nicht handelnd auftritt, ſo blieb

nichts anders übrig, um einen Maßstab seiner Größe zu geben. (171.) Ein Heldenschauspiel, das ihm unter den Händen zum Lustspiel wird? — Man glaube ja nicht, es sei ohne Wissen und Willen des Dichters geschehen. (211.) Verletzte Wahrscheinlichkeit? — Shakespeare durfte auf poetische Zuschauer rechnen. (223.)

Hier, meine Herren und Damen, empfangen Sie ein Muster von der Kunst Alles zu vertheidigen, wenn man einmal vertheidigen will. Schlagen und lesen Sie selbst nach, wenn Sie vielleicht vermuthen sollten, es könne unmöglich Alles so da stehen. Ja, es steht wirklich Alles so da; nur kann ich freilich die edle, imponirende Zuversicht Ihnen nicht darstellen, mit welcher dies Alles den guten Wienern vorgetragen wurde. Doch werde ich auch in dieser Kunst unsers Zeitalters mich üben, und mich bestreben, mein großes Vorbild zu erreichen. O du elender Pope! der du behauptet hast: Shakespeare habe zwar besser, aber auch schlechter als irgend ein Anderer geschrieben. O du elender Voltaire! der du vom Hamlet sagen durftest, er scheine von einem besoffenen Wilden herzurühren. O du elender Haller! der du folgendes verwegene Urtheil fälltest: »Seine Schauspiele sind voll Concetti und unnatürlicher Ausdrücke, zwischen welchen allerdings zuweilen etwas unverbesserlich Schönes hervorschimmert. — Shakespeare hat überhaupt unnachahmlich schöne Stellen, aber aus Mangel an Geschmack sinkt er in die niedrigsten. Es

iſt freilich wahr, der Geſchmack ſeiner Zeit hing am Hanswurſtiſchen. Das mag eine Entſchuldigung für Shakeſpeare ſein, nicht aber für die Schauſpiele, deren Ziel die Vollkommenheit ſein ſoll. Gelehrt war Shakeſpeare nicht. Sein Theſeus ſpricht vom Ariſtoteles. Wir können auch ſein Lob nicht zugeben, daß er die Leidenſchaften ſo vortrefflich geſchildert hätte, wenigſtens nicht die Liebe. — Er iſt ein Gemiſch von Gold und Koth.»

(Beſchluß folgt.)

## Worauf kommt's an?

Die folgenden Gedanken ſind von Marivaux. Sie könnten übrigens in jedem Jahrhundert jedem Beobachter ſich aufgedrängt haben. — Ich habe, ſagt er, mich lange damit beluſtigt, dem Pöbel zuzuſchauen, der die Triumphbogen angafft, und die Art, wie er das thut, läßt mich vermuthen, daß ſeine Bewunderung nicht eigentlich dem Schönen gilt, ſondern den mehr oder minder wichtigen Begebenheiten, welche die Ausſtellung des Schönen veranlaßt haben und es der Einbildungskraft vorrühmen. Ich hörte von allen Seiten: O wie ſchön! und wenn ich im Geiſte des Pöbels nach dem eigentlichen Grunde dieſer Exklamation forſchte, ſo hieß es wie folgt: »He! Siehſt du die Menge Menſchen? ſie erwarten die Ankunft der Infantin (der königlichen Braut). Alles, was wir ſehen, iſt

um ihretwillen da, folglich muß es wohl sehr schön sein; o es ist gewaltig schön!

Nun ja, diese Triumphbogen waren wirklich schön; aber im Geiste des Pöbels — o da fehlt wohl manchem Aushängeschilde einer gemeinen Schenke nichts weiter, um für ein Meisterstück zu gelten, als daß es bei irgend einer wichtigen Begebenheit ausgestellt würde.

Gemälde des Raphael! — sagte ich zu mir selbst — wenn ihr an der Stelle solcher Aushängeschilde hinget, so fürchte ich sehr, die Kunstliebhaber würden euch auch für weiter nichts nehmen; ich will des Todes sein, wenn sie, euch erblickend, auf den Einfall kämen, daß ihr von Raphael seid. Ach! wie viele schlechte Gemälde gibt es unter euch, die ein Zufall, eine eingebildete Kunstkennerei euch zugesellt hat! wie manche eurer echten Brüder hingegen hat man verschmäht, weil sie zu spät oder bei einer ungünstigen Gelegenheit erschienen sind! —

Wahrhaftig! ausgenommen, daß wir leben und denken, sind wir unter und für einander nichts als solche Gemälde, wenigstens haben wir gleiche Schicksale. Hier ist ein Raphael, ein köstliches Bild; ich meine, ein Mensch von Geist und Talent; wenn aber Zufall oder Geburt ihm einen schlechten Platz angewiesen haben, so ist's um ihn geschehen. Wir sehen und hören ihn täglich und täuschen uns doch in dem Urtheil über ihn, weil kein äußeres Zeichen uns verkündet, was er werth ist. Wir sehen nur in ihm ein Aushängeschild vor einem schlechten Wirthshause.

Ein Anderer hingegen iſt eine wahre Sudelei, aber umringt von Gaffern, die große Verdienſte in ihm entdecken. Iſt er ſchwerfällig, ſpricht er wenig; ſo ſagen ſie, er ſei kalt oder tiefdenkend. Schwatzt er viel und ſchlecht, ſo nennen ſie ihn lebhaft, angenehm. Sind ſie Dummköpfe? — o nein! es ſind oft geiſtreiche Männer, und ſie glauben ſogar, was ſie ſagen; vielleicht hat es ſie Mühe gekoſtet, ſich ſelbſt davon zu überreden; aber der Mann ſteht nun einmal in großem Anſehen, iſt gewaltig reich, das verſcheucht jeden Zweifel. Sie werden euch ſehr gern zugeſtehen, daß ſie ihn nicht gleich für das gehalten haben, was er iſt, und ihr werdet ſie Schmeichler ſchelten — aber ſie ſind es keineswegs; ſie können ſich nicht einmal dieſe Ehre anmaßen, ſondern meinen es ganz ehrlich und halten ſich ſelbſt zum Narren; ihr Geiſt liegt in den Feſſeln des Eigennutzes. Ja, der Eigennutz ſpielt den klügſten Leuten ſolche Streiche und macht ſie glauben, daß eine ſchöne Equipage, eine Menge Bediente, eine gute Tafel ſo viel ſind, als Witz und Verſtand.

## Getreuer Auszug aus Merkel's Skizzen.

(Erſtes Heft.)

Herr Merkel war Hofmeiſter in Liefland, wurde von einer patriotiſchen Idee ergriffen, zog Niemanden zu Rathe, brach ſeine Verbindungen plötzlich ab und ging nach Deutſch-

land, wo er Niemanden kannte. Das machte ihn etwas ängſtlich, aber er hörte einen Finken ſchlagen, nickte ihm zu und beſtellte ſich ein Frühſtück. In Leipzig ſuchte er eine Dame auf, an die er eine Empfehlung hatte, ſah ſie aber nicht gleich, denn ſie war krank. Er ließ ihr ſagen, wo er wohne und ging ſpaziren. Sie ließ ihn auf den andern Mittag zum Eſſen bitten und zwar durch einen Menſchen, den er für einen Bedienten hielt; es war aber Seume, und da umarmte er ihn, machte auch bisweilen Reiſen von zehn bis zwanzig Meilen, um ein paar Tage mit ihm zu leben. Seume hatte einen großen Backenbart und trug auch eine große Mütze; Weiſſe hingegen eine zierlich friſirte Perücke und einen vermuthlich ſeidenen Schlafrock und ſteife Manſchetten und war dick und hatte ein hübſches Geſicht, aber es ſagte nichts. Jedermann rühmte ihn als einen wackeren Mann, aber der (todte) Engel hat einmal den Kopf geſchüttelt und gemeint, Weiſſe ſei verſteckt und hämiſch.

Herr Merkel ließ ſich als studiosus medicinae einſchreiben, fand aber bald, daß das Hirn Deutſchlands am Schlagfluſſe leide, zumal da ihm ein Buchhändler für ſein mitgebrachtes Manuſkript nur einen Dukaten für den Bogen bot, und folglich nur drei und zwanzig für das ganze Buch. Aber es machte Lärm und da baten ihn die Buchhändler zu Gaſte; die Leipziger Dichter betrachteten ihn wie die Schooßhündchen einen Wolf, und die alten Herren ſahen ihn an, als wollten ſie ſagen: Ei, ſieh doch! (ge-

rade ſo, wie Herr Merkel auch noch jetzt angeſehen wird.) Auch erhielt er nun viele Beſuche von Neugierigen, die ihn ſehen wollten. Aber er machte ſich nichts daraus, ſondern reiſte nach Jena und miethete ſich ein Studenten-Stübchen. Loder bat ihn zu Gaſte, da ſah er auch Göthe und Humbold, ſtand in dem Kreiſe, welcher Göthe'n huldigend umgab, zog ſich aber ſchon nach einigen Minuten aus dieſem Kreiſe zurück und ſuchte Göthe'n weder an dieſem Abend noch in den drei folgenden Jahren wieder nahe zu kommen, weil die allgemeine Stimme in Weimar über Göthe ihn nicht dazu aufmunterte. — Schiller lud ihn ſehr gütig ein, er ging aber nicht zu ihm, bis er im Begriff war, Jena zu verlaſſen. Nun aber ging er zu ihm und zwar in ſeinen Garten, und war eine halbe Stunde bei ihm. Nachher kam er nur ſelten von Weimar nach Jena und hatte nicht Zeit, Schiller zu beſuchen. Noch ſpäter kam Schiller nach Berlin, war aber böſe auf Herrn Merkel, weil dieſer ſeine Braut von Meſſina nicht gelobt hatte. Herr Merkel wußte aber doch, daß Schiller ganz insgeheim eine Penſion von dem däniſchen Grafen Schimmelmann empfing, und außer Herrn Merkel wußten das kaum vier Perſonen in Deutſchland; ihm hatte es aber auch die Frau Gräfin Schimmelmann ſelbſt geſagt (wo ich nicht irre, fügt er hinzu, es könne es ihm alſo auch wohl Jemand anders geſagt haben). — Herder wohnte zwei Treppen hoch in einem ſehr einfach möblirten Zimmer und war nicht ſehr dick. Er nahm Herrn Merkel ſehr gütig auf und machte

ihm ſogar Komplimente. Er ſtellte ihn auch ſeiner Frau vor, und ſagte: auf ſeiner Stirn ſtehe das Gegentheil von der Deviſe des Prinzen von Wales, ich diene nicht. Madame Herder gab ihm mütterliche Ermahnungen, aber Herder ſagte: »Laß ihn gehen! er bleibt nun einmal ſo und das iſt recht gut.» (Schade, daß, außer Herder, ſonſt Niemand das geſagt hat.)

An einem ſchönen Sommertage fuhr Herr Merkel auch mit Herder und ſeiner Familie ſpaziren und trank mit ihr Thee im Graſe, zu welchem Thee ein Bedienter das Waſſer kochte und zwar in einer Niederung. Damals rauchte er auch mit Herder eine Pfeife Tabak. — Fichte's Bekanntſchaft ſuchte Herr Merkel nicht und Schelling ging er aus dem Wege. Aber Schelling wollte ein Buch gegen Herder drucken laſſen, und da rief die Herder: Helfen Sie! helfen Sie, wenn Sie können! — und Herr Merkel konnte helfen. Er ließ nämlich einen Wagen kommen und fuhr nach Jena zu Schelling, der einen ſehr gedrungenen Körperbau hat, übrigens aber von mittlerer Größe iſt und ein ſtark knochigtes Geſicht hat. Schelling verſprach ihm, nicht gegen Herder zu ſchreiben, und nun kehrte Herr Merkel in den Gaſthof zurück, wo er ſeinen Wagen ſchon wieder angeſpannt fand, und folglich wieder nach Weimar fuhr, wo er eine Stunde früher ankam, als man ihn erwartet hatte. Madame Herder ſtand aber auch ſchon am Fenſter und hatte eine große Freude. — Jean Paul gefiel Herrn Merkel gar nicht, deswegen will er uns auch nicht ſagen,

wie er aussah. Herder soll oft über ihn gelacht haben. Herr Merkel reiste einmal mit ihm nach Gotha, da stieg Jean Paul unterwegs oft aus, um hinter dem Wagen aufzuschreiben, was Herr Merkel im Wagen gesagt hatte. Aber Eins schrieb er nicht auf, nämlich, daß er ein liebesieches Kanarienweibchen sei, das täglich zu Neste trage, aber kein lebensfähiges Ei zu legen vermöge, weil ihm das Hähnchen fehle, nämlich das Kunsttalent. — Lafontaine ist von ungeheurer Korpulenz, weint selbst, indem er die Leiden seiner Liebenden schildert, kann sie aber, trotz den Bitten seiner Frau, noch nicht glücklich machen, weil er noch beim ersten Bande ist.

In Berlin war Herr Merkel 1801 verstimmt. Abends ging er zu Engel und blieb da von fünf bis zwölf Uhr, und ihm, nämlich Herrn Merkel, verdankt das Publikum gewissermaßen den Lorenz Stark. — Falk war ein junger, schöner Mann, der gleich bei der ersten Bekanntschaft Herrn Merkel seinen Lebensplan mittheilte, nämlich daß er heirathen und nach Weimar ziehen wolle. Beides geschah auch, und Herr Merkel sah nachher in Weimar seine junge Frau. — Kotzebue's Schwester kam von Bremen nach Weimar und bat Herrn Merkel dringend, mit ihr nach Jena zu fahren, um ihren Bruder zu besuchen. Das geschah, und er brachte dort einen recht angenehmen Tag zu. Aber die Verschiedenheit zwischen Kotzebue's Charakter und dem seinigen war zu groß — (ja, Gott sei Dank!) — als daß ein näherer Umgang hätte

entſtehen können. Hingegen erwies er Falk einen nicht unwichtigen Dienſt bei einer Streitigkeit und rezenſirte ihn nachher mit freundſchaftlicher Wärme. — —

Das iſt fürwahr alles, was man in dieſem erſten Hefte von Herrn Merkel und deſſen literariſchen Bekanntſchaften erfährt; alles übrige ſind blos abſprechende Urtheile in ſeiner gewöhnlichen Manier. In der Vorrede ſagt er ſelbſt: daß er ſich über manche zarte Rückſichten hinweggeſetzt habe, die ihm ſonſt heilig geweſen wären. (Wann war dieſes ſonſt? oder wann wird es ſein?)

Nach der Erzählung, daß er in Travemünde einen Finken ſchlagen gehört und ſich wohlgemuth ein Frühſtück im Wirtshauſe beſtellt, wirft er die Frage auf: »Kennen meine Leſer mich jetzt? — Die Pſychologen unter ihnen gewiß.» — Man kann verſichern, daß Jeder, der dieſen Heft durchgeleſen hat, Herrn Merkel vollkommen kennt, er ſei Pſycholog oder nicht.

## Die Nachbarſchaft bei der Tafel.

(Nach dem Franzöſiſchen.)

Die meiſten reichen Leute bilden ſich ein, um bei ihren Schmauſereien für einen guten Wirth zu gelten, ſei es ſchon genug, die Tafel mit Leckerbiſſen und köſtlichen Weinen zu beladen; ob aber dieſe Leckerbiſſen auch mit Wohlbehagen verzehrt werden, darum bekümmern ſie ſich nicht.

Neulich war ich bei M**, der für einen trefflichen Wirth gilt. Der Gäſte waren fünf und zwanzig, und wenigſtens vierzig hätten ſatt werden mögen. In mehreren Gängen wurde aufgetragen, und Weine gab es von Tailleur, Paſteten von Rouget, Konfekt von Georges, Eis von Moſunier, Liqueurs von Lemoine, ungekochten Kaffee vom Kaffeehaus der Fremden. Alles im Ueberfluß. Dabei war man gut bedient, das Auge des Wirthes ſchweifte unermüdet umher, ließ keinen Teller, kein Glas leer; alles war heiß, warm oder kalt, wie es ſein mußte, auch die Wahl der Gäſte verſtändig, lauter Leute von Verdienſt, von Geiſt, von Ruf; und doch — hab' ich in meinem Leben keinem langweiligern Diner beigewohnt. Warum? — Von allen fünf und zwanzig Gäſten kannte keiner den andern. Freilich lernt man an einer guten Tafel einander bald kennen, aber — es kommt auf den Platz an, den man einnimmt. Der Wirth kannte uns alle, er hätte uns alſo die Plätze verſtändig anweiſen ſollen; darum bekümmerte er ſich aber nicht, ſondern überließ es dem Zufall, und dieſer war uns verzweifelt ungünſtig.

Es gab unter uns Banquiers, Offiziere, Schriftſteller, Landprediger, Künſtler, obrigkeitliche Perſonen, Schauſpieler, Dichter u. ſ. w., folglich konnte die Unterhaltung ſehr angenehm werden, nur nicht allgemein, weil wir zu zahlreich waren. Nun ſaß aber ein Prediger neben einem Dichter, ein Kaufmann neben einem Schriftſteller, ein Offizier neben einem Banquier u. ſ. w. Jeder verſuchte

mit ſeinem Nachbar ein Geſpräch anzuſpinnen, ſchwieg aber bald, weil keiner des andern Sprache verſtand. Der Dichter wollte von ſeinen neueſten Luſtſpielen ſprechen, der Landgeiſtliche von ſeiner letzten Faſtenpredigt. Der Schriftſteller fragte den Kaufmann, ob er die neueſte Ausgabe vom Dictionaire der Akademie kenne? und der Kaufmann klagte über die Sperre der Kolonialwaren. Der Richter wollte dem Offizier einen Kriminalfall vortragen und dieſer die Schlacht bei Auſterlitz entwickeln. In Kurzem ſchwiegen alle und man hörte nur das Geklapper der Teller.

Der Wirth wurde verlegen. Er zog mich nach der Tafel an's Fenſter, und konnte nicht begreifen, warum es ſo ſtill zugegangen? »Künftig,« ſagte ich, »ahmen Sie eine treffliche Gewohnheit nach, die in manchen Städten und Häuſern beobachtet wird. Man ſchreibt die Namen der ſämmtlichen Gäſte auf kleine Zettel, die man auf die Servietten vertheilt, und zwar ſo, daß der Dichter neben den Schauſpieler, der Banquier neben den Kaufmann, der Prediger neben den Richter, der Offizier neben eine hübſche Dame (wenn eine da iſt) zu ſitzen kommt u. ſ. w. Dann wird ein jeder in der Unterhaltung ſeines Nachbars die eigentliche Würze der Speiſen finden.«

Digitized by Google

# Eine Ausnahme.

Wenn den Verehrern des schönen Geschlechts — unter die ich seit meinem siebenten Jahre mich zähle — die folgende, leider wahrhafte Begebenheit schmerzlich ist, so mögen sie mit dem Gedanken sich trösten: es ist nur eine Ausnahme. Auch unter den schönsten Früchten bleiben nicht alle vom Wurme verschont.

Rodrigo, ein braver Spanier, vermählte sich aus Liebe mit einem armen schönen Mädchen, sie hieß Blanka. Er schmeichelte sich, von ihr wieder geliebt zu werden und alle seine Freunde glaubten es, da sie täglich Zeugen ihrer Zärtlichkeit waren; und sie selbst glaubte es, da ein Frauenzimmer eigentlich immer liebt, nur oft nicht weiß was und daher sich einbildet, den nächsten Gegenstand zu lieben.

Nach einiger Zeit fiel dem Spanier eine Erbschaft in Neapel zu. Um diese zu heben, mußte er selbst dahin. Sollte Blanka ihn allein reisen lassen? das schien ihr eben so unmöglich als ihm, sich von ihr zu trennen. Sie schifften sich also miteinander ein, doch kaum waren sie einige Tage in See, als das Unglück sie traf, von einem Algierer gekapert zu werden. Nur ein Trost blieb ihnen in der Sklaverei, sie wurden nicht getrennt, sondern beide an einen Herrn verkauft. Als dieser ihre wechselseitige Zärtlichkeit gewahrte, enthielt er sich aller Angriffe auf

Blankas eheliche Treue, nicht aus zarter Schonung, sondern aus Gewinnsucht, um von dem reichen Spanier eine höheres Lösegeld zu erpressen. Rodrigo schrieb Briefe über Briefe an seine nächsten Verwandten, mit dem Auftrage, alles zu verkaufen, was er besitze, und das Geld zu übermachen, damit er seine geliebte Blanka befreien könne. Aber jene Verwandten, seine nächsten Erben, eilten keineswegs, seinen Auftrag zu vollziehen, und hätten gern gesehen, daß er in der Sklaverei gestorben wäre. Davon ahnete der ehrliche Rodrigo nichts. Während er mit seiner Gattin ängstlich der Erlösung harrte, lernten sie einen französischen Renegaten kennen, einen muntern, wohlgebildeten Mann, der ihr Freund wurde, und ihnen tausend kleine Dienste erwies. Er war der erste, der den Spanier auf die Vermuthung brachte, daß seine Verwandten nicht rechtlich mit ihm umgingen, und ihm den Rath gab, selbst überzuschiffen, um seine Besitzungen zu verkaufen und dann mit dem Gelde seinen größten Schatz wieder einzulösen. Rodrigo stellte seinem Herrn die Sache vor, und dieser, im Vertrauen auf die Redlichkeit und Liebe seines Gefangenen, ertheilte ihm die Erlaubniß, nach Spanien zu gehen, während er Blanka als Unterpfand zurückbehielt. Unter heißen Thränenströmen trennte sich das liebende Paar. Rodrigo floh in seine Heimath, machte alles zu Gelde, was er besaß, und kehrte nach einigen Monaten mit der frohen Aussicht zurück, seine Blanka zu lösen und mit ihr, zwar verarmt, doch immer noch reich durch ihren Besitz, im freien Vaterlande zu leben.

Es war Abend, als er anlangte, mit einem Koffer, der alle ſeine Reichthümer enthielt. Blanka empfing ihn mit der größten Zärtlichkeit. Er wollte auf der Stelle ihrem Herrn das Löſegeld bezahlen. Sie überredete ihn, es bis zum andern Morgen zu verſchieben und jetzt in ihren Armen auszuruhen.

Süß entſchlummerte der Müde, ſüß erwachte er am Morgen, ſein erſter Gedanke war die Freiheit ſeiner Blanka. Allein vergebens ſah er ſich nach ihr um. Sie war in der Nacht mit dem Renegaten entflohen, und hatte ſeinen Koffer mitgenommen. Rodrigo blieb als Sklave zurück. Der Himmel erbarmte ſich ſeiner. Nicht ſeine Ketten, ſondern die ſchändliche Treuloſigkeit der Geliebten drückte ihn bald in's Grab.

## Bruchſtücke von Addiſon.

### Der Ehrenpunkt.

Worauf beruht er bei den Männern? — auf ihrem Muthe. Bei den Weibern? — auf der Keuſchheit. Und warum? — es kann wohl keinen andern Grund davon geben, als das Verlangen beider Geſchlechter, einander zu gefallen; denn der Muth iſt in den Augen des Weibes, die Keuſchheit in den Augen des Mannes die vorzüglichſte Tugend. Man kann aber das Warum noch öfter wiederholen. Warum ſchätzen die Weiber den männ-

lichen Muth so hoch? — entweder weil es ihnen schmeichelt, denjenigen, der Andern ein Schrecken ist, als Sklaven zu ihren Füßen zu sehen; oder weil sie den Muth als Schutzwehr für ihre eigene Schwäche betrachten; oder bisweilen auch wohl, weil er das natürliche Kennzeichen einer starken, kräftigen Leibesbeschaffenheit ist. — Warum ist den Männern die weibliche Keuschheit so werth? — entweder weil der Besitz eines keuschen Weibes schwerer zu erringen ist; oder weil nur Keuschheit die Treue verbürgt; oder weil man voraussetzt, daß Herzensreinheit, Wahrhaftigkeit, Beständigkeit ihre Gefährtinnen sind, worin man doch gar oft irrt.

Die größte Beleidigung für einen Mann ist, wenn man ihn Lügen straft. Daß er ausschweifend lebe, fluche, sich betrinke u. s. w., alle diese Vorwürfe läßt er eher hingehen, aber man sage ihm, selbst im Scherz, er habe gelogen, so muß der Schimpf mit Blut abgewaschen werden. Warum? — weil es kein Laster gibt, dem die Feigherzigkeit so anklebt, als das Lügen. Herodot erzählt von den alten Persern, daß sie ihre Söhne, vom fünften Jahre bis zum zwanzigsten nichts weiter lehrten, als reiten, mit dem Bogen schießen und die Wahrheit sagen. Es ist nicht unmöglich, daß ein Mann, der sich bei irgend einer Gelegenheit entehrt hat, seine Ehre durch Großthaten wieder erlange; doch ein einziger Fehltritt, den ein Weib sich erlaubt, entehrt es auf immer.

Oeffentlicher Tadel ist eine Abgabe, die der Mann von seinen Verdiensten an das Publikum zahlt. Sich ihm

entziehen zu wollen, ist des großen Mannes Thorheit, empfindlich dagegen zu werden, seine Schwachheit. Die berühmtesten Männer aller Jahrhunderte haben ihn erfahren. Der einzige Schutz dagegen ist ein Leben in der Dunkelheit.

Die Sucht, einen ausgezeichneten Mann herab zu setzen, würde wenig Unheil stiften, wenn nur die Schmeichelei ihn nicht eben so hastig verfolgte. Denn ein großer Mann wird nie mit gleichgiltigen Augen betrachtet; immer sehen seine Zeitgenossen, in ihm einen Freund oder einen Feind. Darum lernt auch nur die Nachwelt seinen wahren Charakter kennen. Wir dürfen jetzt Cäsar einen großen Mann nennen, ohne den Ruhm des Pompejus dadurch zu vermindern, und wir dürfen Cato's Tugenden rühmen, ohne die des Cäsar zu verdunkeln.

Nach Newtons Berechnung kam der Komet von 1680 der Sonne so nahe, daß, wenn er von Eisen gewesen wäre, er zweitausendmal erhitzter geworden sein würde, als ein glühendes Eisen, und kaum fünfzigtausend Jahre hingereicht hätten, um ihn abzukühlen. Eine eben solche Gährung ist jetzt (Addison spricht von seiner Zeit) in der politischen Welt, die so erhitzt ist, daß sie wenigstens dreihundert Jahre zu ihrer Abkühlung brauchen wird.

---

### Parteiwuth.

Als ich neulich mit meinem Freunde, Sir Roger, über diesen Gegenstand sprach, erzählte er mir, was ihm in sei-

ner Jugend widerfuhr, da eben zwiſchen den Royaliſten und den Anhängern des Parlaments die Flamme am heftigſten loderte. Er hatte ein Geſchäft in der Sanct Annenſtraße und fragte einen Menſchen, der ihm begegnete, um den Weg dahin. »Du papiſtiſcher Hund!« antwortete ihm dieſer, »wer hat denn die Anne zur Heiligen gemacht?«

Roger ging weiter, und, um nicht zum zweitenmal ſo anzulaufen, bat er einen Andern, ihm den Weg nach der Annenſtraße zu zeigen. »Du hündiſcher Ketzer!« fuhr dieſer ihn an, „Anna war eine Heilige, ehe du geboren wurdeſt, und wird es auch noch ſein, wenn du ſchon längſt gehangen biſt.«

Nicht allein für Sitten und Moral iſt Parteiwuth verderblich, ſondern ſie unterjocht auch den Verſtand. Die elendeſte Broſchüre wird geprieſen, wenn der Verfaſſer unſern politiſchen Glauben hat; denkt er aber anders wie wir, ſo mag er das Vortrefflichſte ſchreiben, es wird geringſchätzig aufgenommen. In dieſem Falle gleicht der verdienſtvolle Mann einem Stocke, den wir durch Waſſer betrachten, er ſcheint uns krumm.

Jeder Staat hat gewiſſe Epochen, wo dieſe Peſt in ſeinem Innern wüthet. Aber wehe dem rechtlichen Manne, der zu einer ſolchen Zeit geboren wird! es iſt das größte Unglück, was ihm widerfahren kann. — Die Spanier haben ein Sprüchwort: »wenn es in der Welt weder Narren noch Schelme gäbe, ſo wären wir Alle einig.«

## Genie.

Mit dieſem Titel beehrt man oft den kleinſten Sonnetenkrämer. Es gibt keinen elenden Odendichter, der nicht ſeine Bewunderer hätte, die ihn ein großes Genie nennen, und erhebt er ſich vollends bis zur Tragödie, ſo iſt er ein ſublimes Genie. Nur ſehr wenige große Genies erregen allgemeine Bewunderung, durch Werke, die ſie blos ihrem Talent, ohne Hilfe der Künſte und Wiſſenſchaften, verdanken. Freilich können ſie Unregelmäßigkeiten nicht vermeiden, hingegen bleiben ſie frei von Nachahmung, die auch dem größten Genie anklebt, wenn es das Gebiet der Künſte und Wiſſenſchaften durchſtreifte. Darum hat Virgil nie den Homer erreicht, und es gibt Stellen in der Bibel, in welchen Homer weit übertroffen wird. Nur darf unſere gebildete Zartheit ſich nicht daran ſtoßen, wenn Salomo die Naſe ſeiner Geliebten mit einem Thurme auf Libanon vergleicht, der gegen Damask ſchaut; oder Homer einen ſeiner Helden mit einem Eſel im Haberfelde, der, von Buben geneckt, keinen Schritt weicht; und einen andern, der nach Rache dürſtet, mit einem Stück Fleiſch, das auf Kohlen gebraten wird.

Es gibt eine zweite Gattung von großen Genies — eine zweite, aber darum nicht untergeordnete — die ſich nach den Regeln der Kunſt gebildet, ihren eigenen Talenten Schranken gezogen haben. Solche waren bei den Griechen Plato und Ariſtoteles, bei den Römern Virgil und Cicero, bei den Engländern Milton und Bacon. In der erſten Klaſſe gleicht das Genie einem fruchtbaren Boden, der,

unter einem glücklichen Himmelsſtrich, majeſtätiſche Wälder erzeugt, in der zweiten demſelben Boden, durch die Hand des Gärtners bearbeitet.

### Glück und Unglück.

Es iſt eine traurige, aber wahre Bemerkung, daß, wenn alles, was man auf der Welt Glück zu nennen pflegt, über einen einzigen Menſchen ausgegoſſen wäre, dieſer Menſch ſich doch nur mäßig glücklich fühlen würde. Wäre hingegen alles Unglück auf Einem Haupte vereinigt, ſo würde der, der dieſes Haupt trüge, das bejammernswertheſte Geſchöpf ſein.

## Kleine Betrachtungen.

Obgleich ein Menſch, der gern Böſes von den Leuten ſpricht, ſelbſt für boshaft gilt, ſo kann er dieſen Ruf doch ziemlich vermeiden, wenn er ſich mit ſeiner Stachelzunge blos an verdienſtvolle Männer hängt; denn erſtens wird er dann überhaupt nur von Wenigen Böſes reden, und zweitens findet er dann immer Leute, die ihm gern zuhören. —

Man pflegt nicht allein dumme, ſondern auch wohl ſchlechte Streiche oft durch die ſogenannte gute Abſicht zu entſchuldigen; aber warum wagen es denn ſo viele ungeſchickte Leute, Abſichten zu haben? —

Es iſt eine böſe Gewohnheit, über alle Leute, die man

kennt, ein Urtheil zu fällen; aber noch weit ſchlimmer, und faſt auch häufiger, iſt die, über Leute zu urtheilen, die man nicht kennt. —

Studire den Menſchen! dieſe Ermahnung hört man oft, aber wehe dem, der ſie befolgt! —

Eines Werkes Mängel aufzufinden, iſt weit minder ſchwer, als deſſen Schönheiten zu fühlen. —

Es gibt wenig Menſchen, die den Muth haben, glücklich zu ſein, weil ihnen die Kraft mangelt, ſich über die elendeſten Vorurtheile hinweg zu ſetzen. Den Meiſten ſcheint blos daran gelegen, für glücklich gehalten zu werden. —

Ein Mann, welcher denkt, und ſeine Gedanken ſtark ausdrückt, iſt von Rechtswegen kleinen Geiſtern ein Gräuel. —

Viele machen den Verſuch zu lernen und bringen ihr Leben damit zu; aber daß ſie unfähig ſind zu lernen, das lernen ſie nie. —

Der Schwache fürchtet die öffentliche Meinung, der Thor trotzt ihr, der Weiſe beurtheilt ſie. —

Es gibt keinen geiſtreichen Mann, der ſich rühmen dürfte, in einer Geſellſchaft den Ton anzugeben, oder auch nur angehört zu werden, wenn ein einziger Narr darunter iſt. —

Man wirft geiſtreichen Menſchen bisweilen vor, daß ſie hochmüthig wären, allein fürwahr! die Dummen ſind es weit mehr. Jene äußern bisweilen Geringſchätzung, wenn ſie etwas beſſer verſtehen, dieſe, wenn ſie es nicht verſtehen. —

Der Geſchmack hat Regeln, die der Mann von Geſchmack nicht verletzt, er möge ſie kennen oder nicht. —

## Pope's Epiſtel über die Weiber, an Mylady ***.

Sie ſagten mir einſt, Mylady, daß die Weiber faſt nie Charakter zeigen. Sehr wahr! Man kann von Einem und demſelben Frauenzimmer tauſend verſchiedene Gemälde entwerfen, und Alle werden ihr gleichen. Stolz und anmaßend am Hofe, einfach und ſanft auf dem Lande, heute ihrem Gatten und allen Pflichten treu, morgen jeder Laune folgend: jetzt mit zerſtreutem Haar, Hände und Blick zum Himmel erhoben, durch Thränen rührend; dann wieder mit fröhlichem Antlitz, durch Putz und Grazie geſchmückt, die Saiten der Laute mit leichter Hand durchlaufend; betrübt ohne Grund, getröſtet ohne Urſach, Freude und Kummer ein Werk der Laune. Iſt auch ein ſo wunderlicher Gegenſtand meiner Anſtrengung, ihn zu ſchildern, würdig? — Wohlan es ſei. Spannt die Leinwand aus, miſcht die Farben. Wir wollen dieſe flüchtige Luſterſcheinung mit unſern Blicken verfolgen; wir wollen ſie malen, während ſie noch in ihrer ganzen Schönheit flammt. Aber ſchon iſt der Augenblick vorüber, ſie iſt nicht mehr dieſelbe. Rufa, die, glänzend geſchmückt, Aller Blicke auf ſich ziehend, im Park luſtwandelt, iſt eben ſo verſchieden von jener Rufa, die den Locke ſtudirt, als wiederum Sappho von ihr verſchieden iſt, man möge die letztere vor oder nach ihrer Toilette

beſchauen. Sappho gleicht dem Inſekt, das am Morgen aus der häßlichen Puppe hervorſchlüpft und mit glänzenden Flügeln bis zum Abend herumſchwirrt.

Ich bewundere die Sanftmuth der Silia, die nie eine Höflichkeitspflicht verletzt, im Umgange behaglich iſt, Anderer Fehler entſchuldigt, Irrende gern zurecht weiſt. Sie war es, die Caliſtens Betragen rechtfertigte, ſie war es, die den guten Simplicius zu Rathe zog. Dieſe Güte, dieſe Sanftmuth verwandeln ſich plötzlich in Wuth. Ihr ſtaunt? Ihr fragt warum? tadelt nicht vorſchnell. Mäßigkeit iſt ohne Zweifel eine von Silia's Tugenden. Sollte ſie ſich erlauben, bei der Tafel zu ſchwelgen? einſt vielleicht wird ihr Zorn und die glühende Röthe ihres Geſichts euch enträthſelt werden.

Papilia, ſeit Kurzem mit ihrem Geliebten vermählt, ſcheint nur ihn, die Einſamkeit und den Schatten der Bäume zu lieben, unter welchem ſie mit ihm luſtwandelt; am andern Morgen verabſcheuet ſie ihn und die Einſamkeit.

Gleichwie die Blumen durch die Mannichfaltigkeit ihrer Farben gefallen, eben ſo liegt der größte Theil der Reize des ſchönen Geſchlechts im ewigen Wechſel des weiblichen Charakters. Gute und böſe Eigenſchaften wiſſen die Weiber in ſo mancherlei Abſtufungen zu geſellen, daß ſie eben durch dieſe künſtliche Zuſammenſtellung Wohlgefallen erregen. Callipſa, liebenswürdig in ihren Fehlern und ſchlau in ihren Schwachheiten, beſiegt ohne Verdienſt die Herzen. Sie iſt nicht tugendhaft, aber ſie wird geachtet; ſie iſt nicht ſchön, aber ſie wird angebetet. Sie verdankt

ihre Eroberungen blos der boshaften Kunst ihrer Zunge und ihren Augen. Sie besitzt mehr Annehmlichkeit als Geist, mehr Geist als gesunde Vernunft. Fröhlichkeit belebt ihren Anstand, Lebhaftigkeit macht ihre Launen mannichfaltig und ein ich weiß nicht was ersetzt ihr die Schönheit. Witzige Einfälle gelten ihr für geistreiche. Sie ist beinahe häßlich und beinahe närrisch, dennoch bezaubert sie durch denselben Charakter, der uns bei andern zurückstoßen würde.

Narcilla ist das beste Weib von der Welt. Bisweilen affektirt sie Härte und würde diese gern bis zur Barbarei treiben. Immer jagt sie nach Vergnügen, obgleich oft ihre Launen, die sie für Grundsätze hält, sie daran hindern. In ihrem Temperamente liegen ihre Fehler, ihre Unbeständigkeit, ihre Gewissensbisse. Heute bietet sie alle ihre Reize, Künste und Geld auf, um eine Eroberung zu machen, morgen widmet sie sich ganz der Wohlthätigkeit und verschwendet Almosen, ohne zu wissen warum. Einen Augenblick nachher spricht sie mit Geringschätzung von der Herzensgüte, uneingedenk, daß diese allein sie erträglich macht. Sie beleidigt Jedermann und will doch geliebt sein. Eine Sklavin des Vergnügens und der Ehrsucht, wirft sie ein frommes Buch weg, um ein galantes Abenteuer zu bestehen, und setzt sich dann ganz gelassen wieder zu ihrem frommen Buche. Bald betend, bald ausschweifend wird sie von der Leidenschaft beherrscht; die Religion ist ihr ein Zeitvertreib, sie weiß Alles zu vereinigen, ist wechselsweise Athei-

ſtin und Chriſtin, nicht aus Grundſätzen, ſondern weil es ihr ſo einfällt.

Flavia iſt geiſtreich und liebt das Vergnügen noch mehr, aber ihre Begriffe ſind allzuverfeinert. Immer macht ſie ſich luſtig über die lächerlichen Bedürfniſſe unſers irdiſchen Lebens. Das Einzige, was ſie begehrt — nicht von Gott, an den ſie nicht glaubt — ſondern vom Schickſal, iſt: leben und genießen; dabei iſt ſie ſtets bereit, durch Gift und Dolch von den Mühſeligkeiten dieſes Lebens ſich zu befreien. Woher dieſer Kontraſt? ſollte ihr Geliebter ihr untreu geworden ſein? oder ſollte ſie gar das Unglück haben, von ihrem Manne geliebt zu werden? Die aufgeklärte Thörin ſchöpft ihren Kummer aus der Quelle des Vergnügens. Sie iſt zu geiſtreich, um Gefühl zu haben, zu lebhaft, um ſich zu unterrichten, ſie denkt zu viel, um Anderer Meinungen gelten zu laſſen; ſie liebt das Leben, ſie möchte es gern benutzen; aber zu ſchwierig in den Mitteln dazu, ſtirbt ſie ohne gelebt zu haben, und indem ſie die Kunſt zu leben noch immer ſuchte.

Werfen wir unſere Blicke auf minder glänzende, doch nicht minder der Neugier werthe Gegenſtände. Betrachtet Simeon's alberne Gattin, ſie iſt gefällig aus Schwäche, halsſtarrig aus Laune.

Jene andere bekennt ihre Fehler und beſſert ſie nie, und meint, die Anhänglichkeit an ihre Freunde müſſe alle Tugenden erſetzen, die ihr fehlen. — Eine dritte iſt verſtändig nach Grundſätzen, wird ſtrafbar ohne Leidenſchaften, nimmt Eindrücke an von Allen, die ſich ihr nähern, wechſelt ihre

Siſteme mit eben der Leichtigkeit, mit welcher ihr Geſchlecht die Moden wechſelt. — Eine vierte ſpringt ohne allen Grund vom Kummer zur Freude, von der Freude zum Kummer über, und lebt in ewigem Kampfe mit den beiden Feinden ihres Geſchlechts, der Zeit und der Vernunft.

Weiber und Narren ſind allzuſchwer zu entziffern; verwirrender als der Mangel an Ideen iſt der Ueberfluß. Nur eine ſehr geſchickte, ſichere Hand kann ſolche Gegenſtände malen. Einige Pinſelſtriche auf gut Glück, eine Miſchung von Licht und Schatten, einfache aber kühne Züge reichen hin. Mit welchen Farben ſoll man ein Chameleon malen, das in jedem Augenblicke ſeine Farbe wechſelt? —

Im öffentlichen Leben erkennt man den Mann, im Privatleben die Frau. Unſere Talente bedürfen des hellen Lichts, die eurigen glänzen am ſchönſten in der Dämmerung. Ihr ſeid geſchaffen, um ungekannt zu bleiben, darum werdet ihr mit der Kunſt euch zu verſtellen geboren. In der großen Welt, in die ihr euch verirrt, ſeid ihr am wenigſten gekannt. Euch beurtheilend unterſcheidet man nicht die Ehre vom Stolze, die Sanftmuth von der Schwäche, das Laſter von der Tugend. Die mannichfaltigſten Leidenſchaften quälen den Mann; das Weib kennt deren nur zwei: Liebe zum Vergnügen und Herrſchſucht. (?) Beide hat die Natur eingeflößt, unſere Erziehung vermehrt die Erſtere auf Koſten der Letztern. Kann Vergnügen ein Verbrechen ſein? ſagen wir, und gehen von der Wolluſt zu Geſchäften über, von der Liebe zum Ehrgeiz, vom Ehrgeiz zur Liebe. Euch hingegen feſſelt unſere erſte Wahl.

Man ſieht bisweilen Männer, die, ihrer Größe müde, Ruhe in der Einſamkeit ſuchen; aber ein Weib, welches herrſcht, will immer herrſchen, doch nur ſeiner Schönheit die Herrſchaft verdanken. Von der Sucht nach Eroberungen wird es in der Jugend ſo beſeſſen, daß es auch die ſchlechteſte nicht verſchmäht. In der Ferne und im Geräuſch ſucht es Glück und Ehre. Im ſtillen Hauſe leben, heißt für eine hübſche Frau, gar nicht leben. Sich zu rechter Zeit zurückziehen, iſt der Triumph des Verſtandes, aber der Größe, der Schönheit kommt er theuer zu ſtehen. Könige und ſchöne Frauen werden alt, ohne den Zauber der Freundſchaft zu kennen, und fürchten die Ruhe wie die Einſamkeit, in der ſie ſich ſelbſt finden würden. Vergebens leſen die Weiber in den Blicken des Publikums, daß ſie nicht mehr ſind, was ſie waren, noch ſterbend wollen ſie gefallen und ihr erwünſchter Tod koſtet Niemanden einen Seufzer.

O ihr Schönen! immer haſcht ihr nach Vergnügen, überall ſeht ihr es und nirgend könnt ihr es feſt halten. Wird ein Genuß euch gewährt, ſo findet ihr ihn geringer als die Einbildungskraft ihn euch darſtellte; ihr trachtet nach ihm, wenn er euch flieht, und ihr bedauert ihn, wenn ihr ihn verloren habt. Tauſend kleine angenehme Thorheiten verſtattet euch die Jugend, doch im Alter der Vernunft erröthet ihr nicht, ihnen noch immer nachzuhängen, wollt uns noch immer einbilden, daß ihr glücklich ſeid, und verbergt ſorgfältig euren Verluſt wie euren Verdruß. Gleich alten Zauberinnen, die in ihren Verſammlungen fruchtlos die Nächte durchwachen, ſuchen auch die Weiber vergebens

ihre Reize wieder hervor zu zaubern und mit ihnen das verlorne Vergnügen. Alle ihre Anſtrengungen bewirken weiter nichts, als daß ſie zeigen: wir waren einſt ſchön, und daß von ihnen geſagt wird: ſie ſind nicht mehr ſchön. So belohnt die Welt die Beſtändigkeit, mit der ihr ſie liebt. Eure Jugend iſt der Laune, euer Alter dem Spiel gewidmet. Ihr durcheilt mit Künſtlichkeit eine Laufbahn, die ihr zwecklos beginnt und in der ihr auch keinen Zweck erreicht. Bisweilen glänzt ihr, ohne Liebe zu erwecken, und veraltert, ohne einen Freund zu erwerben; oder, wenn ihr einen Narren liebtet, ſo werdet ihr auch die Freundin eines Narren werden, und endlich ſterben, weiſe oder lächerlich, in beiden Fällen vergeſſen.

Ha! Mylady! überlaſſen Sie andern den Geiſt der Kleinlichkeit! lernen Sie denken und huldigen Sie der Freundſchaft. Ihre Reize werden vielleicht noch zu-, doch einſt gewiß abnehmen und untergehen. Das erworbene Verdienſt wird Ihre Schönheit überleben. Auch der Mond iſt ſchön, wenn die Sonne untergegangen. Glücklich die, der die Natur dauernde Vorzüge verliehen! die, reizend in der Jugend, achtungswerth im Alter, ohne unwillig zu erröthen das Lob einer Schweſter hört, keine Eiferſucht empfindet, wenn man für ihre Tochter ſeufzt; die, im häuslichen Zwiſt, des Gatten Hitze verrauchen läßt, um dann der Vernunft den Sieg zu verſchaffen; die ihn leitet, ohne ihn zu beherrſchen; mit Sanftmuth befiehlt, mit Würde gehorcht; die ihren Gleichmuth nur in der Fröhlichkeit verliert; die Größe wie die Thorheit unbeachtet läßt;

standhaft dem Kartenspiel entsagt; Krämpfe nicht kennt; ihre wahren Reize nicht durch die Pocken verliert, und unerschüttert eine Tasse zerbrechen sieht. Auch in dem besten Weibe finden sich Widersprüche, doch eben diesen verdankt es seine Vollkommenheit. Wenn der Himmel ein vollendetes Geschöpf hervorbringen will, so entlehnt er von beiden Geschlechtern das Beste, um es dem Günstling zu verleihen. Er gibt ihm Ihren Geschmack am Vergnügen, ohne den man nicht liebenswürdig sein kann; Ihren Hang zur Ruhe, ohne den es keine Weisheit gibt; er vereint in diesem Meisterwerke frohen Leichtsinn mit Verachtung der Thorheit, Aufrichtigkeit mit Klugheit, Zurückhaltung mit Offenheit, Festigkeit mit Gefälligkeit, Ehrgefühl mit Bescheidenheit; eine gesunde Urtheilskraft, unerschütterliche Grundsätze, eine freundliche Einbildungskraft, immer [illegible]em Blitze des Geistes, die Kunst zu gefallen — mi[illegible]rzen zu Worte, Mylady, Sie werden geboren, um [illegible]chtkunst vor erobern. Als der Gott der Sonne und de[illegible] Eltern erfuhr, einigen Jahren durch die Wünsche [illegible]chte er die Stunde, daß Sie geboren werden sollten, [illegible] zum ersten Male öffnen in welcher Ihre schönen Augen [illegible]chthümer, die oft nur dazu würden; er versagte Ihnen [illegible]eiheit schneller herbei zu führen; dienen, den Verlust der [illegible]ostlicherer Schatz! die gab er Ihnen. Schönheit ist ein wei[illegible] seine Strahlen das Genie entzündet Der Gott, der d[illegible]m Schooße der Erde reift, hat an tausend und das Gol[illegible]ätze verschwendet, weil sie ihrer nicht entbehren ko[illegible]ten; Ihnen verlieh er einen hellen Geist, ein zart-

fühlendes Herz, fröhliche Laune, körperliche Reize und — einen Dichter, um ſie zu beſingen.

## Rede,

gehalten von Condorcet am 5. Juni 1782, als der Graf und die Gräfin von Norden (nachmaliger Kaiſer Paul und deſſen Gemahlin) einer Sitzung der Pariſer Akademie beiwohnten.

Die Zeit hat das Andenken jenes Tages in uns nicht erlöſchen können, an dem wir zum erſten Male einen Souverain unter uns erblickten (Peter den Großen), welcher Theilnahme an unſern Arbeiten bezeigte; aber dieſes Andenken wird uns heute noch theurer, da nach fünfundſechzig Jahren der Enkel dieſes Fürſten denſelben Platz einnimmt und durch angeerbte Liebe zu den Wiſſenſchaften uns beweiſt, daß er berufen iſt, Peter dem Erſten in ſeinen großen Entwürfen wie in ſeinem Reiche zu folgen. Früher als der Czar hatte noch kein Souverain den beſcheidenen Titel Akademiker mit allen jenen Titeln vereinigt, welche den erſten Stufen der menſchlichen Größe vorbehalten ſind. Der Beſieger Karl's XII. ſchien geſchmeichelt, als er ſeinen Namen auf einer Liſte ſah, welche durch die Namen Newton und Fontenelle geſchmückt wurde. »In den Wiſſenſchaften,« ſchrieb er, »gibt es keinen andern Rang, als den Fleiß und Genie verleihen.« Eiferſüchtig auf den Ruhm, alles nur ſich ſelbſt zu verdanken und vor allen Dingen das Beiſpiel davon zu geben, wollte er auch ſeinen literariſchen

Titel durch ſeine Arbeiten verdienen, gleichwie er zu den höhern militäriſchen Graden nur durch Dienſte emporſteigen wollte. Er nahm den Titel eines Akademikers nicht eher an, bis er der Akademie ein Memoire über die Geographie des kaſpiſchen Meeres geſandt hatte, gleichwie er erſt nach einem Siege den Titel eines Viceadmirals annahm. Eifrig hatte er in allen Ländern die Männer aufgeſucht, deren Kenntniſſe ſeinen Unterthanen nützlich werden konnten, im Unterrichten wie im Beherrſchen dieſer Unterthanen nur auf ſich ſelbſt vertrauend. Da war es leicht vorauszuſehen, daß er nun Europa's Grenzen weiter hinausrücken würde, und daß die Wiſſenſchaften ein neues Reich erobert hatten.

Jener Zeitpunkt einer ſo großen Revolution für Rußland war auch für ganz Europa der einer glücklichen Revolution in den Wiſſenſchaften. Zwar hatten ſchon mehrere Fürſten ſie in Schutz genommen, entweder aus Geſchmack dafür oder aus glühender Begierde nach Ruhm, allein der Czar war der Erſte, der das Princip aufſtellte, daß ein Fürſt den Schutz, welchen er den Wiſſenſchaften gewährt, theils als eine weiſe Politik betrachten ſollte, die ſein eigner Vortheil ihm vorſchreibt, theils als eine wahre Pflicht, da ihre Fortſchritte eine Glücksquelle für Staaten und Völker ſind. Alle Fürſten gebildeter Nationen haben dieſe Meinung angenommen. Ueberall ſind zur Ehre der Wiſſenſchaften Verſammlungen gebildet worden, die in den Hauptſtädten, wie in den Provinzen, den Geſchmack dafür

verbreiten. Die glücklichen Folgen jenes Schutzes sind so schnell und so ausgebreitet gewesen, daß er fast aufgehört hat, nothwendig zu sein. Die Liebe zum Unterricht, das Gefühl des Nutzens und der Würde der Wissenschaften sind zu allgemein, um von nun an noch fremden Beistandes zu bedürfen, und man kann sagen, daß, in Hinsicht ihrer, die größte Wohlthat der Fürsten die ist, sie unabhängig von fürstlicher Gewalt gemacht zu haben.

Aber unter den, zum Fortschreiten der Wissenschaften nothwendigen Arbeiten gibt es einige, zu welchen mehrere Generationen, andere, zu welchen mehrere Völker sich vereinigen müssen. Wenn diejenigen, die solchen Arbeiten sich widmen, auch Zeugen von dem Nutzen sein könnten, den ihre Anstrengungen einst hervorbringen werden; wenn sie zum Lohn entweder das Vergnügen neue Wahrheiten zu kennen, oder den Ruhm, sie entdeckt zu haben, hoffen dürften; wenn der Erfolg dieser Arbeiten nicht abhängig wäre von einem Zusammenstimmen der Beobachtungen, welches Verschiedenheit der Ansichten, oder vielleicht auch Eigenliebe so sehr erschwert; so dürfte man von der Thätigkeit und Kraft des Genies Alles erwarten. So lange Ruhmliebe, Verlangen, den Menschen wohl zu thun, und das Vergnügen, eine neue Wahrheit zu fassen, der Preis der Arbeit sein können, so lange brauchen die Wissenschaften von den Fürsten nichts zu begehren als Friede und Freiheit. Aber darf man von Gelehrten hoffen, selbst von den bescheidensten, daß sie ohne einen andern Lohn, als

jene kalte Achtung, die man dem Fleiße, der Pünktlichkeit oder dem Eifer zollt, sich aufopfern werden, um ihren Nachfolgern Ruhm zu bereiten? daß sie Materialien sammeln sollen zur Erleichterung der Entdeckung von Wahrheiten, die sie nie hören werden? und deren Nutzen künftigen Geschlechtern vorbehalten ist, die sie nie sehen werden?

Die Wahrheit dieser Bemerkungen wird noch auffallender, wenn man einen Blick auf den Zustand der Wissenschaften in Europa wirft. Auf einer Seite wird man erstaunen über die schnellen Fortschritte, welche sie seit einem halben Jahrhundert gemacht haben; über den unermeßlichen Schatz von Wahrheiten, die unsere Väter nicht kannten; über die große Anzahl von Methoden und, so zu sagen, neuen Wissenschaften, welche die Kraft und den Reichthum des menschlichen Geistes vermehrt haben; man wird erstaunen über die Menge der Männer, welche durch ihre Entdeckungen sich in die erste Klasse der Menschheit, in die der Erfinder aufgeschwungen. Aber zugleich wird man sehen, daß viele Theile der Wissenschaften sich dem allgemeinen Impuls entzogen haben, und zwar gerade die, wo das Genie allein in sich selbst weder die Mittel, noch den Lohn seiner Anstrengungen findet; die, wo eine wichtige Entdeckung nur der Preis des Forschens vieler Jahrhunderte der vereinten Kräfte vieler Väter sein kann. Es sei mir erlaubt, diese Bemerkung hier zu entwickeln, und mit einigen Beispielen zu belegen. Bei dieser Gelegenheit über das sprechen, was die Wissenschaften noch von den Fürsten zu erwarten

berechtigt ſind, heißt, uns von unſern Hoffnungen unterhalten.

Alles beweiſt, daß die Natur beſtändigen Geſetzen unterworfen iſt; jede anſcheinende Unordnung birgt eine Ordnung, die nur unſere Augen nicht gewahr werden konnten. Nur durch Beobachtung der Thatſachen, deren Zuſammenſtimmen oder Folge nöthig ſind, um jene Ordnung unſerm ſchwachen Geſicht wahrnehmbar zu machen, erkennen wir ſie. Folglich müſſen jene Thatſachen ſich unter dem Geſichtspunkt eines Beobachters vereinigen laſſen, oder er muß ſie durch Experimente gleichſam zwingen können, ſich nach ſeinem Willen ihm darzuſtellen. Ueberdies müſſen die Geſetze, denen ſie unterworfen ſind, durch Revolutionen bezeichnet ſein, deren Dauer nicht den kurzen Zeitraum überſteigt, den die Natur unſerm Daſein angewieſen. Wenn dieſe glückliche Vereinigung von Umſtänden unſerer Schwachheit nicht zu Hilfe kommt, ſo können die Anſtrengungen des Genies lange Zeit fruchtlos bleiben.

Die ungeheure Menge von Phänomenen, welche die Atmoſphäre uns darbietet, ihre ſchnellen Veränderungen die vorher zu ſehen uns unmöglich iſt, folgen indeſſen doch gewiß allgemeinen Geſetzen, hängen von beſtändigen, überall wirkenden oder lokalen Urſachen ab; aber die Natur dieſer Urſachen wird kaum geahnet, und ihre Geſetze ſind uns unbekannt.

Da unſere Exiſtenz und alle unſere Bedürfniſſe unter dem Einfluſſe dieſer Phänomene ſtehen, ſo hieße, ihre Urſachen errathen, faſt ſie beherrſchen. Könnte der Menſch die

Revolutionen der Jahreszeiten vorausſehen, ſo würde er gewiſſermaßen unabhängig von ihnen ſein; denn in dieſer Wiſſenſchaft, wie faſt in allen andern, iſt jede Entdeckung eine Eroberung, die der Menſch der Natur und dem Zufall abzwingt. Aber um bis zu dieſer Kenntniß ſich zu erheben, müßte man die Verbindung kennen, welche die Phänomene der Atmoſphäre unter ſich auf den verſchiedenen Theilen des Erdbodens haben, und die Geſetze ihrer Perioden, deren Umwälzungen ſich vielleicht auf ganze Jahrhunderte hinaus erſtrecken; die Forſchungen müßten alle Klimate und eine lange Reihe von Jahren umfaſſen.

Die Erde, die wir bewohnen, die Revolutionen, die ſie erfahren hat, die, welche künftige Jahrhunderte herbeiführen werden, ſind uns eben ſo wenig bekannt als die Bewegung der flüſſigen Materie, von der ſie umgeben iſt, und die Phänomene, die ſie in ihrem Schooße erzeugt. Vergebens haben wir die Oberfläche der Erde durchlaufen, in ihren Eingeweiden gewühlt, und was dieſe enthalten, beſchrieben und zergliedert. Die Urſachen, welche die Erdkugel mit Bergen geſpickt, mit Thälern gefurcht, Meere gegraben, Inſeln erhoben, die kleine Zahl der Elemente in ſo verſchiedenen Zuſammenſetzungen auf der Erde vertheilt haben; die eben ſo beſtändigen als mannigfaltigen Geſetze, welche bei der Bildung dieſer Zuſammenſetzungen thätig waren; alles das iſt uns unbekannt. Wir haben Siſteme geſchaffen, aber bei jedem Schritte vorwärts auf dem Erdboden, bei jedem um einige Fuß tiefern Eindringen in deſ-

ſen Schooß, ſind alle dieſe Phantome der Einbildungskraft verſchwunden. Wie könnte auch ein ſo ephemeres Weſen, als der Menſch iſt, der Natur Geheimniſſe ablauſchen, die ſie in einem für unſere Dauer ſo langen Zeitraum bereitet? Wie könnte der Menſch ein Ganzes auffaſſen, deſſen einzelne Theile gleichſam in Unordnung über einen ſo weiten Raum zerſtreut ſind, daß, ſelbſt wenn er ſein ganzes Leben dieſem Zwecke widmete, es ihm unmöglich ſein würde, nicht bloß den ganzen Umfang zu beobachten, ſondern auch nur zu durchlaufen, nicht blos alles zu unterſuchen, ſondern auch nur zu ſehen.

Wie unbekannt iſt ſelbſt noch die Geſchichte des Menſchen! die Erde, die er bewohnt, ihre Feuchtigkeit oder Trockenheit, der mehr oder minder erhabene Boden, deſſen Produkte und Kultur, die verſchiedenen Beſchäftigungen, Lebensweiſe, Art ſich zu kleiden, Gebräuche, Regierungsform, Geſetze, alles das hat Einfluß auf Lebensdauer, Fruchtbarkeit, Stärke, Geſundheit, Thätigkeit, Induſtrie, ſelbſt auf Charakter, Moral und Genie. Dieſe Urſachen ſind zu gleicher Zeit untereinander verbunden, von einander abhängig, und können ſogar noch modificirt werden durch die Wirkung der Veränderungen, die ſie ſelbſt hervorbringen. Wir haben über dieſe Gegenſtände nur allgemeine und unbeſtimmte Beobachtungen, die ſogar großentheils noch beſtritten werden. Hier ſind der Menſch, die Erde, die Einflüſſe des Klimas der Gewalt der Geſetze und Meinungen gewichen; dort hat der Menſch, mitten unter politiſchen Revolutionen und Umwandlung der Vorurtheile,

dennoch ſeinen Charakter, ſeine Konſtitution und ſein Klima beibehalten. Hier hat ein verpflanztes Volk mit ſeinem Wohnort auch die Sitten verändert; dort hat es ſeinen Charakter mit ſich genommen, und weder Zeit, noch Begebenheiten, noch Vermiſchung mit andern Völkern haben den urſprünglichen Stempel verwiſchen können. Die Verbindung, welche zwiſchen der phyſiſchen Beſchaffenheit des Menſchen, ſeinen moraliſchen Eigenſchaften, der geſellſchaftlichen Ordnung, der Natur des Klimas, in welchem er lebt, des Bodens, den er bewohnt, der Gegenſtände, die ihn umgeben, vorhanden iſt, kann nur durch eine lange Reihe von Nachforſchungen erkannt werden, die zu gleicher Zeit verſchiedene Klimas, verſchiedene Sitten und verſchiedene politiſche Konſtitutionen umfaſſen. Daraus würde eine ſehr wichtige Wiſſenſchaft hervorgehen, aber ſie wird wahrſcheinlich nicht eher geſchaffen werden, bis eine unermeßliche Sammlung von ſcharfen und aneinander hängenden Beobachtungen erlauben wird, die Reſultate, und wiederum die Gewißheit dieſer Reſultate einer Berechnung zu unterwerfen. Es iſt freilich möglich, daß in dieſen verſchiedenen Theilen unſerer Kenntniſſe, wie in allen ähnlichen, nach einer langen Reihe von Jahrhunderten, einmal ein glücklicher Zufall die zerſtreuten, verworrenen, von der Zeit aufgehäuften Denkmähler dem Blicke eines Genies vereint darſtellt. Die Fürſten allein haben die Mittel in Händen, dieſen Erfolg unabhängig von Zeit und Zufall zu machen. Sie allein können, nach einem Plane, der Einheit hat, jene langen und mühſamen Arbeiten vorſchreiben und aus-

führen laſſen, deren Lohn der Ruhm nicht ſein kann. Wer als ein Fürſt könnte ſo große Unternehmungen beginnen, deren Nutzen erſt in ferner Zukunft fühlbar ſein wird? ein Fürſt, der ſeine Entwürfe nicht nach der Lebensdauer eines Menſchen, ſondern nach der Dauer der Reiche abmeſſen darf? nur die vereinigten Fürſten können den Forſchungen der Gelehrten diejenige Ausdehnung geben, welche jeder Theil ſolcher Wiſſenſchaften fordert, deren Elemente die Natur auf dem ganzen Erdboden verſtreut hat.

Nie gab es einen günſtigern Augenblick für Entwürfe zum Vortheil der Wiſſenſchaften; nie hat ihre Herrſchaft einen ſo großen Raum umfaßt, nie waren ihre Jünger ſo zahlreich. Die Linnäus und Bergmann haben unter eben dem Himmelsſtrich Europa erleuchtet, wo die durch Chriſtinen verſammelten Gelehrten nur Gleichgiltigkeit und Geringſchätzung erregten. Ein Philoſoph, an Küſten geboren, wo die Engländer im verfloſſenen Jahrhundert nur Wilde fanden, hat die Urſachen des Blitzes errathen, ihn ſeinen Geſetzen unterworfen und mit derſelben Hand, die die Feſſeln der neueren Welt zerbrechen ſollte, auch den Himmel entwaffnet; während in jener Stadt, der Nebenbuhlerin von Rom und Byzanz, die faſt in unſern Tagen ſich aus den Moräſten der Newa erhoben hat, ein unermüdliches Genie, Euler, die tiefſten Entdeckungen mit einer Fruchtbarkeit hervorbringt, welche ſelbſt bei den geringfügigſten Gattungen in Erſtaunen ſetzen würde, ohne daß weder das Alter ihm Kraft geraubt, noch der Verluſt des Geſichts ſeinen glühenden Eifer, ſeine unglaubliche

Leichtigkeit geſchwächt hat; gleich jenem Tireſias — wenn anders, große Männer mit Fabelhelden vergleichen, ſie nicht herabſetzen heißt — gleich jenem Tireſias, den die Götter durch Blindheit ſtraften, weil er ihre Geheimniſſe erlauſcht, dem aber, wider ihren Willen, das Schickſal die göttliche Wiſſenſchaft ließ, die ſie ihm beneideten.

Wenn man jemals hoffen dürfte, die Fürſten für die Fortſchritte des menſchlichen Geiſtes vereinigt zu ſehen, ſo iſt es in dem Zeitraume, in welchem wir leben. Obgleich erworbene Kenntniſſe und der blühende Zuſtand der Wiſſenſchaften in ihren Reichen, ihnen fremdes Licht entbehrlich zu machen ſcheinen, ſo ſind ſie doch eifrig bemüht, nicht nur fremde Gelehrte zu ſich zu rufen, ſondern ſie aufzuſuchen, und ſetzen ihren Ruhm darein, jene Schätze in ihr Land zurück zu bringen, die allein man theilen kann, ohne ihren Beſitzern etwas zu rauben. (Ja, das waren ſchöne Zeiten!) Die Fürſten eilen, ſowohl die Scheidewände niederzureißen, welche vorgegebenes Nationalintereſſe — Phantomen von Habſucht und Unwiſſenheit erſchaffen — zwiſchen den Völkern gezogen hatte, als auch die, welche Vorurtheile aller Art zwiſchen Unterthanen eines und desſelben Reiches aufthürmten. Man erkennt endlich, daß alle Menſchen nur Eine Familie bilden, nur Ein Intereſſe haben. Der Name Menſchheit, ein Gefühl bezeichnend, welches die Bewohner aller Länder und jedes Zeitalters umfaßt, iſt in dem Munde der Fürſten wie der Philoſophen, und ſcheint zu Einem Zwecke ſowohl diejenigen zu vereinen, deren Ehrgeiz iſt, die Menſchen aufzuklären, als auch die,

deren Pflicht erheiſcht, über ihr Glück zu wachen und ihre Rechte zu vertheidigen.

Der Czar war der Erſte, welcher fühlte, daß die größte Wohlthat, welche ein Fürſt ſeinen Unterthanen erzeigen kann, die iſt, ſie aufzuklären. Möchte ſein Enkel einſt zeigen, daß eins der größten Güter, welches die Natur einer Nation zu gewähren vermag, ein Fürſt iſt, der, indem er alle Kenntniſſe ſeines Jahrhunderts für ſie wirkſam macht, zugleich den kommenden Geſchlechtern neues Licht bereitet, neue Quellen des Glücks öffnet.

## Die Macht der Vaterliebe.

(Nach Imbert.)

Wenn der Himmel einem Menſchen heftige Begierden gab, ſo kann er kein gefährlicheres Geſchenk hinzufügen, als Macht und Gewalt. Mit regen Sinnen war Feldheim geboren; überſtrömende Geſundheit und Kraft weckten glühende Leidenſchaften in ihm, und — er war reich, das heißt, er beſaß die Macht, ſie zu befriedigen. Die Liebe, oder vielmehr den Hang zu Weibern lernte er früh kennen; nicht Erholung, ſondern Beſchäftigung war ihm dieſer Hang, dem die Gewohnheit immer tiefere Wurzeln ſchaffte. Er war faſt vierzig Jahre alt, und glaubte noch immer zwanzig zu ſein, weil er ſich noch immer wie ein Jüngling benahm. Seit vielen Jahren hatte er die Liſte ſeiner Schlachtopfer ſtets vergrößert. Doch galt dieſer

Böſewicht noch immer für einen Mann von Ehre; denn wenn er gleich die Unſchuld verführte, Gatten trennte, ganze Familien in's Unglück ſtürzte, ſo bezahlte er doch ſeine Spielſchulden pünktlich in vierundzwanzig Stunden, und wenn er auch, um ein leichtgläubiges Weib zu bethören, die heiligſten Schwüre brach, ſo hielt er doch gewiſſenhaft Wort, wenn er verſprochen hatte, an irgend einer Luſtpartie Theil zu nehmen.

Indeſſen darf man doch nicht glauben, Feldheim ſei ein Geck geweſen. Ein Geck will nur Aufſehen erregen; ihm hingegen lag mehr am Genuß als an der Ehre der Eroberung; er war unbeſtändig, aber nicht um die Zahl ſeiner Siege zu vermehren, ſondern aus Begierde nach einem neuen Gegenſtande. Das mochte ihn minder verdammungswürdig, oder doch des Mitleids würdiger machen; aber ſeine Eroberungen blieben dennoch Schlachtopfer einer Leidenſchaft, die eben ſo verderblich war, als die Eitelkeit des Gecken; auch hatte die Gewohnheit ihn ſo gewiſſenlos über die Mittel gemacht, daß auch die verbrecheriſchſten ihm ein Spiel waren, wenn ſie nur ſeine Entwürfe begünſtigten.

Einſt ſah er die junge Eulalia, und alle ſeine Begierden erwachten. Sie war ein armes Mädchen, konnte ihn nicht durch Toilettenkünſte locken, noch weniger verſtand ſie die Künſte der Koketterie. In groben Kleidern, die nur durch Reinlichkeit ſich auszeichneten, erſchien ſie ihm mit züchtigem Anſtande. Ihre Unſchuld, ihre Armuth konnten

ſeine Schonung nicht gewinnen, er baute vielmehr auf die letztere den Plan der Verführung.

Eulaliens Vater hatte zwölf Kinder zu verſorgen, und nur zwei Arme für ſaure Arbeit um Tagelohn. Zwar verdienten auch ſchon die älteſten Knaben etwas, aber wenn der Vater, am Abend müde heimkehrend, Alles überzählte, ſo reichte es doch nirgend hin. Da ſaß er denn oft kummervoll, der ehrliche alte Sander, und hatte keinen andern Troſt — doch für ihn kein geringer — als daß in allen ſeinen Kindern ſeine eigene Rechtſchaffenheit wieder gefunden wurde. Darum, wenn dann und wann ein Arbeitstag ergiebig geweſen war, entrunzelte ſeine Stirn ſich leicht, und er konnte dann recht fröhlich unter dem Kinder-Gewimmel ſitzen.

Aber wie liebten ſie ihn auch alle! und vor allen Eulalia. Sie bedurfte ihrer Tugend kaum, denn die zärtliche Furcht, ihren Vater zu betrüben, würde ſchon allein in den Schranken der Zucht und Ehre ſie ſtets erhalten haben. Auch liebte er ſie vor Allen. Feldheim ließ durch eine Kupplerin ihr glänzende Vorſchläge machen; ſie verwarf ſie mit Abſcheu. Bitterlich weinend klagte ſie ihrem Vater den der Armuth angethanen Schimpf. Er ſchloß ſie bewegt in ſeine Arme und ging um ſo fröhlicher zu ſeiner Arbeit.

Dieſe rechtſchaffene Familie war von edlen Seelen nicht unbemerkt geblieben. Plötzlich wurde Sander zu einem Notar berufen, der ihm ankündigte, daß er beauftragt ſei, ihm jährlich hundert Thaler auszuzahlen. Freudiges Erſtaunen machte den ehrlichen Alten ſtumm. Nun konnte er ſeine

jüngſten Kinder in die Schule gehen laſſen; nun konnte er ſeinen Töchtern zum Jahrmarkt Bänder kaufen und Sonntags dann und wann einen Krug Bier trinken. Er dankte Gott mit Thränen und brannte vor Begierde, die Knie ſeines Wohlthäters zu umfaſſen; allein dieſer Edle war gewohnt, das Gute im Stillen zu thun; Sander erfuhr deſſen Namen nicht. Ihm blieb kein anderes Mittel, ſeine volle Bruſt zu erleichtern, als das, Bekannten und Unbekannten mit funkelnden Augen zu erzählen, welch' ein unverhofftes Glück ihm widerfahren, und den beſcheidenen Wohlthäter laut zu ſegnen.

Alles das kam Feldheim zu Ohren. Er lächelte ſpöttiſch über den Sonderling, der für ſeine Wohlthaten nicht einmal Dank ernten wollte, und beſchloß, von dieſer Thorheit Nutzen zu ziehen. Nach einigen Monaten trat er, reich gekleidet, aber mit dem mühſam nachgeäfften Anſtand eines rechtlichen Mannes, in die Wohnung der redlichen Armuth. Man empfing ihn mit ehrfurchtsvoller Neubegier. »Mein ehrlicher Sander,« ſagte er, »ſchon lange wünſcht Ihr den Mann zu kennen, der ſo glücklich geweſen, durch ſeinen Ueberfluß Eure Sorgen zu erleichtern. Ihr würdet ſeinen Namen nie erfahren haben, wenn ihn ſein Herz nicht drängte, das Wenige, was er gab, um Eures braven Wandels willen, noch zehnfach zu vermehren. Ich ſelbſt bin der Mann.«

Kaum hatte er dies Wort geſprochen, als die ganze Familie mit dankbaren Thränen zu ſeinen Füßen lag. Jeder wollte ihm die Hand oder wenigſtens einen Zipfel ſei-

nes Rockes küſſen. Er heuchelte Beſchämung. »Laßt mich!« rief er, und wiſchte ſich die trocknen Augen, »ich bin nur gekommen, um dieſe rührende Belohnung erſt zu verdienen.« Er wandte ſich zu den Kindern, fragte nach dem Namen eines jeden, ſprach väterlich mit jedem und hütete ſeine Augen, die immer nur nach der ſchönen Eulalia ihn hinzogen. Die rührendſte Freude hatte ſie noch verſchönert.

Mit traulicher Theilnahme unterrichtete ſich Feldheim von dem ganzen Hausweſen des ehrlichen Sander. »Ich ſehe wohl,« hub er endlich an, »Ihr müßt noch immer mit zu großer Anſtrengung arbeiten, die leicht Eure Geſundheit untergraben, und dieſen guten Kindern ihren guten Vater rauben könnte. Ihr ſollt künftig ein paar derſelben weniger zu verſorgen haben, das nehme ich auf mich. Laßt ſehen, welche wählen wir aus? Die Knaben will ich Euch nicht entführen, die können Euch ſchon Beiſtand leiſten; aber mit den Mädchen hält es immer ſchwerer. Wohlan, ich nehme deren zwei zu mir und ſorge väterlich für ſie. Die eine beſtimme ich für meine Mutter, die andere für meine Frau. Ich hoffe, ſie werden ſich immer ſo aufführen, daß ſie Eurer Liebe und meiner Freundſchaft würdig ſind.« Nun wählte er Eulalien und die häßlichſte von ihren Schweſtern, um jeden Argwohn zu entfernen.

Ungern trennte ſich Sander von ſeinen Kindern, die bei dem Gedanken, ihren Vater zu verlaſſen, heiße Thränen weinten; aber ein ſolches Glück, eine ſo anſtändige Verſorgung — es war ein Wink des Himmels! und überdies — Feldheim verſprach, daß ſie recht oft ſich ſehen ſoll-

ten. Das Landgut, wohin er die Töchter führen wollte, lag nur wenige Meilen von der Stadt; der Vater konnte in den Feiertagen sie besuchen, oder, wenn der Kinder Sehnsucht allzugroß wurde, so ließ Feldheim einen bequemen, eleganten Wagen anspannen und in wenigen Stunden erreichten sie die väterliche Wohnung. Diese angenehmen Bilder, die er so freundlich ausmalte, erleichterte die Trennung. Sander grub den erborgten Namen seines heuchlerischen Wohlthäters, wie den von dessen Landgute tief in sein Gedächtniß, umarmte seine Töchter, und gab ihnen väterliche Ermahnungen, besonders die mit auf den Weg, ihren zweiten Vater kindlich zu lieben und zu ehren. Zitternd stiegen die Mädchen in einen schönen Reisewagen und Feldheim fuhr mit ihnen davon.

Unterwegs wurde es ihm nicht schwer, ihr Vertrauen zu gewinnen; sie betrachteten ihn ja schon als ihren Wohlthäter, und sein väterlicher Ton machte sie beherzt. Sie fingen schon an, kindlich mit ihm zu schwatzen, und wunderten sich blos, daß, bei dem raschen Fahren, es doch so lange währte, ehe sie das Ziel der Reise erreichten. Feldheim beruhigte sie leicht durch das Vorgeben, er habe einen weiten Umweg genommen, um zuerst die häßliche Schwester seiner Mutter abzuliefern, deren Wohnort er nannte. Eine Meile seitwärts liege der von der nächsten Station, das machte er den Kindern weiß und sandte wirklich von dort die häßliche Schwester mit einem vertrauten Helfershelfer an einen sichern Ort in Verwahrung. Eulalien führte er auf ein fernes Landgut, das er kürzlich gekauft hatte. Sie

ſtutzte, als ſie dort ſeine Gemahlin nicht fand. Er hatte keine, er war Witwer. Das ſanfte gute Weib, deſſen Beſitz er einſt nur durch die Ehe erlangen konnte, war längſt ein Opfer ihres Grams geworden. Aber zwei Kinder hatte ſie ihm hinterlaſſen, einen Sohn und eine Tochter, beide faſt in gleichem Alter mit Eulalien, und — er liebte dieſe Kinder. Es war das einzig gute Gefühl, das ſich noch bei ihm erhalten hatte; denn auch das verdorbenſte Herz gleicht dem ſibiriſchen Kupfer, welches immer noch mit einigen Goldtheilchen vermengt iſt.

Er überredete Eulalien, daß ſeine Gattin eine Luſtreiſe vorgenommen und in wenigen Tagen zurückkommen würde. Daß er dieſes ſittſame Mädchen nicht geradezu beſtürmen dürfe, begriff er wohl. In den Verführungskünſten erfahren und geübt, begann er leiſe und behutſam ihre Unſchuld einzuſchläfern. Die ländliche Einſamkeit bot ihm täglich wohlbenutzte Gelegenheiten. Seine Tochter lebte fern bei einer alten Tante, und ſeinem Sohne hatte er ausdrücklich verboten, ihn zu beſuchen.

Lange war Eulalia weit entfernt, ein Bubenſtück zu ahnen; Feldheim's Ungeduld und wachſende Begierde, die ihm nicht erlaubten, ſeine Rolle auszuſpielen, riſſen ihr endlich die Binde von den Augen. Sie errieth die Gefahr, in der ſie ſchwebte, ſie wollte zu ihrem Vater zurück. Täglich wiederholte ſie dieſe Bitte, bald mit Aengſtlichkeit, bald mit Heftigkeit — vergebens! Feldheim ließ ſie fühlen, daß ſie in ſeiner Gewalt ſei. Ach! ſie weinte bittere Thränen,

daß ſie den vermeinten Wohlthäter ihres Vaters nur haſſen und verachten müſſe. Noth lehrte ſie Verſtellung. Um den Wollüſtling nicht zu Gewaltthaten zu reizen, ließ ſie ihn bisweilen hoffen, daß er mit der Zeit ihre Tugend beſiegen werde, und ſo gewann ſie Friſt, von Gott erwartete ſie Hilfe.

Indeſſen harrte ihr Vater täglich mit der liebevollſten Sehnſucht auf Nachricht von ſeinen Töchtern. Sie kam nicht. Die Angſt trieb ihn unſtät umher. Um Rath und Troſt zu holen, erzählte er ſein Abenteuer bald dieſem, bald jenem Bekannten; ſie alle zuckten die Achſeln. Er nannte den vornehmen Mann, dem er ſeine Töchter anvertraut; Niemand wollte ihn kennen; er nannte deſſen Landgut — es gab kein ſolches. Nun ſtieg ſeine Angſt bis zur Verzweiflung. Er konnte nicht mehr arbeiten und verlor ſeine koſtbare Zeit unter vergeblichen Nachforſchungen. Ermüdet, aber ſchlaflos ſank er an jedem Abend auf ſein Lager, benetzte es mit Thränen und fluchte dem Verführer.

Während Feldheim in wollüſtigen Hoffnungen ſeine Tage auf dem Lande verſchwelgte, bedrohte in der Stadt ein plötzlich ausgebrochener Bankerott ihn mit dem Verluſt eines großen Theils ſeines Vermögens. Um dieſen zu retten, war es dringend nothwendig, ihn ſogleich davon zu unterrichten, und unter dieſen Umſtänden glaubte Eduard, Feldheim's Sohn, daß er, trotz dem väterlichen Verbot, nur eine Kindespflicht erfülle, wenn er zu ihm eile. Er nahm Kourierpferde, und trat ganz unerwartet herein, als eben

ſein Vater mit Eulalien allein war. Feldheim erſchrack, wußte ſich aber zu faſſen, entfernte die Geliebte, hörte den Sohn, gab ihm Aufträge, und, nachdem er die Geſchäfte abgethan, ſagte er ihm geſprächsweiſe, das junge Mädchen, welches er eben geſehen, ſei aus wichtigen Urſachen von ihren Verwandten ihm anvertraut worden; Niemand dürfe wiſſen, wer und wo ſie ſei, weshalb Eduard, bei Vermeidung des väterlichen Zornes, ein ſtrenges Schweigen beobachten ſolle. Eduard war gewohnt zu gehorchen, doch Eulaliens Anblick hatte einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht, den ihr Erſcheinen bei der Abendtafel noch vermehrte. Sie ſprach wenig, aber was ſie ſagte, verrieth Geiſt und Gefühl. Der rührende Kummer in ihrem ſchönen Auge vollendete die Eroberung. Eduard's verſtohlne Blicke ſagten ihr, wie tief die ihrigen in ſein Herz gedrungen, und ſie verſtand dieſe Blicke, ſo unkundig ſie der Augenſprache war.

Eduard wurde gleich nach dem Eſſen auf ſein Zimmer verwieſen. Er konnte nicht ſchlafen. Am andern Morgen ſollte er wieder abreiſen; auch das konnte er nicht. Zwar nahm er Abſchied von ſeinem Vater, allein er verbarg ſich in eine Jägerhütte, die an den Park ſtieß, hoffend, die ſchöne Unbekannte luſtwandelnd zu erblicken, und, wenn ſie allein ſei, ihr ſeine Gefühle zu entdecken. Die Hoffnung täuſchte ihn nicht. Eulalia pflegte ſtets die Stunde, in welcher Feldheim Briefe ſchrieb, zu einem einſamen Spazirgange zu benutzen. Seufzend wankte ſie unter den hohen

Ulmen, da lag plötzlich Eduard zu ihren Füßen. Ihr Schrecken, ihre sittsame Bestürzung wurden bald von der Freude überwunden, endlich ein Wesen vor sich zu sehen, dem sie sich vertrauen, von dem sie Rettung hoffen dürfe. Sie sagte ihm alles, und schamroth hörte der Sohn die Anklage seines Vaters.

Was sollte er thun? den Vater selbst den Gerichten anzeigen? — das holde Mädchen, das ihn bezauberte, hilflos lassen? — Beides schien ihm unmöglich. Sie flehte so rührend — der Bund ihrer Herzen war schnell geschlossen; doch das einzige Mittel, sie eben so schnell zu retten, Entführung durch Eduard, schien ihr unanständig; wenigstens wollte sie nur in höchster Noth Gebrauch davon machen, und die Liebenden trennten sich mit der Verabredung, einen Weg auszusinnen, der weder ihre Ehrbarkeit noch die kindliche Pflicht durchkreuzte. In einigen Tagen sollte Eduard zurückkommen; so lange hoffte sie den zudringlichen Verführer noch im Zaume zu halten; dann sollte auf jeden Fall ein Entschluß gefaßt und rasch ausgeführt werden.

Allein vergebens grübelten beide während dieser Zeit, um eine schonende Entwickelung zu ersinnen. Ein neuer Unfall hatte Eduard's Geist noch mehr umnebelt. Ein Brief seiner Tante ersuchte ihn, seinem Vater die Schreckensbotschaft beizubringen, daß ein fremder Graf dessen Tochter entführt habe. Mit diesem traurigen Auftrage kam er zurück und sah zuerst insgeheim Eulalien, in deren

Buſen er ſeinen doppelten Kummer ausſchüttete. Sie aber ſchien bei dieſer Nachricht von einem Blitz erleuchtet zu werden. Sie bat Eduard, ihr den Brief der Tante anzuvertrauen und ſich für's erſte zu entfernen. Dann eilte ſie zu Feldheim, meldete ihm ſeines Sohnes Ankunft und übergab ihm den offenen Brief. Er las und war zu Boden geſchmettert. »Meine Tochter!« rief er, »mein geliebtes Kind! meine Ehre! mein Alles!« Dann ſank er in ſtummer Verzweiflung in den Seſſel, und einzelne glühende Thränen rollten über ſeine Wangen. Da warf ſich Eulalia ihm zu Füßen: »Was Sie jetzt um Ihre Tochter leiden,« rief ſie ſchluchzend, »das leidet mein armer Vater ſchon ſeit vielen Wochen um mich! muß ich noch mehr ſagen, um in dieſem Augenblicke Ihr Herz zu rühren?«

Nein! ſie hatte den rechten Augenblick ergriffen; ihre Worte drangen tief durch die Rinde dieſes Herzens. Vaterliebe, Vaterangſt hatten ſie aufgeweicht. Um ihre Vergebung flehend, warf er ſich in ihre Arme und bald auch zu den Füßen des trauernden Sander, den der Kummer auf's Krankenlager geworfen hatte. Dort, von der weinenden Familie umgeben, bekannte er reuig, welches Bubenſtück er vollbringen wollen — nicht vollbracht. Der Vater ſchloß die gerettete Tochter entzückt in ſeine Arme; Eduard machte jedes Unrecht wieder gut, indem er Eulalien zum Altare führte, und Feldheim ſuchte — der neuen würdigen Tochter Glück bereitend — die unwürdige zu vergeſſen.

## Unſere Widerſprüche,

oder vielmehr nur einer von den zahlloſen Widerſprüchen, deren wir uns täglich ſchuldig machen. Schon Seneca hat ihn uns vorgerückt und alle die, ihm ſo gewöhnlichen Antitheſen dabei erſchöpft. »Wir beklagen uns ſämmtlich über die Kürze der Zeit" — ſo ſpricht er — »und doch haben wir deren ſo viel übrig, daß wir oft nicht wiſſen was wir anfangen ſollen. Wir bringen unſer Leben damit zu, nichts zu thun, oder etwas anders als wir thun ſollten. Wir ſeufzen ſtets über die wenigen Tage, die wir zu leben haben, und leben doch ſo, als ob wir nie ſterben ſollten."

Seine Bemerkung iſt eben ſo traurig als richtig. Das Leben ſcheint uns kurz, aber jede einzelne Periode des Lebens ſo lang, daß wir das Ende derſelben kaum erwarten können. Der Knabe brennt vor Begierde ein Jüngling, der Jüngling ein Mann zu werden — dann ein Amt zu bekommen — dann zu heirathen — dann Geld zu ſammeln — oder Ehre zu erwerben. — Jeder möchte ſein Leben verlängern, aber die einzelnen Theile desſelben verkürzen. Nicht blos Stunden und Tage, ganze Jahre geben wir oft mit Vergnügen hin, um nur weiter vorwärts zu kommen. Gleich als ob die Freuden des Lebens nur einzelne Brunnen in den afrikaniſchen Sandwüſten wären, eilen wir lechzend, wie die Pilger, immer nach ſolchen Brunnen, der ganze übrige Weg ſcheint uns eine Wüſte, und ſitzen wir endlich an dem erwünſchten Brunnen, ſo

thun wir kaum einige Züge daraus, finden das Waſſer unſchmackhaft und ſehnen uns nach dem, welches wir morgen Abend zu erreichen hoffen. Neun Zehntheile von dem Leben der meiſten Menſchen ſind weder durch Geſchäfte noch durch Vergnügen ausgefüllt, ſind ganz leer.

Horaz ſagt in der einundzwanzigſten Ode des erſten Buches: „Nach des Lebens kurzer Dauer miß deine Hoffnung. Indem wir ſprechen, entflieht die neidiſche Zeit. Genieße den heutigen Tag und zähle wenig auf den morgenden.“ Leider befolgen nur die Thiere dieſe Lebensweisheit, die Menſchen nicht.

## Das Geſpenſt.

(Aus dem Journal dedié à Monsieur 1777.)

An einem ſchönen Sommermorgen in aller Frühe kam ein Pariſer Kaufmann zu Fuße von ſeinem Landhauſe zurück und begegnete am Thore einer ſeltſamen Geſtalt, wie man ſie heutzutage nur noch in unſern Ritterſchauſpielen ſieht. »Haben wir heute Maskerade?“ murmelte der Kaufmann. — Die Geſtalt ſchritt auf ihn zu, verneigte ſich und ſprach: »Sei doch ſo gut, mir zu ſagen, welche unermeßliche Stadt ich hier vor mir ſehe?“

Der Kaufmann. Wie, mein Herr? ſind Sie ein Fremdling in Iſrael? wo kommen Sie her, daß Sie eine ſolche Frage an mich richten?

Die Geſtalt. Ich bin ein Geiſt und komme gerades Weges aus der Unterwelt.

Der Kaufmann. Sie belieben zu ſcherzen. Wir glauben ſchon längſt nicht mehr an Geiſter.

Die Geſtalt. O wir haben leider wohl erfahren, daß, ſeit der Wiedergeburt der Wiſſenſchaften, die Pforten der Unterwelt uns verſchloſſen worden. Aber — Dank ſei es dem Dom Calmet und dem Abbé Langler (und dem Profeſſor Jung) — ſeit Kurzem ſind ſie wieder aufgethan, und wir dürfen nach wie vor herauf ſpaziren, wenn wir unten Langeweile haben. Fürchte dich nicht, ich bin weder ein Alp noch ein Vampyr.

Der Kaufmann. Sapperment! ich bin ſehr erfreut, Ihre Bekanntſchaft zu machen. Ich werde die Ehre haben, Sie unſern drei Akademien zu präſentiren, die nicht wenig ſtutzen werden.

Die Geſtalt. Es wird mich freuen, ſie zu ſehen, denn ich habe immer die Wiſſenſchaften geliebt, ob ich gleich ein Edelmann war. Du ſollſt wiſſen, daß ich leſen und ſogar meinen Namen ſchreiben konnte.

Der Kaufmann. In welchem Jahrhundert lebten Sie denn?

Die Geſtalt. Ich war ein angeſehener Mann am Hofe Ludwig des Dicken. Ich hatte zwei Knechte und die Erlaubniß, zwei Schüſſeln auf meiner Tafel zu haben, in jeder zwei Speiſen. Die Neider ſchrieen zwar über meinen Luxus, aber ich ließ ſie ſchreien. Nachdem ich nun dort un-

ten dafür gebüßt, komme ich, um mein Vaterland einmal wieder zu ſehen.

Der Kaufmann. Nun wohl, Sie befinden ſich vor den Thoren von Paris.

Die Geſtalt. Von Paris? iſt's möglich! es war zu meiner Zeit nicht viel mehr als ein Dorf in dicken Wäldern verſteckt. Welche Verwandlung! — Nur eben ſo kothig war es damals, wie jetzt. Vermuthlich hat man den Koth aus Achtung für den Namen Lutetia beibehalten; denn ich erinnere mich, daß zu meiner Zeit ein Gelehrter in einer dicken Abhandlung bewies, Lutetia komme her von lutum. Der König gab ihm eine Abtei dafür.

In dieſem Augenblicke fuhr ein Fiacre vorbei, in dem zwei Köchinnen ſaßen. Eine ſo prächtige Equipage war dem Geſpenſte nie vorgekommen. „Vermuthlich eine Prinzeſſin mit ihrer Ehrendame?" flüſterte es leiſe und verbeugte ſich tief. Der Kaufmann und die Köchinnen lachten ihm in's Geſicht.

»Es freut mich," ſagte das Geſpenſt, die alte franzöſiſche Luſtigkeit noch wieder zu finden. Ich habe es gern, wenn die Prinzeſſinnen lachen, nur ihr Luxus iſt mir etwas anſtößig. Zu meiner Zeit ſetzten ſich die Damen hinter ihre Männer auf's Pferd. — Und dieſer herrliche Palaſt? vermuthlich der eines Prinzen?"

Der Kaufmann. O nein, er gehört einem Finanzpachter.

Die Geſtalt. Ei ei, die Pachter wohnen jetzt beſſer

als vormals die Könige und ſogar die Mönche. Und dieſer andere Palaſt gegenüber?

Der Kaufmann. Den bewohnt des Pachters Frau.

Die Geſtalt. Wie? Mann und Frau wohnen nicht beiſammen? ſonder Zweifel ein Gelübde der Keuſchheit?

Der Kaufmann. O ja, die Männer ſind jetzt ſehr keuſch bei ihren Frauen und die Frauen bei ihren Männern.

Die Geſtalt. Jenes große Gebäude ſcheint eine Kirche zu ſein?

Der Kaufmann. Es iſt ein Schauſpielhaus.

Die Geſtalt. Laß uns hinein gehen. Ich bin neugierig zu ſehen, wie man jetzt die Myſterien vorſtellt. O ich habe zu meiner Zeit ſelbſt mitgeſpielt. Ich machte den Barrabas in der Leidensgeſchichte mit großem Beifall.

Schon betrat das Geſpenſt die Schwelle der komiſchen Oper, als es aber vernahm, daß man Aſchenbrödel ſpielen werde, ſchauderte es und verſchwand.

## Urſprung und Fortſchritte des franzöſiſchen Theaters.

Im dritten Bande der poetiſchen Annalen wird behauptet, die Franzoſen hätten ſchon zu Karl des Großen Zeiten ein Theater gehabt, weil dieſer im Jahre 742 ein ſtrenges Edikt gegen die Hiſtrionen gegeben, unter wel-

cher allgemeinen Benennung damals alle Tänzer, Gaukler und Taſchenſpieler begriffen wurden. Von ſolchen Menſchen bis zu einer Clairon oder einem Talma, war freilich eben ſo weit als von der Hütte des Wilden bis zu dem Palaſt der Tuilerien.

Unter den Königen der zweiten Dinaſtie findet man keine Spur von theatraliſchen Beluſtigungen, man müßte denn das ſogenannte Narrenfeſt dahin rechnen, welches in der Kirche von Verlarvten durch obſcöne Lieder und Pantomimen gefeiert wurde.

Nach mehreren Jahrhunderten verſuchten die Troubadours unförmliche Comödien in Gang zu bringen. Unter Karl V. gaben die Pilgrimme, welche ſingend von Wallfahrten zurückkamen, die erſte Idee zu gereimten Dialogen, die man Myſterien nannte. Die Schauſpieler, welche ſolche Myſterien darſtellten, wurden von Karl VI. im Jahre 1402 förmlich patentirt und erhielten den frommen Titel: Brüderſchaft der Leiden Chriſti. Sie ſchlugen ihr erſtes Theater im Hôtel de la Charité auf und hatten gewaltigen Zulauf. Ihre Vorſtellungen aus dem alten und neuen Teſtamente wurden auch nicht als ein Zeitvertreib, ſondern als eine fromme Handlung betrachtet, denn man hielt ausdrücklich ihretwegen den Gottesdienſt in den Kirchen früher, damit ſich das Volk nicht zu ſpät im Theater einfinden möchte.

Mit den Dekorationen wußte man noch gar nicht umzugehen. Es ſtanden auf der Bühne mehrere Gerüſte, im-

mer eines höher als das andere. Das höchſte ſtellte das Paradies vor, ein anderes den Palaſt des Herodes u. ſ. w. In der Mitte war die Hölle, in Geſtalt eines Drachen, aus deſſen feuerſpeienden Rachen die Teufel hervorſchlüpften, die in dem Stücke Rollen ſpielten. Vor einem Winkel waren Vorhänge gezogen, und der Zuſchauer mußte alle die Handlungen, die ſich nicht wohl vor die Augen bringen laſſen, als hinter dieſen Vorhängen geſchehend ſich denken, zum Beiſpiel die Niederkunft der heiligen Jungfrau. Zu beiden Seiten der Bühne ſtanden Bänke, auf welche die Schauſpieler ſich ſetzten, wenn ſie nicht zu ſpielen hatten. Das war nun ihre ganze Kunſt. Freilich mangelte Täuſchung, aber die Zuſchauer waren auch weit leichter zu befriedigen, als jetzt.

Nicht in Akte wurden die Myſterien getheilt, ſondern in Tage, und täglich wurde ein ſolcher Tag vorgeſtellt. Nach jeder tragiſchen Scene trat der Hanswurſt auf und machte ſein Späßchen.

Der glänzende Erfolg der Brüderſchaft der Leiden Chriſti brachte zuerſt die ſämmtlichen Schreiber (die Clercs de la Basoche) auf den Einfall, eine neue Gattung von Komödien zu veranſtalten, und ſo entſtanden die Farcen und Moralitäten. In der letztern wurden Tugenden und Laſter perſonifizirt. Die berühmteſte Farce war der Advokat Patelin, der auch in den neueſten Zeiten wieder aufgewärmt worden. Die Schreiber trieben die Zügelloſigkeit auf's Höchſte. Dennoch wurden ſie bald nachge-

ahmt von den ſogenannten ſorgloſen Kindern (enfans sans souci.) Dieſe waren junge Leute von guten Familien, die eine Geſellſchaft bildeten und ſich einen König wählten, den ſie Narrenkönig (roi des sots oder de la sottise) nannten, weil er ſeinen Thron auf Thorheiten errichtete, welche ſie lächerlich machen wollten. Ihre glänzendſte Epoche war unter Ludwig XII., wo ſie ſo kühn wurden, ihn ſelbſt auf das Theater zu bringen. Doch dieſe Kühnheit war ſehr wohl begründet, wie man aus folgender, faſt unglaublichen Anekdote erſehen wird, welche die aquitaniſchen Annalen von Bouchet uns aufbehalten haben. „Der treffliche König nämlich beklagte ſich oft, daß ihm Niemand die reine Wahrheit ſage, und er folglich nicht erfahren könne, wie ſein Reich regiert werde. Darum erlaubte er die Theater und wollte, daß man ungehindert auf ſelbigen alle Mißbräuche darſtellen ſollte, die etwa an ſeinem Hofe oder im Reiche im Schwunge gingen.“ Nie hat wohl ein Monarch auf eine ſo auffallende Weiſe ſeine Wahrheitsliebe bewieſen. Er nahm ſich ſelbſt nicht aus, nur ſeine Gemahlin. Welch ein Beiſpiel! wenn man bedenkt, daß es nach ihm Zeiten gegeben hat, wo die leiſeſte Mißbilligung ein Verbrechen war.

Endlich trat Jodelle auf, der Erſte, der die Franzoſen Tragödie und Komödie in griechiſcher und lateiniſcher Form kennen lehrte. Sein Trauerſpiel Dido hat ſchöne Stellen. Ihm folgten Peruſe mit einer Medea, Grevin mit einem Tod Cäſars, St. Gelais mit einer Sophonisbe, zuletzt Garnier, der ſie Alle verdunkelte.

Unter Ludwig XIII. erschien Alexander Hardy mit unerschöpflicher Fruchtbarkeit, denn er hat mehr als achthundert Stücke verfertigt. Dann kam Nerée, von dem Racine manchen Zug entlehnte, und endlich Rotron, den Corneille seinen Meister nannte. Unter Richelieu schwang sich das Theater zu einer Höhe, von der es vielleicht jetzt im Herabsinken ist.

## Anekdoten.

Als der Pater Bourdaloue in Rouen predigte, strömten die Zuhörer von allen Seiten in die Kirche; die Krämer liefen aus den Buden, die Kaufleute versäumten die Börse, die Advokaten ihre Termine, die Aerzte ihre Kranken. Bald nachher beschrieb ein anderer Prediger einem seiner Freunde diesen Enthusiasmus, den er Unfug nannte, und mit Selbstzufriedenheit hinzu fügte: »Nunmehro, da ich wieder predige, bleibt Alles in der gehörigen Ordnung.« — Dasselbe könnte mancher sonst gerühmte Schauspieler sagen, wenn Iffland Gastrollen gespielt hat.

* * *

In einer Gesellschaft fiel das Gespräch auf berühmte Echo's. Jeder erzählte, wo er dergleichen gefunden, die drei, vier und fünf Silben wiederholten. Ein Gascogner, der dabei saß und bis jetzt geschwiegen hatte, erhub plötzlich die Stimme: »Meine Herren!« rief er, »das sind ja

lauter elende Echo's. Ich kenne eines in meinem Vaterlande, wenn man dem zuruft: Echo! wie gehts? so antwortet es: Ich danke für die gütige Nachfrage; so ziemlich. Das iſt noch ein Echo!» — Unſere heutigen Metaphyſiker laſſen auch bisweilen dergleichen Echo's reden.

* * *

Einer von jenen Schauſpieldichtern, welche lauter Werke für die Ewigkeit ſchreiben und deshalb in der Zeitlichkeit wenig Beifall finden, hatte wieder ein Stück geliefert, in dem das Publikum gähnte. »Das freute mich,« ſagte er, »alle dieſe Menſchen haben mir einzeln ſchon längſt Langeweile gemacht; nun habe ich es ihnen Allen auf Einmal vergolten.»

* * *

Corbillon dachte anders. Man erzählt, daß er, nach der erſten Aufführung eines ſeiner Trauerſpiele, welches mißfiel, die ſämmtlichen Rollen den Schauſpielern abforderte, und ſie, in Gegenwart vieler Zuſchauer, mit den Worten in's Feuer warf: „So muß man gegen ſich ſelbſt verfahren, wenn man nicht das Glück hat, dem Publikum zu gefallen.»

Wenn die Herren Schlegel und Konſorten dieſem Beiſpiele folgen wollten, ſo dürften die Armen dieſen Winter nicht frieren.

* * *

Eine alternde Dame verſprach einſt dem Biſchof von Amiens, La Motte, einem Manne, der im Geruch der Heiligkeit ſtand, ſie wolle von nun an Bällen und Schauſpielen und allen Eitelkeiten der Welt entſagen, wenn er ihr nur erlauben wolle, ſich noch ein wenig zu ſchminken. »Es ſei darum,« antwortete er, »doch nur auf Einem Backen.

* * *

Ein geiſtreicher Mann pflegte von einem gewiſſen Philoſophen zu ſagen: »Der Herr muß ſehr unwiſſend ſein, denn er antwortet auf Alles.«

* * *

Sherlok erzählte in ſeinen Briefen: Ich beſuchte zu Rom die Peterskirche mit einem Polen, einem Franzoſen und einem Engländer. Der letztere ſuchte überall Schönheiten auf, der Franzoſe Fehler, der Pole ſuchte gar nichts. Vor der Bildſäule der Barmherzigkeit von Bernini blieb der Franzoſe ſtehen und fand ſie abſcheulich. Der Engländer wandte ſich zu der Bildſäule der Gerechtigkeit von della Porta und fand ſie vortrefflich. Der Pole wandte ſich nach der Thür, durch die er gekommen war, und ſagte: die Kirche ſei doch länger als er geglaubt hätte.

* * *

Ein freigeiſteriſcher Schriftſteller wurde gefährlich krank, und von Gewiſſensvorwürfen gepeinigt über den Schaden, den ſeine Schriften wahrſcheinlich angerichtet hätten. »Ach!«

ſagte er voll Verzweiflung zu ſeinem Beichtvater, »nicht einmal nach meinem Tode werde ich aufhören Verderben zu ſtiften. Denn die Nachwelt wird mich leſen.«

»Beruhigen Sie ſich,« antwortete der Beichtvater, der nicht recht wußte, wie er ihn tröſten ſollte, »Ihre Bücher ſind ſo ſchlecht, daß Niemand ſie leſen wird.«

»Geh'n Sie zum Henker!« röchelte der Sterbende, »Sie ſind ein Dummkopf.«

* * *

Ein junger Menſch, der dafür bezahlt wurde, das Trauerſpiel von La Motte, Ines, auszupfeifen, hatte ſich deshalb mit einer tüchtigen Pfeife verſehen, allein die Kinderſcene ergriff ihn ſo heftig, daß er ſelbſt weinte wie ein Kind, und zu ſeinem Nachbar ſagte, indem er das gellende Inſtrument ihm reichte: »Sei ſo gut und pfeife für mich, denn weiß Gott! ich kann nicht.«

## Quodlibet.

In einem ſehr alten, 1598 gedruckten Werke über Feuerwerkerei und Kriegsinſtrumente, von einem gewiſſen Boillot, kommt, unter den vielen Kupferſtichen, mit welchen es verziert iſt, auch ein ſehr merkwürdiger vor, nämlich Berthold Schwarz, der Erfinder des Pulvers, wie er eben beſchäftigt iſt, Pulver zu machen. Wie viel Schwefel, Kohle und Salpeter er dazu nehmen ſoll, flüſtert ihm eine

andere Figur in die Ohren, die hinter ihm steht, und diese ist — der Teufel.

* * *

Herr Merkel, der die Menschheit immer fortschreiten läßt (obschon er selbst nicht fortschreitet), findet einen Gegner an dem Abbé Para, der ein historisch-philosophisches Gemälde der Religion geschrieben hat, in welchem er zu beweisen sucht, daß schon vor der Sündflut die Künste und Wissenschaften nicht allein erfunden, sondern auch schon auf einen Grad der Vollkommenheit gebracht sein konnten. »Denn,« sagt er, „die Fortschritte mußten damals weit schneller sein, weil die Menschen weit länger lebten, und weil oft zehn Jahre der längern Lebensdauer eines Genies den Künsten und Wissenschaften einen Vortheil von zehn Jahrhunderten bringen konnten.“ Er führt z. B. die Astronomie an, und daß Bailly in seiner Geschichte derselben vermuthet: die alten Völker Asiens hätten ihre astronomischen Kenntnisse von einem noch ältern, vom Erdboden verschwundenen Volke geerbt. Dieses untergegangene Volk, meint Para, habe vor der Sündflut gelebt.

* * *

In des Pater Maienbourg's Geschichte des Lutherthums steht: die Stadt Magdeburg sei mehr werth, als das ganze Churfürstenthum Sachsen.

* * *

Hartknoch in seinem Buche de republica polonica

erzählt, es sei im Jahre 1661 in den polnischen Wäldern ein Kind mitten unter Bären gefunden worden, man habe es gefangen, und zu dem Könige Kasimir nach Warschau gebracht. Es sei auf vier Füße gegangen, habe gefressen, was die Bären fressen, und überhaupt sehr viel Aehnlichkeit mit diesen Thieren gehabt. Es lernte endlich auf zwei Beinen gehen, sprechen aber nie. Indessen wurde es doch getauft und hinterdrein die Bemerkung gemacht — daß es doch wohl nur ein kleiner Bär sein möchte.

* * *

In den Memoiren de la Minorité de Louis XIV. wird erzählt: daß nach Richelieu's Tode viele Verbannte zurückberufen wurden; unter andern setzte man auch die Marschälle Vitry und Bassompierre in Freiheit, aus dem sonderbaren Grunde: weil sie in der Bastille zu viel verzehrten.

* * *

In denselben Memoiren wird dem Herzoge von Beaufort vorgeworfen, er habe seine Sprache nicht einmal verstanden. Die Incidentpunkte eines Prozesses (les incidents) habe er accidents genannt; ein schwarz ausgeschlagenes Zimmer lubrique, und wollüstige Augen lagubre. Dergleichen war eben nichts neues unter den französischen Höflingen. Zu den Zeiten Franz des Ersten vernahm einer, dieser Monarch sei ein Liebhaber von Epigrammen, und lief sogleich zu dem Mundkoch mit der Bitte, ihm ein Epi-

gramm zu machen, weil er ſich einbildete, das ſei irgend ein Leckerbiſſen.

* * *

In drei Briefen über den Zuſtand von Italien, die 1687 erſchienen ſind, wird unter andern erzählt, daß die Inquiſition einmal ein Kruzifix, welches ſich nicht gebührend benommen hatte, in's Gefängniß werfen ließ — und daß man lange Zeit einen Stein anbetete, auf welchem ein Engel die Spur ſeines Fußtritts ſollte zurückgelaſſen haben, bis man endlich fand, daß dieſer Stein ein Fragment von einer Bildſäule der Göttin Iſis ſei.

* * *

Ich finde in einem alten Buche: Raji Historia plantarum, daß der Saffran zwar magenſtärkend ſei, aber in einigem Uebermaß genoſſen, auch leicht ein tödtliches Lachen hervorbringe. Das ſei unter andern einer Dame von Trient widerfahren, die drei Stunden nach dem Genuß ſich todt gelacht habe. Solch' ein Tod, ſo lachend er auch ſcheinen mag, iſt bei alle dem gar nicht lächerlich, und ich wünſchte zu wiſſen, ob man neuere Erfahrungen dieſer Art gemacht hat?

* * *

Der engliſche Zuſchauer gab einmal ein unfehlbares Mittel an, um immer geſund zu bleiben: Iß ſo lange es dir ſchmeckt, aber iß nie mehr als von einer Schüſſel, »und dieſe ſei ohne Brühe, wenigſtens ohne künſtliche Sauce.« — Was das Trinken betrifft, ſo pflegte William Temple

zu ſagen: »Ich trinke das erſte Glas für mich, das zweite für meinen Freund, das dritte um fröhlich zu werden, das vierte für meine Feinde.«

»Sehr wahr!« rief ein wackerer Zecher, nachdem er dies geleſen, »aber Glas iſt ein Druckfehler, es muß Bouteille heißen.«

* * *

Der Kirchenvater Tertullian hat ein donnerndes Werk über den Putz der Weiber geſchrieben. Eine Stimme in der Wüſte! es wird doch nicht anders werden. Damit aber die Damen, welche den alten Tertullian zu leſen ſcheuen, nicht etwa der Ausflucht ſich bedienen mögen: ſie verſtünden deſſen Sprache nicht; ſo zeige ich ihnen hiermit an, daß es eine italieniſche Ueberſetzung gibt: Degli abbigliamenti e delle acconciature delle donne ect. von Dominico Pachi, die auch mit erläuternden Noten verſehen iſt, und die ſchönen geputzten Leſerinnen belehren wird, wie nahe ſie am Abgrunde ſtehen.

* * *

In Turpin's hiſtoriſchem Gemälde der franzöſiſchen Marine behauptet der Verfaſſer: die Benennung Pirat (Seeräuber) ſei nicht immer ſchimpflich geweſen; ſie komme von Piräus, dem athenienſiſchen Hafen, wo man ſich einſchiffte, um die Feinde des Vaterlandes zu bekämpfen. »Die Piraten, welche Königen oder Republiken dienten, ſtanden im Range anderer Krieger. Die Seeräuberei hatte nicht blos Geißeln der menſchlichen Geſellſchaft aufzuwei-

ſen, ſondern auch große Männer. Dionides war ein ſolcher. Alexander und Darius buhlten um ſeine Freundſchaft; allein er war zu ſtolz, um ſich einem Herrn zu unterwerfen, und wollte lieber ihr Feind als ihr Bundesgenoſſe ſein. Endlich kehrte ihm das Glück den Rücken, er wurde gefangen und vor Alexander geführt. Mit welchem Rechte, ſprach dieſer, beunruhigſt du die Meere? — Mit demſelben Rechte, war die Antwort, mit welchem du die Erde beunruhigſt. — Ich bin König, ſagte Alexander, du biſt nur ein Korſar. — So treiben wir einerlei Handwerk, erwiederte Dionides, ich mit einem einzigen Schiffe, du mit einem zahlreichen Heere. Wenn die Götter den Dionides in Alexander verwandelten und den Alexander in Dionides, ſo würde es einen guten König mehr auf dem Lande und einen geſchickten Korſaren weniger auf dem Waſſer geben.»

* * *

Es gibt Leute, die, wenn ſie in Geſellſchaften gehen, ſchon bei ſich beſchloſſen haben, womit ſie die Geſellſchaft unterhalten wollen; und auf dieſen Gegenſtand ſuchen ſie die Unterredung zu lenken, es koſte was es wolle. Cheſterfield erzählt in ſeinen Briefen von einem ſolchen Menſchen, der ein Geſchichtchen wußte, in welchem eine Flinte vorkam, und ſich immer alle mögliche Mühe gab, das Geſpräch auf Flinten zu lenken, um ſein Geſchichtchen anzubringen. Wollte es ihm gar nicht gelingen, ſo war ſein letztes Mittel, daß er von ſeinem Stuhle plötzlich

erſchrocken in die Höhe fuhr und ausrief: »Es kam mir vor, als hätte ich einen Flintenſchuß gehört.« Verſicherte man ihm nun, er habe ſich geirrt, ſo ſagte er: »Es kann ſein, aber apropos von Flinten! da muß ich Ihnen doch eine Anekdote erzählen.«

* * *

Unſere Handlungen gleichen den ſogenannten Entriemen (bouts-rimés), aus denen jeder macht, was ihm beliebt. — Oft werden wir berühmt durch die am wenigſten löblichen Handlungen unſers Lebens und die löblichſten bleiben verborgen.

* * *

Papſt Sixtus der Fünfte verordnete, daß ein Hahnrei, der ſich über die Ausſchweifungen ſeiner Frau nicht öffentlich beklagen würde, mit dem Tode beſtraft werden ſollte; aber das Geſetz wurde, aus hundert guten Gründen, nie in Ausübung gebracht.

---

Die Auflöſung der Charaden in dieſem Bande.

1. Bürgerkrieg. 2. Freitag. 3. Eheteufel. 4. Wildfang. 5. Hermann. 6. Morgenröthe. 7. Handſchuh. 8. Splitterrichter. 9. Zuckerbrot. 10. Maultrommel. 11. Schafkopf. 12. Buttermilch.

# Inhalt.


| | Seite |
|---|---|
| Der Hofmann | 7 |
| London und Paris | 21 |
| Der haarkräuselnde Künstler | 23 |
| Auch ein Modeartikel, aber ein alter | 25 |
| Shakespeare | 30 |
| Worauf deutet die Handschrift eines Menschen? | 34 |
| Kleine Gallerie von Albernheiten | 37 |
| Der Thee | 39 |
| Das Glück der Dummen Vormund, oder Leiden und Freuden des jungen Hans Strohleder | 43 |
| Amerikanische Anekdoten | 89 |
| Stradella und Thomas Britton | 93 |
| Die Gebrüder Bernoulli | 98 |
| Vorwürfe, der französischen Literatur von einem alten französischen Edelmanne gemacht | 105 |
| Die sieben Weisen Griechenlands | 109 |
| Die Entstehung des Freimüthigen | 114 |
| Mahomet's Vorschrift | 131 |
| Der Nationalgeist | 133 |
| Ein Portrait | 135 |
| Die Grundsätze | 137 |
| Was gehört vor allen Dingen zu einer guten Erziehung? | 142 |
| Theorie der Kommerztraktate | 146 |
| Der Regenschirm | 156 |
| Ueber Oefen und Kamine, Monarchien und Republiken | 172 |
| Aehnlichkeit und Sympathie | 174 |
| Franklin | 177 |
| Der Korbflechter | 184 |

Seite

Seltſame Obliegenheit . . . . . 186
Chapelain . . . . . 187
Glänzendes Muſter von Schmeichelei . . . . . 192
Rennefort's Geſchichte von Oſtindien . . . . . 196
Ein Mittel gegen blinde Verehrung der Aerzte . . . . . 203
Die Kunſt einen Prinzen zu erziehen . . . . . 205
Anekdoten und Kleinigkeiten . . . . . 206
Charaden . . . . . 223
Die Stecknadel . . . . . 226
Auch eine dramatiſche Vorleſung . . . . . 244
Worauf kommt's an? . . . . . 261
Getreuer Auszug aus Merkel's Skizzen . . . . . 263
Die Nachbarſchaft bei der Tafel . . . . . 268
Eine Ausnahme . . . . . 271
Bruchſtücke von Addiſon . . . . . 273
Kleine Betrachtungen . . . . . 278
Pope's Epiſtel über die Weiber, an Mylady *** . . . . 280
Rede, gehalten von Condorcet am 5. Juni 1782, als der Graf und die Gräfin von Norden (nachmaliger Kaiſer Paul und deſſen Gemahlin) eine Sitzung der Pariſer Akademie beiwohnten . . . . . 288
Die Macht der Vaterliebe . . . . . 299
Unſere Widerſprüche . . . . . 309
Das Geſpenſt . . . . . 310
Urſprung und Fortſchritte des franzöſiſchen Theaters . . . 313
Anekdoten . . . . . 317
Quodlibet . . . . . 320

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

CANCELLED

MAR 4 '87 H

13 - 374

CANCELLED

AUG 14 '67 H

1603986

Digitized by Google

Widener Library
3 2044 100 908 227